Anthropologische Vorträge

gehalten

im

Winter 1862—1863 in der Aula zu Bern

von

Maximilian Perty.

Leipzig und Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1863.

Vorwort.

Oeffentliche Vorträge vor einem gemischten Publikum gehören ohne Zweifel zu den bedeutenderen Mitteln, um auf Geist und Gesinnung der Mitlebenden zu wirken und bringen die Resultate des Forschens und Denkens durch das lebendige Wort zur Kenntniß auch der älteren Generation, welche den akademischen Hörsälen längst entfremdet, und des schönen Geschlechtes, welches seiner Natur nach sie zu betreten nicht bestimmt ist. Sollen dieselben dem größeren Kreise der Lesenden übergeben werden, so sind sie meines Erachtens auch mit dem gelehrten Apparat auszustatten, welcher es den für die Wissenschaft empfänglichen Geistern möglich macht, zur weiteren Belehrung und selbstständigen Fortbildung auf die Quellen zurückzugehen, aus welchen das Material geflossen ist. Es wurden daher die wissenschaftlichen Nachweise und mancherlei Anderes, was im Text den Zusammenhang gestört oder den klaren Ueberblick erschwert hätte oder was nicht wohl beim mündlichen Vortrage gesagt werden konnte, aber doch zur Charakteristik nothwendig war, in Anmerkungen verwiesen.

Die vorliegenden anthropologischen Vorträge sind äußerlich nur durch ein leichtes Band zusammengehalten, aber dem Kenner werden doch die Grundgedanken und Bestrebungen nicht entgehen, welche sich als rother Faden durch das Ganze ziehen.

Der Verfasser gehört zu der Zahl Derjenigen, welche im Ganzen die moderne Weltanschauung vertreten und die Berechtigung der Wissenschaft zur Entscheidung der höchsten Fragen anerkennen, aber andererseits weder die Schranken des menschlichen Geistes leugnen noch der Ansicht sind, daß die Ergebnisse der Forschung zum Verzicht auf die wesentlichen von jenen Ueberzeugungen bestimmen müssen, welche dem menschlichen Gemüthe für theuer und heilig gelten. Er hält die Förderung der Wahrheit, des Rechtes und der Freiheit für geboten und das Streben nach einer immer vollkommeneren Gestaltung des irdischen Lebens für wohlbegründet, glaubt aber nicht, wie so Viele jetzt, daß die Bestimmung des Menschen in diesem und im Staat aufgehe. — Der erste Vortrag: das Universum und die Erde, war nothwendig, um das wahre Verhältniß des Menschen zur Welt und seine Stellung in ihr zum Bewußtsein der Hörer zu bringen, im Gegensatz zu den alten unrichtigen Begriffen, welche so großen Einfluß auf das religiöse und politische Leben geäußert haben. Ein Theil der folgenden Vorträge behandelt wichtige naturwissenschaftliche Fragen, die in nahem Zusammenhange mit philosophischen und praktischen Interessen stehen; für die Culturbilder wurden solche Civilisationsformen gewählt, welche von der europäischen besonders verschieden sind.

Bern, 6. Juli 1863.

Inhalt.

Anthropologische Vorträge.

Erster Vortrag.

Das Universum und die Erde.

Die geschichtliche Entwickelung des menschlichen Wissens läßt bei einiger Aufmerksamkeit bald erkennen, daß nach dem Weltgesetze allseitiger Verwandtschaft und allgemeinen Zusammenhanges eine immer innigere Durchdringung und wechselseitige Bestimmung zwischen den einzelnen Wissenschaften stattfindet, indem die Fäden, welche der Geist zuerst ohne Zusammenhang nach allen Richtungen zieht, sich später immer inniger zu einem vollständigen Gewebe verbinden, in welchem jeder Faden den andern trägt und stützt und alle unter sich zusammenhängen. Der Proceß verläuft hier schneller, dort langsamer, etwa wie in der Entwickelung eines lebenden Wesens diese Organgruppen sich schneller, andere langsamer aufbauen, bis am Ende des Processes alle vollendet und in die innigste Wechselwirkung getreten sind. Die Naturwissenschaften, deren Keime nicht bei den Orientalen Asiens, sondern bei den Aegyptern und Griechen zu suchen sind, standen bis zur neuen Zeit unvermittelt und ohne Zusammenhang neben den andern und ihr Einfluß auf diese, auf das Denken überhaupt, auf das kirchliche und politische Leben war ungemein gering. Der erste gewaltige Ruck ihrer Annäherung und Einwirkung auf die andern und auf das geistige Leben überhaupt geschah durch die Erfindung des Copernikanischen Planetensystems, welcher zahlreiche andere Erfindungen und Entdeckungen auf dem Fuße folgten, wobei es war, als erwache die europäische Menschheit aus einem langen Traume, als fielen ihr die Schuppen von den Augen durch die immer gewaltiger auf sie eindringenden Massen von Licht, welche ihr die äußere Welt offenbarten, die bis dahin für sie wenig beachtet und im

Dunkel gelegen hatte. Es dauerte nicht lange, so wurde die Tragweite der rasch sich folgenden astronomischen und geographischen Entdeckungen tief und lebhaft empfunden, am meisten von den Vertretern derjenigen Lehren, deren Fundamentalsätze zu den neu gewonnenen Erkenntnissen im schärfsten Gegensatze standen. War doch die Erde früher die Welt gewesen, Sonne, Mond und Sterne ihr beigegeben, daß sie ihre Tage und Nächte erhellten, und nun erschien, wie der Blick mit immer mächtigeren Mitteln in die Tiefen des Raumes drang, die Erde nur als ein Atom unter den Myriaden anderer, die nach einem bis zur Stunde noch verborgenen Plane sich im Raume bewegen! Hatte doch der Mensch sich früher für den einzigen vernünftigen Bewohner der sichtbaren Welt gehalten, im Unsichtbaren ober ihm die Engelwelt, unter ihm die Dämonenwelt, und nun die Erkenntniß, daß unzählige Weltkörper, zum Theil millionenmal größer als die Erde, den Raum erfüllen, höchst wahrscheinlich von den allerverschiedensten intelligenten Wesen bewohnt! In dem Maaße, wie sich der Begriff von der Welt immer mehr, zuletzt bis zur Unendlichkeit erweiterte, wuchs auch der Begriff von dem Schöpfer dieser Welt, dem höchsten Princip ihres Daseins und Bestehens, und schien anfangs der Mensch kleiner geworden, so stellte sich später heraus, daß er mit der Erweiterung seiner Einsicht vielmehr größer geworden, größer als er je ahnte, weil es ihm vergönnt war, die Weltgesetze in ihrer Wahrheit zu erkennen, von welchen er sich früher so irrige Begriffe gemacht, so kindliche Anschauungen gehegt hatte. Welch' bedeutenden Umschwung aber die erweiterte und verbesserte Einsicht in das Universum in der ganzen Weltanschauung der Menschen hervorbringen mußte, brauche ich hier nur anzudeuten.

Von dem allgemeinen Zusammenhang und dem Reciprocitätsverhältniß aller Dinge hatten wohl einzelne Philosophen des Alterthumes eine Vorstellung gehabt, die später jedoch verloren ging und selbst in unserer Zeit noch nicht allgemein geworden ist. Auf allen Gebieten, dem physischen, geistigen und sittlichen werden überhaupt die besseren Zustände, die höheren Formen nur durch unendliche Arbeit, nach den verschiedensten Irrungen und Mißgriffen errungen, so daß die Cultur, deren wir uns

jetzt erfreuen, das Product unsäglicher Anstrengung der vorausgegangenen Geschlechter ist und nur durch gleiche Mühe des gegenwärtigen und der künftigen erhalten und erhöht werden kann. Ein unerbittliches Gesetz zwingt die Menschen zu unaufhörlicher Thätigkeit; gehorchen sie diesem nicht, wollen sie, dem Hange zur Trägheit folgend, sich seiner Macht entziehen, so folgt mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher der Stein zur Erde fällt, das Herabsinken zu niedrigeren Zuständen, die Bildung verschlechtert sich, die mit Mühe zurückgedrängte Barbarei rückt wieder auf allen Puncten vor und das kostbare, mühsam erworbene Gut wird abermals die Beute der rohen Mächte, welchen es abgerungen worden war. Langsam ist der Weg zur Bildung und zur Freiheit, beschwerlich wie das Ersteigen eines Gebirges, rasch hingegen und leicht ist die Bahn zur Barbarei und zum Despotismus durchschritten. Gewonnene Wahrheiten müssen stets geschirmt und vertheidigt werden, sollen nicht die Irrthümer, über die sie sich erhoben haben, sie überwuchern, ähnlich wie die Culturpflanzen von den wilden, auf deren Gebiet sie der Mensch angesiedelt hat, wieder verdrängt werden, wenn seine Pflege, seine Arbeit für sie nur kurze Zeit nachläßt. Es ruhen in der einen Schaale die Wahrheit, Freiheit und Bildung, in der andern der Wahn, die Rohheit und der Despotismus und es bedarf nur eines unbedeutenden Anstoßes, um die letztere zum Sinken zu bringen. Weil die Wahrheit Licht und Leben in sich hat, verbreitet sie auch überall Licht und Leben, so daß jede richtige Erkenntniß zur fruchtbaren Mutter anderer wird.

Die Einsicht in den allgemeinen Zusammenhang, die allseitige Bedingtheit und Bestimmung aller Dinge mußte vom wesentlichsten Einfluß auf die Begriffe sein, die man sich vom Verhältniß des Menschen zur Natur machte. In der Anschauung der früheren Zeiten war die Natur dem Menschen gegenüber eine fremde, fast mehr feindselige als gleichgiltige Macht; die Anschauung der Gegenwart erkennt die Einzelnen und die Völker als theilweise durch die Naturmächte bestimmt und ist sich zugleich der Aufgabe bewußt, das menschliche Dasein mit jenen in Harmonie zu bringen, damit die gleiche vernünftige

Gesetzmäßigkeit in beiden herrschend werde. Der Vergangenheit erschien der Mensch als ein der Erde fremdes, durch eine unbegreifliche Macht als vorübergehender Bewohner auf sie gesetztes Wesen; die vollkommenere Einsicht der Gegenwart begreift den Menschen als ein mit der Erde und ihrer gesammten Organisation gesetzmäßig entwickeltes, nicht durch einen willkürlichen Act zufällig zu ihr gekommenes, sondern im Einklang mit der Natur der Erde entstandenes Wesen, welches zu ihr gehört, wie die Blüthe und Frucht zum Baume, der sie trägt. Je mehr diese Einsicht sich klärt und befestigt, desto bedeutender muß sie auch auf die Geschichtschreibung wirken. „Man hat, sagt Maury*), in der Geschichte lange nur die Wirkung moralischer Ursachen und die Rolle der an der Spitze stehenden Personen betrachtet. Der Historiker wickelte nur eine Reihe von Handlungen ab, hier und da mit einer Schilderung der Gesellschaft und dem Portrait eines Helden oder Staatsmannes — aber vernachlässigte ganz den Urquell der Ereignisse: den Boden, auf dem die Evolutionen vor sich gehen, Klima, Rasse mit ihrer intellektuellen Beschaffenheit, Genius, Sprache, Temperamente, Sitten ..... man wußte nicht, in welch enger Verbindung der Mensch mit der Natur steht. Man sah in der Menschheit nur die Beherrscherin der Erde und vergaß, daß der Monarch von seinen Unterthanen mehr abhängt als diese von ihm. Erst in letzter Zeit verließ man die alte Geschichtschreibungsart und zog zur Beurtheilung der Ereignisse die Localitäten, Monumente, Institutionen und Glaubenssysteme herbei. Die Geschichte würde uns nur als unlösbares Räthsel oder als Caprice der Vorsehung erscheinen, wenn man in ihr nicht das Ergebniß der allgemeinen Ordnung der Dinge erkennte, in welcher der Mensch selbst nur ein Hauptagent, ein großes Rad in der Maschine ist, das die Reaction der anderen Räder erfährt, die in der orgaschen und unorganischen Natur liegen, und ihre Bewegung hinübergiebt...... Man kann nicht Geschichte schreiben ohne den Grundbedingungen Rechnung zu tragen, welche die Bildung der Erde, die Entstehung der lebenden Wesen und des Menschen

*) La terre et l'homme, Paris 1857, Vorrede.

selbst vermittelt haben." Es möge mir erlaubt sein, hierbei auf die Verwandtschaft oder eigentlich auf das Verhältniß der Unterordnung aufmerksam zu machen, in welchem die Geschichte zur Anthropologie im umfassendsten Sinne steht, von welcher die Geschichte nur der Theil ist, welcher die menschliche Natur in ihrer zeitlichen Entwickelung, in ihren hervorragenden Persönlichkeiten und Ereignissen darstellt, indem die Menschheit nur eine der zahllosen Gattungen der organischen Wesen ist, deren jede ihre Schicksale und ihre Geschichte hat, die wir freilich unvergleichbar weniger kennen, als die Geschichte unserer Gattung, obwohl uns auch diese nur von den letzten Jahrtausenden und auch da nur sehr lückenhaft bekannt ist. Geschichte ist aber die Darstellung der zeitlichen Entfaltung der Idee eines Wesens oder einer Gruppe zusammengehöriger Wesen nach ihren concreten Gestaltungen und bedeutenderen Erscheinungen. In der wissenschaftlichen Praxis wird allerdings die Anthropologie nicht in diesem umfassenden Sinne genommen, sondern man bestimmt sie als die Wissenschaft von der Beschaffenheit der menschlichen Natur und ihrer Gesetze, nach welchen wieder die historischen Vorgänge sich gestalten müssen. Sie hat es mit dem Begriff des Menschen zu thun, der in allen Wandlungen der Erscheinung das immer Gegenwärtige ist und wenn die Anthropologie auf einzelne Persönlichkeiten oder Ereignisse eingeht, dienen ihr diese nur zur Bestimmung jenes Begriffes.

Es war in diesen einleitenden Bemerkungen davon die Rede, daß der Mensch nicht unabhängig von der Natur und ihrem Leben und nicht als ein bloß geistig-sittliches Wesen, sondern nur in seinem Zusammenhang mit der Welt verstanden werden könne. Es möge daher erlaubt sein, vor Allem in eine Betrachtung der Welt und der Erde einzugehen, der Erde, die unser Geschlecht trägt und nährt, der Bühne unserer Thaten und Leiden, deren Zustände und viel verschlungene Verhältnisse mit dem Leben des Einzelnen und des ganzen Geschlechtes durch unzählbare Fäden zusammenhängen. — In einer verhältnißmäßig sternarmen Gegend des unermeßlichen Systems von Sonnen, von welchen die sogen. Milchstraße die fernsten Partieen darstellt, bewegt sich mit einem Gefolge von ihr abhängiger

kleinerer Körper unsere Sonne, ein Stern unter den zahllosen Schaaren des Systems, zu dem sie gehört und das wohl 20 Millionen Sonnen von der verschiedensten Größe und Beschaffenheit in sich begreifen mag. Und doch ist dieses System nur eines der vielen Tausende ähnlicher Systeme, deren nähere uns in der Gestalt von Sternhaufen und Nebelflecken, deren fernere nur noch als Wölkchen vom mattesten Licht und kleinem Durchmesser auch in den mächtigsten Fernröhren erscheinen. Wahrscheinlich hat jedes dieser Sternsysteme eine Rotation um sich selbst und alle zusammen stehen in einem Gleichgewichtsverhältniß. In der ganzen physischen und geistigen Schöpfung sehen wir mehr oder minder die Gliederung zu immer kleineren und kleinsten Theilganzen mit überwiegenden Mittelpuncten, von den Sonnensystemen bis zu den kosmischen Individuen und den auf ihnen lebenden organischen Wesen herab und wieder bis zu den einzelnen Zellengruppen dieser und treffen die gleiche Einrichtung auch in der geistigen Welt, in welcher wie in der physischen das Kleinste und das Größte zugleich herrscht und dient. — Wir können die Unendlichkeit des Weltalls nicht fassen, wenn wir auch die größten Zahlen, Zeiten und Räume auf einander thürmen. Obschon die Menschen jetzt viel mehr als sonst an große Maaße und Zahlen gewöhnt sind, so begreifen die wenigsten, welch' bedeutende Größe nur **eine** Million ist. Könnte uns ein Eisenbahnzug nach dem Monde bringen, welcher 6 Meilen in jeder Stunde machend Tag und Nacht in Bewegung wäre, so würden wir in einem Jahre auf dem Monde anlangen, welcher uns nächste Weltkörper doch nur 50000 Meilen entfernt ist. Wollten wir mit der gleichen Gelegenheit nach der Sonne reisen, so würden wir daselbst in 400 Jahren anlangen und doch ist die Sonne nur 20 Millionen Meilen von uns entfernt, welchen Raum der Lichtstrahl in 8 Minuten durchmißt. Aber die Entfernung auch der **nächsten** Fixsterne, z. B. des schönsten Doppelsterns des Himmels und zugleich des allernächsten Fixsterns, a Centauri, nur in der südl. Halbkugel sichtbar, wächst nicht etwa in einem ähnlichen Verhältniß, wie die Entfernung der Sonne zu der des Mondes, sondern sogleich in einer fast erschreckenden Größe, denn a Centauri ist 269420 mal

ferner, als die Sonne von uns, eine Distanz, welche die Lokomotive in etwa 108 Millionen Jahren zurücklegen würde. Auf der ganzen Erde werden, wie Mädler bemerkt, etwa 15 Millionen Centner Baumwolle gewonnen und ein Loth auf's feinste versponnen giebt einen Faden, eine Meile lang. Die ganze Baumwollenernte eines Jahrhunderts, so fein versponnen, würde erst einen Faden geben, der bis a Centauri reichte; eine Entfernung, welche das Licht in 4 Jahren 38 Tagen zurücklegt. Man sagt zur Bezeichnung dieser Entfernung, a Centauri habe 4 J. 38 T. Lichtzeit, welche beim Polarstern, nach welchem sich wohl Schiffer, Hirten und nächtliche Wanderer orientiren, 49 Jahre 7 Tage beträgt, bei den fernsten Partien der Milchstraße schon 8000 Jahre, bei den Nebelflecken 4 bis wenigstens 20 Millionen Jahre, so daß die fernsten uns noch sichtbaren Nebelflecken wenigstens schon vor 20 Millionen Jahren existirt haben müssen. — Wir erhalten von dem in seiner Ausdehnung und nicht minder in seiner wahren Bedeutung unfaßbaren Weltganzen den Eindruck überwältigender Majestät und es dämmert die Ahnung in uns auf, daß dieser räumlichen und zeitlichen Unermeßlichkeit auch eine unbegrenzte Mannichfaltigkeit und Schönheit des organischen und geistigen Lebens entsprechen werde. Förster*) schreibt: „Die Zahlenverhältnisse am Himmel sind so eigenartiger und verborgener Natur, daß die Zahlengesetze, die wir einfach und verborgen nennen und in denen der instinktive Genuß unserer Empfindung befangen bleibt, sich zu ihnen verhalten, wie die Gesetze der Atome zu den Gesetzen unseres Geistes..... Aus einer harmonischen Wahlordnung, die erst außerhalb der Erde zur Erscheinung kommt, geht unvermerkt ein höherer Gedanke hervor, der auch jetzt noch den philosophischen Forscher erfüllen darf, der Gedanke, daß, was der menschliche Geist höchstens als gesetzmäßig zu verstehen vermag, einem höheren Geiste, vielleicht entsprechend unserem Bilde von Harmonie und Schönheit, d. h. im erhabensten Sinn als zweckmäßig erscheint." — Ich hege die feste Ueberzeugung, daß es höhere Intelligenzen giebt, welche in den für uns so unbe-

*) Keppler und die Harmonie der Sphären, Berlin 1862.

greiflichen Bau des Weltalls vollkommenere Einsicht haben und den für uns unfaßbaren Sinn dieser Sternhieroglyphik theilweise zu enträthseln vermögen. Für den Ununterrichteten ist auch das große Ganze der Thier- und Pflanzenwelt unverständlich, während der Zoolog und Botaniker deren Bau in all seinen Stockwerken, Verzweigungen und Verbindungen zu übersehen im Stande ist. Rücksichtlich des Sternhimmels können wir unsere Einsichten nicht gering genug anschlagen und vermögen nur in unserem Planetensystem einige Einrichtungen zu verstehen, welche eine Zweckbeziehung auf die organische Natur der Planeten zu haben scheinen, z. B. die symmetrische Form aller Planeten, auch da, wo die Kugelgestalt fehlt, wie im Saturnsring. Mädler ist der Ansicht, daß nur dadurch regelmäßige Tages- und Jahreszeiten zu erhalten waren und die Naturökonomie der Planeten einer bestimmten für die Bewohner nothwendigen Ordnung unterworfen werden konnte. Ferner fällt die mittlere Grundebene aller Planetenbahnen stets zwischen die Bahnebenen des Jupiter und Saturn, welche übermächtigen Körper auf diese Weise die Bahnen aller übrigen Planeten und auch ihre eigenen durch die Gravitation balanciren und für alle Zeiten ein maaßloses Anwachsen ihrer Neigungen verhindern, durch welche letzteren eben der Jahreswechsel und alles damit Zusammenhängende bestimmt wird. Der gegenseitige Einfluß von Jupiter und Saturn ist dem zu vergleichen, welchen die beiden Arme eines Doppelhebels auf einander üben; wenn Jupiter seinen Lauf beschleunigt, so verlangsamt sich gleichzeitig der des Saturns und umgekehrt und wenn Jupiter eine Störung auf andere Planeten ausübt, so wird dieselbe ganz oder größtentheils durch eine entgegengesetzte Wirkung des Saturns aufgehoben. Solche Balancirungen finden aber auch in kleinerem Maaßstabe zwischen anderen Paarlingen, wie ich sie nennen möchte, unseres Sonnensystems statt, welche Paarlinge vielleicht durch Spaltung einer gemeinschaftlichen Masse entstanden sind, wie die zwei Kerne mancher Kometen oder wie die Dotterpartikeln bei beginnender Entwickelung eines Thieres sich bilden. Gewisse Planeten stehen nämlich mit bestimmten anderen in einem näheren Verhältniß als mit den übrigen, wie in einer zahlreichen Familie

gewisse Geschwister. Außer Jupiter und Saturn verhalten sich so Erde und Venus, Ceres und Pallas, Uranus und Neptun, alles Paare, deren Glieder in Größe, Masse, physischer Beschaffenheit und äußerer Erscheinung ziemlich übereinstimmen und sich innerhalb des großen Ganzen gegenseitig in ihrer Bewegung reguliren. Es ist demnach mit Vermeidung einer langweiligen Eintönigkeit durch eigenthümliche Einrichtungen und Beziehungen dafür gesorgt, daß die Störungen auf das möglichst geringe Maaß beschränkt und ein zu starkes und zu lange fortgesetztes Anwachsen derselben verhindert wurde.

Unter den Vorstellungen, welche sich der menschliche Verstand über Entstehung der Weltkörper und speciell wieder unseres Planetensystems bildete, hat die von Kant in s. „Naturgeschichte des Himmels“ zuerst ausgesprochene, von la Place fortgebildete, durch gewisse Beobachtungen des ältern Herschels vielleicht unterstützte, am meisten Anklang gefunden und kam später in eine natürliche Verbindung mit der längere Zeit fast unbedingt herrschenden plutonischen Theorie der Erdbildung. Sie erfuhr mannichfache Aenderungen und nähere Bestimmungen; einige Hauptsätze dieser Ansicht in ihrer neueren Gestaltung sind folgende. — Man kann sich die größten Systeme entstanden denken aus einer den Raum erfüllenden Masse feinster Materie, welche in zahllose Gruppen zerfiel, deren größere sich immer wieder in kleinere und kleinste theilten, aus welchen nach dem Gesetz der Anziehung sich die kosmischen Individuen formten. Hatten alle Stoffe der Sonne und des Planetensystems einst Dunstform, so mußte die Dunstkugel oder Scheibe, welche die Stoffe formirten, Billionen, vielleicht Trillionen von Meilen im Durchmesser haben. Indem bei der Bildung des Systems die von der Drehaxe weiter entfernten erkaltenden Massen wegen ihrer schnelleren Bewegung verhindert wurden, die Sonne zu vergrößern, gestalteten sie sich zu besonderen Körpern, den Planeten, jeder von einer Dampfhülle umgeben, die an der drehenden Bewegung des sich zum Planeten verdichtenden Kernes Antheil nahm und mit ihm vereinigt blieb, wenn nicht etwa einzelne, durch schnellere Drehung die Anziehungskraft überwältigende Massen sich zu Monden formten. Die Saturnsringe entstanden dadurch, daß sich rings

um den Aequator gleichzeitig ein Theil der zähen Masse vermöge der Centrifugalkraft losriß und statt in Mondkugeln zu zerfallen, wie andere, im Zusammenhang blieb. Die Drehung der Dampfmasse mochte ursprünglich durch Polarkraft bewirkt sein, deren Aeußerungsweisen Anziehung und Abstoßung sind. Als Sonne und Planeten noch eine einzige Gaskugel oder Scheibe bildeten, war deren Rotation noch sehr langsam; die äußersten Theile trennten sich und formirten Neptun, den äußersten Planeten; die Umlaufszeit desselben, nämlich 217 Jahr, ist gleich der Rotation der Urmasse. Dieß gilt für alle folgenden Planeten, deren innerste die jüngsten sind und auch für die Monde; die siderische Umlaufszeit unseres Mondes zeigt die Drehungsdauer der gemeinschaftlichen Masse von Erde und Mond, als letzterer sich bildete. Man berechnet für die Rotation der Urmasse, als die Sonnenatmosphäre bis an den jetzigen Ort der Erde reichte, 357 Tage, was mit dem Erdenjahr ziemlich übereinstimmt. So ist es auch bei den übrigen Planeten und Monden; die Umlaufszeit eines jeden derselben entspricht der Drehungszeit der noch bis zu ihm reichenden Urmasse. Bei fortdauernder Abkühlung, Billionen Jahre hindurch muß die Sonne wegen dem Schwinden der Dämpfe immer heller leuchten, dann aber allmälig in die Dunkelglühhitze übergehen, und dann muß sich die Verminderung der Erwärmung für die Körper ihres Systems immer fühlbarer machen und auf diesen allmälig das organische Leben erlöschen, während sich auf der immer kühler werdenden Sonne selbst eine eigenthümliche, unermeßliche Organisation entwickeln und unter steten Veränderungen eine unberechenbare, jedoch auch begrenzte Zeit hindurch erhalten kann, da auch die Sonne zuletzt erlöschen und erkalten muß.

Die noch in Dampfform befindliche Erde (wie alle übrigen Planeten) war, weil die Dämpfe kein Licht entwickeln, ein nächtliches Chaos. Als die Dämpfe durch Wärmeverlust an den Weltraum tropfbar flüssig wurden, „ward es Licht", die Erde erschien nun weißglühend und selbstleuchtend, wie jetzt noch die Sonne, die sich wegen ihrer ungeheuern Größe ungemein langsamer abkühlt, als die Erde es gethan hat. Stoffe in Dampfform bei sehr großer Erhitzung geben ihre chemischen

Verwandtschaften nicht kund, weßhalb alle einfachen Stoffe anfänglich sich unverbunden durchdringen konnten und die chemischen Combinationen erst nach und nach mit der Abkühlung erschienen. Unter allen Stoffen ist für die Erde das Eisen am meisten charakteristisch, eines ihrer wesentlichsten, vielfach in ihre Entwickelung eingreifenden Elemente. — Bei der Verbrennung der Stoffe im Aether mußten die großartigsten Licht- und Feuerprocesse stattfinden. Den Hitzegraden, welche sich bei manchen chemischen Combinationen entwickeln, z. B. bei dem Zusammentritt von Wasserstoff und Sauerstoff, wobei Platina unverzüglich wie Wachs schmilzt, konnte kein Stoff widerstehen. Die Metalle mit ihren Verbindungen bildeten den Kern, die flüchtigen Substanzen die Atmosphäre der Urerde. Die Verschiedenheit bei Bildung der chemischen Verbindungen im gährenden Chaos der Urerde war sehr groß; manche Stoffe fanden andere, von denen sie angezogen wurden, in Fülle, andere nur sparsam, einige blieben unverbunden. Weil außer dem Gesetz der Schwere noch andere mächtige Bewegungen wirkten, so konnten schwere Materien lange an der Oberfläche bleiben, vielleicht für immer, wenn sie wie Gold nur in kleinen Massen vorkamen, die sich nicht Platz nach unten zu machen vermochten — oder es konnten leichtere, selbst Dämpfe in kleineren Quantitäten in den Räumen zwischen den festen Schichten der Tiefe festgehalten werden. In der sich abkühlenden Sphäre mußte ein Kreislauf entstehen, indem die äußersten, im Weltraum rasch erkaltenden Theilchen sich verdichtend und schwerer werdend in die Tiefe stürzten, aber dort wieder aufs neue erhitzt zum Aufsteigen gebracht wurden. Im Kerne fand deßhalb kein solcher Kreislauf statt, weil die Substanzen hier ungleich vertheilt und seine flüssigen Massen nur geringer Zusammenziehung fähig waren. Leichtere Schichten hatten sich concentrisch über schwerere gelagert, nicht nach ihrer Temperatur, sondern nach ihrer specifischen Beschaffenheit und vermochten daher bei weiterer Erkaltung kaum unterzusinken. Weil in den obersten Lagen die Abkühlung zu schnell erfolgte, so kam es hier nicht zur vollkommenen Krystallbildung, die vielmehr nach unten vom Thonschiefer durch den Glimmerschiefer, Gneis bis zum Granit sich immer reicher und größer entfaltet.

Die festwerdende Masse, die Rinde mußte allmälig kleiner werden; sie füllte ihren Raum nicht mehr aus und zerriß daher. In die Spalten und Klüfte strömten von der Tiefe her sogleich noch flüssige Massen und wurden z. Th. durch die Zusammenziehung der erkaltenden Rinde über die Spalten als erste plutonische Gebirge emporgetrieben. Die Erdkruste nahm von unten in Folge der Erkaltung, von oben durch Niederschläge aus dem Meere, vielleicht auch aus der Luft an Dicke zu.*) Durch ihre Risse und Spalten drang das Wasser nach der Tiefe, das von der Hitze des noch flüssigen Innern in Dampf verwandelt, den vulkanischen Proceß in einer Ausdehnung und Energie unterhielt, wie sie der Gegenwart fremd sind. Aber eben hierdurch war auch der Grund zu seiner Schwächung gelegt, indem mit jeder Explosion dem Innern der Erde Wärmequanta entströmten, die nie wieder zurückkehrten und die Reaktionskraft des heißen Innern gegen die erkaltende Oberfläche immer mehr verminderten.

Die den tropfbar flüssigen Erdkörper umgebende Luft- und Dampfhülle enthielt auch den ganzen Ocean und wahrscheinlich allen Kohlen- und Stickstoff nicht nur der jetzigen Atmosphäre und der Organismen, sondern auch der Gesteine in sich, dann den Sauerstoff und das Wasser, welche jetzt mit den krystallinischen Gesteinen verbunden sind und außerdem viele andere Stoffe, welche glühender Wasserdunst aufgelöst erhalten kann, —

*) Humboldt berechnet nach dem Schmelzpunkt der Felsarten und dem Gesetz der Wärmezunahme nach der Tiefe, die Dicke der festen Erdrinde auf $5^2/_{10}$, Bischof auf $5^2/_3$, Elie de Beaumont auf 6 geogr. Meilen. Nach Nöggerath muß sie nothwendig größer sein, aber nicht überall gleich groß. Hier und da mögen zwischen der Rinde und dem flüssigen Kern Räume erfüllt mit flüssigen, leichter schmelzbaren Massen existiren. Solche Reservoirs speisen die Vulkane, von welchen oft nahe aneinanderliegende, wie z. B. Aetna und Stromboli chemisch ganz verschiedene Laven auswerfen, weil diese aus verschiedenen, in sehr ungleicher Tiefe liegenden Behältern kommen. Der flüssige Kern mag ungefähr die gleiche Wärme haben, (die höchste, die in der Erde erreicht werden konnte), weil sich seine Temperaturen ausgleichen; seine Theile mögen wenig beweglich sein in Folge des ungeheuern Druckes, doch wird die Anziehung des Mondes auch in ihm Ebbe und Fluth verursachen.

so daß die Dunsthüllen ein ungeheures Volumen haben konnten. Die Elasticität des Wasserdampfes hinderte trotz des ungeheuren Druckes, den seine obern auf die untern Schichten übten und der mehrere Tausende von Atmosphären betragen konnte, dessen Verwandlung in Wasser, von dessen Dichtigkeit jener Wasserdampf indeß nicht sehr abwich, so daß die Bewegungen jener Dunsthülle mächtig waren, wie die eines Oceans. Als aber die Temperatur derselben allmälig von 1600 zu 1200, endlich zu 950° C. herabsank, vermochte die Elasticität nicht mehr dem Druck zu widerstehen, allmälig bildete sich tropfbares Wasser in immer größerer Menge und die Temperatur der Erde, welche bis dahin Wärme nur durch Strahlung verloren hatte, nahm nun in Folge der Verdunstung des gebildeten Wassers rascher ab.*) Die Atmosphäre verringerte sich und hiermit auch der Druck, den sie auf den festen Körper ausübte, sie reinigte sich gleichsam und wurde durchsichtig; der Sauerstoff fehlte ihr noch ganz. Das Meer, noch heiß und reich an Salzen, enorme Massen kohlensauren Kalkes enthaltend, wirkte auf die erstarrende Feste sowohl chemisch als mechanisch ein. Die ersten Thiere und Pflanzen, welche um die Zeit der Grauwacke und des Urthonschiefers erschienen, konnten nur Wasserbewohner sein; als der Druck der Atmosphäre nachließ, entwickelten sich aus dem Meere immer größere Mengen von Kohlensäure, die zerlegt mit ihrer Kohle die nun mächtiger auftretende Pflanzenwelt nährte, während der Sauerstoff der Atmosphäre verblieb.

Die Vertheilungsart von Land und Meer hat während der Erdentwickelung häufig gewechselt; nachdem anfänglich eine allgemeine Wasserbedeckung stattgefunden, später in Folge der

*) Nach Fourier, der die Temperatur des Weltraumes zu — 57° C., die des Erdäquators zu + 27°$_{5}$ C., der gemäßigten Zone zu + 10 C. bestimmt, hat die fast ganz abgekühlte Erde nur noch 0,°$_{033}$ C. mehr Wärme als bei vollendeter Abkühlung. In der spätern Zeit erfolgte die Abkühlung so langsam, daß sie seit 2000 Jahren kaum 0,°$_{03}$ C., seit 83000 Jahren nur 1°$_{25}$ C. betragen hat. Viele Millionen Jahre mußten verfließen, bis die Erde so weit abgekühlt war, daß sich auf ihr tropfbares Wasser bilden und die Anfänge einer Organisation erscheinen konnten.

plutonischen Erhebungen immer zahlreichere Inseln über den Ocean sich empor hoben, endlich Continente sich bildeten, kamen Zeiten, wo diese in Folge von Senkungen überfluthet und unter dem Seespiegel begraben wurden, während anderwärts Inseln und Continente über den Fluthen emporstiegen; die Sahara, die Gobi waren einst Meeresgrund. In den zahllosen Inseln des stillen Oceans erkennt man die Reste eines in früheren Perioden hier vorhandenen großen Continents; eben so in den Inseln des indischen Archipels. Ceylon hingegen hing wahrscheinlich nie mit dem indischen Festlande zusammen (es hat eine Anzahl Thiere, die diesem fehlen, dagegen keine Tiger und sein Elephant ist eine eigene dritte Spezies, die auch auf Sumatra vorkommt), sondern bildete früher mit dem indischen Archipel einen eigenen Continent. England hing einst mit dem europäischen Continent zusammen, Südspanien über Gibraltar mit Nordafrika; im mittlern und nördlichen atlantischen Ocean befanden sich in der Miokän- oder Mollassezeit zahlreiche Inseln und wahrscheinlich ein Continent; von den nordischen Inseln jener Zeit ist blos Island übrig geblieben. Diese Inseln und Festländer des atlantischen Oceans erklären die Erscheinung, daß Europa in der Miokänzeit eine amerikanische Pflanzen- und Thierbevölkerung hatte. In der nächst früheren Zeit, der Eokänzeit, stand Europa mit Indien und Neuholland in einer ziemlich direkten Verbindung, weßhalb sich unter den versteinerten Pflanzen jener Zeit viele indische und neuholländische Gattungen finden, zu welchen sich auch eine Anzahl mittelasiatischer Gewächse gesellte. Europa selbst hat wenig Originales producirt; nachdem die Verbindung mit Australien und Indien aufgehoben war und aus uns unbekannten Ursachen die Eiszeit eintrat, in welcher der größte Theil von Europa vergletschert wurde und die organischen Wesen größtentheils zu Grunde gingen, erhielt es seine neue Pflanzen- und Thierbevölkerung größtentheils aus Asien; seine jetzige Flora und Fauna besteht meist aus asiatischen Typen, welche sich im Laufe der Zeiten vervielfältigt und verändert haben.*) Australien hingegen hat seit undenklichen Zeiten

*) Heer fand unter den Pflanzen der Tertiärzeit überhaupt, zu welcher die eokäne, mio- und plioкäne Zeit gehören, 42 Arten, welche zwar mit den

denselben, so zu sagen urweltlichen Charakter ziemlich unverändert beibehalten; seine Urgebirgsschichten sind nicht von neuern Ablagerungen bedeckt, es ist meist flach wie Meeresgrund, hat im Innern zahllose Salzseen und Sümpfe, was in Verbindung mit den gewaltigen Korallenriffen, die es umgeben, zeigt, daß es im Sinken begriffen ist und sich in einer unbestimmten Zukunft in Inseln auflösen wird. Unser Planet zeigt demnach an sich selbst noch verschiedene Altersstufen, wie etwa ein Mensch, der im männlichen Alter steht, in gewissen Funktionen und Organen im kindlichen oder jugendlichen Alter stehen geblieben sein kann; es sind z. B. manche Formen bei ihm noch jugendlich, Haare und Zähne schon im Verfall. Der Planet schreitet also in seiner Peripherie ungleichförmig fort.

Die Erhebungen und Senkungen, die Auflösungen, Niederschläge und Neubildungen finden wenigstens in der jetzigen Erdrinde zum größten Theile nur sehr langsam statt und lassen eben dadurch die außerordentlich lange Dauer schon dieser letzten Periode erkennen.*) Doch hat es auch in derselben nicht an

jetzigen entsprechenden nicht ganz identisch, aber ihnen doch so nahe verwandt sind, daß man sie als die Urahnen derselben ansehen kann. Die meisten Tertiärpflanzen der Schweiz entsprechen jetzigen amerikanischen Formen; die Schweiz hatte damals ein subtropisches Klima; es gab bei uns zahlreiche Rhinocerosse, Mastodonten, Tapire. Europa stand damals mit Indien über Aegypten, durch das Euphratthal und den persischen Meerbusen in Verbindung; Meeresbuchten reichten bis in die Gegend herauf, wo jetzt Wien liegt; in der Schweiz reichte das Meer in die Alpen herein.

*) Der Mississippi führt jährlich etwa 3700,000,000 Kubikfuß erdige Theile aus seinen Quellgegenden nach niedern Regionen; zur Bildung seiner 16000 engl. Quadratmeilen großen Anschwemmung waren nach Lyell etwa 67000 Jahre nöthig. Diese Ablagerungen gehören aber zu den allerneuesten Bildungen an der Erdoberfläche, enthalten fast nur Reste noch jetzt dort lebender Thiere und Pflanzen; in dieser Zeit sind nur sehr wenig Spezies erloschen, die Organisation ist fast die gleiche geblieben. Nun hat sich aber die organische Schöpfung der Erde oft und gewallig geändert; nach Bronn (Gesch. der Natur) hat etwa 30 mal (ganz allmälig) ein vollständiger Wechsel der Arten stattgefunden. Cotta (geolog. Fragen S. 231) sagt: „Dürften wir annehmen, in 50000 Jahren sei 1/1000 aller organ. Spezies der Erde ausgestorben und durch neue ersetzt worden, so würde sich daraus ergeben, daß zu einem vollen Artenwechsel 50,000,000 J. nöthig gewesen wären, zu 30 auseinander folgenden daher 1500,000,000 J.“ — So sind

gewaltiger verlaufenden Katastrophen, namentlich großen Fluthen gefehlt; ein Beweis dafür sind die erratischen Blöcke, die

auch manche Ablagerungen höchst mächtig, welche ihrer Natur nach nur sehr langsam entstanden sein können, wie z. B. am Schlern bei Botzen, wo der Dolomit 2000' hoch, fast ganz aus Korallenbildungen entstanden scheint. — Die Erosion des Niagarafalls gehört auch der neuesten geologischen Epoche an. Zur Zeit der kolossalen Dickhäuter existirte der Niagara noch nicht; seit seiner Erosion mögen jedoch eine Reihe von Jahrtausenden verflossen sein. Das Lebensalter eines kolossalen fossilen Cypressenstammes des Siebengebirges, von der Sippe Campoxylon, berechnet Hartig auf 3100 Jahre. Nun liegen daselbst 13 Braunkohlenflötze übereinander, was einen Begriff von der Zeit giebt, die zur Bildung dieses Gliedes der Tertiärformation erforderlich war. Ein weiterer Beweis für die unermeßlich lange Bildungszeit der Erde sind die Steinsalzlager. Steinsalz findet sich fast in jeder Quelle; die Meere enthalten nach den Gewicht 1—4 Procent. Läßt man Meerwasser verdunsten, so besteht der mineralische Rückstand hauptsächlich aus Chlornatrium, Chlormagnesium, schwefel- und kohlensaurem Kalk, kohlensaurer Magnesia. Das Chlor hat Struve im Phonolith, Basalt, Trachyt, Porphyr, Gneiß, Granit, Hornblende und vielen Glimmern nachgewiesen. Kommt dasselbe bei der Verwitterung mit löslichen Natronsalzen in Berührung, so verbindet es sich mit dem Natrium zu Kochsalz, besonders im Meere; Chlor und Natrium üben dieselbe innige Anziehung auf einander, wie Kalk und Kohlensäure. Bei Uebersättigung von Gewässern mit Kochsalz und starker Verdunstung des Wassers setzt sich dieses aus ihnen ab, — am großartigsten in früherer Zeit, wo die Steinsalzlager entstanden, jetzt noch in manchen Seen Asiens oder manchen Lagunen an der Seeküste, die nur zeitenweise vom Meerwasser erfüllt werden. Denkt man sich das Mittelmeer bei Gibraltar vom atlantischen Ocean abgesperrt, so würde es im Laufe der Zeiten austrocknen, da die Verdunstung mehr beträgt, als ihm die Flüsse zuführen; es würde sich zuerst der schwefelsaure Kalk (Gyps) niederschlagen, auf ihm das Kochsalz. Nimmt man die mittlere Tiefe des Mittelmeeres zu 1000' an, so würde die Kochsalzschicht nur 1' dick werden, während die Salzschichten in Wieliczka bis 1200' mächtig sind, was auf unermeßlich lange Bildungszeit schließen läßt. S. Bischof l. c. Bd. II. S. 1667 ff. — Die Pflanzen der Steinkohlenperiode hatten eine Wärme von etwa 22° R. nöthig, was die Mitteltemperatur der Erde um ungefähr 14° übersteigt. Versuche über das Abkühlungsverhältniß der Laven und des geschmolzenen Basalts ergaben, daß 9 Millionen Jahre (nach Hibert 5) erforderlich sind, bis die Erde 14° R. Wärme verliert. War sie in geschmolzenem Zustande, so mußten nach Boné bis zum Uebergang in den festen 350 Millionen Jahre verfließen. — Muß auch nach den neuesten Untersuchungen die plutonische Theorie beschränkt werden, so bleiben doch noch zahlreiche unwiderlegliche Beweise für ein sehr hohes Alter der Erde übrig

in verschiedenen Gegenden der Erde, z. Th. ganz außer heutigen Wasserströmungen sich in oft erstaunlichen Massen finden und auf Fluthen von einer Macht, Geschwindigkeit und Größe deuten, wie sie die Gegenwart nicht kennt, — wohl weil Senkungen und Hebungen einzelner Theile der Erde, womit Ueberfluthung durch die benachbarten Meere oder Trockenlegung verbunden ist, jetzt nur noch mit größter Langsamkeit vor sich gehen. Wärme, Schwere und Wasser sind die hauptsächlichsten Factoren aller Aenderungen; der mächtigste von allen ist vielleicht die Schwere. Die Erdoberfläche ging im Allgemeinen von einem unvollkommneren in einen vollkommneren Zustand über, wurde beruhigter, geordneter, gewaltsamen Katastrophen weniger ausgesetzt und so weit abgekühlt, daß sie nur noch durch die Sonne erwärmt wird, weßhalb die Klimate scharf ausgesprochen sind; die Luft ist weniger kohlenstoffreich, als in vergangenen Zeiten, das Meer hat einen großen Theil seines Salzes und Kalkes abgesetzt. — Die vielgestaltige Erde, polydaedalea tellus, zeigt an ihrer Oberfläche eine unendliche Menge von Beschaffenheiten und Scenerien und wird eben dadurch zur Wohnstätte für unzählige höchst verschiedene organische Wesen geeignet. Die jetzige Gestaltung der Oceane und Continente und die Vertheilung der Inseln schreibt dem Leben der Menschheit, der Thätigkeit und Wechselwirkung der Völker bestimmte Normen vor, weist ihren Bewegungen bestimmte Richtungen an; die gegenwärtige organische Schöpfung besitzt eine gewisse, nicht sehr große Zahl wahrhafter Nutzpflanzen und Nutzthiere, womit für Cultur und Zucht bestimmte Anhaltspuncte gegeben sind. Das System der Luftströmungen ist nach der Beziehung zur Sonne, wodurch die Jahreszeiten, Tageszeiten und Klimate gegeben sind, das erste Dispositiv der Witterung, bei welcher auch die Erhebung über das Niveau des Meeres hauptsächlich mit in Rechnung kommt und hiezu mögen dann auch die Meeresströmungen das ihrige beitragen, welche außerdem für Schifffahrt, Handelsverkehr und geographische Verbreitung der Thiere und Pflanzen von höchster Wichtigkeit sind.

Zweiter Vortrag.

Die Entstehung und Entwicklung der organischen Wesen.

Zur Einleitung in den Gegenstand dieses Vortrages muß daran erinnert werden, daß man in der Geologie die ungeschichteten, sogen. plutonischen, im Feuer gebildeten und die geschichteten, neptunischen, durch Absatz aus dem Wasser entstandenen Felsarten unterscheidet. Die Begriffe von der Bildung ersterer modificiren sich allerdings in neuester Zeit, weil man entdeckt hat, daß viele plutonische Felsarten, vielleicht selbst Granit nicht nothwendig einen Schmelzungsproceß zu ihrer Bildung fordern, sondern auch in Wasser von sehr hoher Temperatur unter bedeutendem Druck sich bilden konnten. Zwischen diese beiden Hauptgruppen schieben sich dann die sogen. metamorphischen Gesteine ein, welche wahrscheinlich durch Druck und Reibung bei erhöhter Temperatur aus frühern neptunischen entstanden sind. Für die neptunischen Schichten, die sogen. Sedimentsbildungen hat man die chronologische Folge, in welcher sie entstanden sind, ermitteln können und sie haben ein ungemeines Interesse durch die zahllosen Reste organischer Wesen, welche sie einschließen und die eine neue Wissenschaft, die Paläontologie hervorgerufen haben, deren Aufgabe ist, in die Beschaffenheit der untergegangenen Lebensformen und die ganze Gestaltung der Thier- und Pflanzenwelt in den früheren Erdperioden eine möglichst richtige und vollständige Einsicht zu gewinnen. Cotta*) nimmt von der frühesten Zeit zu der Gegenwart aufsteigend sechs Perioden — von sicher sehr ungleicher Länge — an und theilt diese dann wieder in „Zeiten" in welchen sich die

*) Geologische Fragen 2te Hälfte, Freiberg 1858.

einzelnen Glieder jeder Periode gebildet haben. Die erste und früheste Periode ist die Grauwackenperiode, deren Abschnitte als Cambrische, Silurische und Devonzeit bezeichnet werden. Auf sie folgt dann die Kohlenperiode, so genannt, weil die Entstehung der Steinkohlenlager in sie fällt, mit der Kohlenkalkzeit, Kohlenzeit, Rothliegenden- und Zechsteinzeit. Die Triasperiode begreift nur eine Zeit: die Triaszeit, in der die regelmäßig miteinander vorkommenden Gesteine des Keuper, Muschelkalks und bunten Sandsteins sich abgelagert haben. Die Juraperiode umfaßt die Liaszeit, die Jurazeit mit dem weißen und braunen Jurakalk, dann die Wealdenzeit. Die Kreideperiode gliedert sich in die Neocomzeit, Quader- und Kreidezeit und die sechste Tertiärperiode in die Eokän- und Neogenzeit mit den untergeordneten Gliedern des Miokän und Pliokän. Damit sind die frühern Bildungen geschlossen und was nun folgt, faßt Cotta unter dem Namen Diluvial- und Neuzeit zusammen.**)

Die Vorstellung welche wir uns von der organischen Welt der vergangenen Erdalter zu machen vermögen, kann nach allen Umständen nur eine sehr unvollkommene sein. Es hat sich immer nur ein kleiner Theil der wirklich vorhandenen Thiere und Pflanzen erhalten und von den zartesten Organismen nichts; die Erhaltung selbst war in unzähligen Fällen eine sehr unvollkommene; sehr viele Gegenden der Erde sind geognostisch und paläontologisch noch ganz unbekannt. Doch hat man eine gewisse Summe von Anschauungen und Erkenntnissen erlangt, die im Laufe der Zeit sich immer mehr vervollständigen und besser klären werden. Meeresorganismen mußten in beiden Reichen die ersten sein und zwar niederer Art, Algen von einfachem Bau, Infusorien, Rhizopoden, Polycystinen, zu welchen sich allmälig etwas höhere Formen und mit der Entstehung der Inseln Küstenpflanzen gesellten, dann auch Equisetaceen und Farrn, ferner

*) Lyell nimmt an, daß die silurischen Gesteine keineswegs die ältesten neptunischen seien, sondern unter denselben schon eine lange Reihe neptunischer in krystallinische metamorphosirt wurden, die dann wieder durch atmosphärische Agentien in neptunische umgewandelt wurden. Nach Lyell findet ein endloser Wechselproceß dieser Art statt. Volger stimmt dieser kaum haltbaren Ansicht bei und hat sie entwickelt in s. Buche: Erde und Ewigkeit. Frankf. 1857.

die längst verschwundenen Familien der Lepidodendren, Sigillarien, Calamiteen, Stigmarien. Zu ihnen kamen zum Theil gleichzeitig, zum Theil erst später die in der Gegenwart noch gewaltige Familie der Nadelhölzer und die heutzutage nur sparsam vertretenen Cycadeen, beide freilich in ganz andern, jetzt nicht mehr vorhandenen Arten, so wie eine Anzahl monokotyledonischer Gewächse. Diese reiche und üppige Pflanzenwelt wurde in den Gesteinen der Kohlenperiode begraben und stellt die Steinkohlenlager dar. Dikotyledonische Gewächse und Floren von rein continentalem Charakter gehören in ihrer Mehrzahl und vollkommneren Ausbildung erst den spätern Perioden an; das vollkommene Uebergewicht über die Farren, Coniferen, Cycadeen u. s. w. erlangten die Dikotyledonen, die bereits in der Kreidezeit auffallend zahlreicher wurden, doch erst in der tertiären Periode, wo die klimatischen Unterschiede bedeutend hervorzutreten begannen, während früher über die ganze Erde eine tropische oder mehr als tropische Wärme geherrscht hatte, so daß dieselben Pflanzenarten in den verschiedensten Gegenden, auch jenseits der Polarkreise wachsen konnten. In beiden organischen Reichen war früher die Artenzahl gering und vermehrte sich allmälig, in beiden trat unzweifelhaft eine Vervollkommnung derselben ein, so daß auf die einfachen Wässergewächse und blüthenlosen Landpflanzen der Grauwackenzeit perigonblüthige und dann Pflanzen mit doppelter Blüthendecke folgten und die höchsten Formen zugleich immer zahlreicher wurden.*) Im Pflanzen- wie im Thierreich starb immer eine große Menge der vorhandenen Arten aus oder ging in Katastrophen zu Grunde oder bildete sich zum Theil zu neuen Arten um. Zu den ersten wasserathmenden, das Meer bewohnenden Thieren kamen luftathmende Land- und später auch Süßwasserthiere; die vollkommneren Landthiere konnten erst mit der höheren Ausbildung des Pflanzenreiches erscheinen. Zu den ältesten meerbewohnenden Klassen

*) Die meisten Paläontologen: Sedgwick, Hugh Müller, Brongniart, Agassiz, Bronn u. A. sprechen sich für ein Fortschreiten der Organisation vom Unvollkommneren zum Vollkommneren aus; Owen, d'Orbigny, Prevost, Lyell, Forbes stellen dasselbe in Abrede.

gehören die Blumen- oder Korallenthiere, die Stachelhäuter und Mollusken, dann einige Krebse von freilich sehr abweichender Bildung. Gewisse, jetzt nur sparsam oder gar nicht mehr vorkommende Familien und Ordnungen fanden sich in den älteren Perioden in einer überschwänglichen Fülle; so die Terebrateln, Ammoniten, Belemniten, Nautiliten, Trilobiten; die höchsten Krebse, nämlich die kurzschwänzigen treten erst in den obern Juraschichten auf. Bereits das Kohlengebirge schließt Reste von Arachniden und Insekten ein, aber von letzterer Klasse, welche fast mehr als jede andere des Thierreiches von der Pflanzenwelt abhängt, findet man zuerst nur solche mit unvollkommener Verwandlung: Orthopteren, Neuropteren und Hemipteren, die selbst noch im Jura vorherrschen, wo aber neben den Blüthenpflanzen bereits Insekten mit vollkommener Verwandlung: Fliegen, Ameisen, einige Käfer sich zeigen, während die vollkommensten Ordnungen: Hautflügler, Schmetterlinge und Käfer doch erst nach der Tertiärzeit mit verwachsenblätterigen Blüthenpflanzen zu ihrem jetzigen Uebergewicht gelangen. Die Grauwacken-, Kohlen-, Trias- und Juraschichten schließen von Fischen nur Schmelzschupper und Knorpelfische ein, und erst kurz vor der Kreidezeit erscheinen die Gräthenfische, welche in der jetzigen Zeit so unermeßlich überwiegen. Die Amphibien beginnen in der Triaszeit mit den sonderbaren Labyrinthzähnern, die Reptilien im Kupferschiefer mit Eidechsen, worauf im Trias die grotesken Meerdrachen, in den Juragebilden Krokodile, Schildkröten und die fliegenden Pterodaktylen erscheinen, während die Wälder jener Zeit statt der Säugethiere von riesenhaften pflanzenfressenden Sauriern durchstreift wurden. Die ersten Vogelknochen gehören der Kreide an, wonach diese Klasse sehr spät aufgetreten wäre, wenn nicht die Fußspuren im New red Sandstone der Vereinigten Staaten, wie Manche annehmen, Vögeln angehören; die ersten Säugethiere von der niedrigen Ordnung der Beutler hat man in Juragesteinen entdeckt, aber erst in den Tertiärschichten tritt diese Klasse in außerordentlichen Mengen sogleich mit den meisten ihrer Familien auf. Die Affen und der Mensch sind erst in der Diluvial- und Alluvialzeit entstanden. Man kennt bis jetzt über 30000 Arten untergegangener fossiler Orga-

nismen, während von lebenden Pflanzen wenigstens 100,000, von Thieren 120,000 bekannt sind.

Das Auftreten von belebten Wesen neben den Elementarsubstanzen und Gesteinen ist eine so wunderbare Erscheinung, daß sie von jeher das besondere Nachdenken der Forscher erregt hat, deren viele, namentlich frühere eine unausfüllbare Kluft zwischen den unorganischen und organischen Wesen sehen wollten. In der neuesten Zeit, als man dahin kam, eine besondere Potenz, die Lebenskraft, bei den organisirten Geschöpfen zu leugnen, wurde diese Kluft scheinbar ganz ausgefüllt, und Viele meinen alle Phänomene bei jenen auf mechanische, physische und chemische Vorgänge zurückführen zu können. Die Chemie hat nun zwar in den letzten 3 Dezennien außerordentliche Fortschritte gemacht; sie kann organische Substanzen ineinander verwandeln, mit der Zeit vielleicht organische Substanzen aus ihren Elementen zusammensetzen, aber es ist mehr als zweifelhaft, ob sie je belebte Zellen darzustellen vermöge, welche nach den bisherigen Erfahrungen immer nur aus Zellen oder in einem Complex von Zellen, d. h. in einem Organismus entstehen; auch in der Natur scheint organische Materie immer nur von Organismen zu stammen. Fortpflanzungsfähigkeit ist das wesentlichste Merkmal der letzteren; die allermeisten Thiere und Pflanzen entstehen jetzt nur aus ihres Gleichen und nur solche der einfachsten Art, namentlich viele Pilze und Vibrioniden dürften durch Urzeugung, generatio originaria, primitiva, aequivoca, aus von andern Organismen stammender organischer Materie entstehen. Man hat zugleich erkannt, daß auch bei sehr einfachen Thieren und Pflanzen noch Geschlechtsgegensatz und Geschlechtsorgane vorkommen. Ueber die erste Entstehung der Organismen kann die Naturphilosophie verschiedene Vermuthungen hegen, die mehr oder minder wahrscheinlich sind, aber begreiflich keine zuverlässige Einsicht in diesen großen Vorgang zu gewähren vermögen.*)

*) Z. B. Baumgärtner (Lebensprocesse, Schöpfung und Bestimmung. Freiburg 1856. Schöpfungsgedanken Freib. 1859) läßt die ersten Organismen aus gemeinschaftlichen Mutterzellen, Bildungskugeln hervorgehen, die weder Pflanzen noch Thiere waren; in diesen entstanden durch „Polarisirung“ die Mutterzellen des Pflanzen- und Thierreichs. B. nimmt mit Lamarck

Das Entstehen der Arten zu ermitteln, ist seit einer Reihe von Jahren die besondere Aufgabe des verdienten englischen Naturforschers Darwin gewesen. Aber man hat sich bis jetzt nicht einmal über den Begriff der Art, species einigen können. Einige betrachten sie „als die Summe sämmtlicher in allen wesentlichen Merkmalen sich gleichender Individuen", bei welcher Definition die Schwierigkeit im Charakter „wesentlicher Merkmale" liegt, indem, was für die Einen wesentlich, es für Andere nicht ist. Ferner gleichen sich gewisse Individuen gar nicht, die doch zweifellos zur gleichen Spezies gehören, wie z. B. die Männchen und Weibchen mancher Thiere oder die verschiedenen Formen in zusammengesetzten Thieren wie den Blumenthieren oder Polypenquallen oder auch die Männchen, Weibchen und Geschlechtslosen in manchen Thiergesellschaften. Andere definiren die Art „als eine bestimmte, abgeschlossene, sich selbst erhaltende Form des organischen Lebens" (Leuckart) oder als eine „Vereinigung von Individuen, die einander genügend gleichen, um annehmen zu dürfen, daß sie von einem Paare oder einem Individuum abstammen können" *) — alles Definitionen, gegen welche

---

(gegen Bronn) eine wirkliche Umwandlung der Thiere an, aber nicht wie Lamarck eine äußerliche, ganz allmälige, sondern eine Aenderung durch Umwandlung der Keime in den aufeinander folgenden Generationen während der Schöpfungsperioden (Metamorphosen) des Erdkörpers und nennt „Keimgeber" jene Thiere, welche das Material vorbereiten, aus dem bei der neu eintretenden Schöpfungsbewegung ein höheres Thier wird. Keimgeber des Menschen können z. B. die urweltlichen Affen gewesen sein, vielleicht aber auch andere, ferner stehende Thiere. Die untergehenden Thierarten hinterließen Eier und Keime, die in der nächst folgenden Schöpfungsperiode durch die „organisirende Bewegung" in ihnen neu polarisirt, anders geordnet, höher potenzirt wurden, so daß sich höhere Organismen als ihre Erzeuger daraus entwickeln konnten. „Auf diese Weise sind Vögel und Säugethiere aus den untergehenden Sauriern entstanden." (Der Plan und die Zweckmäßigkeit in der Schöpfung, sagt B., deuten auf einen Schöpfer.)

*) So Alph. Decandolle Géographie botan. 1855 p. 1069. — Vergl. über die Spezies Bronn in s. Untersuch. üb. d. Entwicklungsgesetze d. organ. Welt S. 227 ff. Meyer üb. die Beständigkeit d. Arten (er vertheidigt diese), besonders im Pflanzenreich in Königsberger naturw. Unterhalt. III, 1, 1854. Köšlin üb. d. Unveränderlichkeit d. organ. Spezies, Stuttg. 1860, welcher ebenfalls auf dieser beharrt u. Isid. Geoffr. St. Hilaire hist. nat. génér.

sich mehr oder weniger einwenden läßt. Es ist unmöglich, den Begriff der Spezies mit Sicherheit zu bestimmen, was vom wesentlichsten Einfluß auf die naturgeschichtliche Praxis ist, so daß was dem Einen nur Varietät oder Rasse, dem Andern als eine gute Spezies erscheint und während die Mehrzahl der Botaniker z. B. alle Rosa, alle Rubus unter eine kleine Anzahl von Spezies bringen, Andere Hunderte derselben aufstellen. Ferner ist zu bedenken, daß nicht alle Spezies den gleichen Grad der Verschiedenheit von einander haben; die einen weichen von den übrigen ihrer Sippe nur sehr wenig, andere sehr bedeutend ab; manche scheinen durch zahlreiche Uebergangsformen mit einander verbunden zu sein, jene stehen streng geschieden und isolirt da. Rücksichtlich der Fortpflanzung nimmt man wahr, daß manchmal differente Spezies, ja differente Sippen (Genera) sich fruchtbar fortpflanzen, in andern Fällen nicht einmal nah verwandte Spezies derselben Sippe. Eine absolute Unveränderlichkeit der Spezies läßt sich nicht einmal für die historische Zeit erweisen, noch würde sie aus dieser kurzen Zeit folgen. In die Zwischenräume der jetzigen Formen passen manche untergegangene hinein, so daß, was jetzt streng geschieden ist, ein Mittleres aus früheren Erdperioden zwischen sich hatte und die Vorstellung nahe liegt, daß manche jetzt getrennte Formen von früher vorhandenen Mittelformen abstammen, — eine Vorstellung, die in Darwin's Theorie die weiteste Anwendung gefunden hat. Dieselbe wäre nicht möglich, wenn die Art feste Grenzen hätte, für Darwin gibt es aber keine wesentliche Verschiedenheit zwischen Art und Varietät. Darwin ist ferner ein Anhänger Lyell's, welcher behauptet, daß auf der Erde immer die gleichen Kräfte gewaltet hätten und daß die größten Veränderungen, die mächtigsten Wirkungen durch die Kräfte, welche auch jetzt noch da sind, zu Stande gekommen seien, — nur in einer unendlich langen Zeit.**)

d. regn. organ. principalem. étud. chez l'homme et les animaux. T. II 1859, III 1860. Von Paläontologen u. Geologen haben die Unveränderlichkeit der Art vertheidigt: Cuvier, Agassiz, Barrande, Falconer, Forbes, Murchison, Sedgwick und früher auch Lyell, der später an ihr zweifelhaft wurde.

**) Dieß tadelt Longel in s. Aufs. „Une nouv. théorie d'hist. nat. sur l'Origine d. espèc. in Revue des deux mondes 26. Avril 1860.

Das Werk, in welchem Darwin, früher schon durch große Reisen und manche gediegene Arbeit bekannt, seine Lehre von der Entstehung der Arten entwickelt hat, ist die Frucht zwanzigjähriger Beobachtungen und Studien,*) und bewunderswürdig nicht sowohl durch die Neuheit der Grundidee, welche bereits Lamarck und Geoffroy St. Hilaire ausgesprochen hatten, als durch die Umsicht und den Scharfsinn, mit welcher er diese zu stützen und zu vertheidigen verstand, wobei ihm seine umfassende Kenntniß der verschiedensten Thatsachen das reichste Material lieferte, so wie durch die Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, welche seine Schritte leitete und ihn auch die Gegengründe in fast erschöpfender Vollständigkeit würdigen ließ. Seine Theorie hängt mit der ganzen Physiologie und Entwicklungsgeschichte, mit der Lehre von den Varietäten, der Bastarderzeugung, vom Verhältniß zu den äußeren Lebensbedingungen, der geographischen Verbreitung, dem chronologischen Auftreten der Organismen und mit deren Classifikation aufs engste zusammen. — Darwin's Grundgedanke ist: „Alle Pflanzen und Thiere stammen nur von 5—6 Grundformen, Progenitors, ja vielleicht nur von einer einzigen ab, welcher der Schöpfer das Leben eingehaucht hat und die organischen Wesen bilden sich noch jetzt fortwährend um, so daß immer neue Arten entstehen und vorhandene untergehen." Sonst ließ man, wenn man von einem Schöpfer abstrahiren wollte, die neuen Arten durch Bastarderzeugung, oder durch Befestigung von Varietäten entstehen. Darwin weist an manchen Stellen auf einen Schöpfer hin und gibt nur nicht zu, daß derselbe fortwährend bei der Entstehung neuer Spezies thätig sei, sondern läßt diese durch einen einmaligen Act möglich werden. Von dem „Kampfe um das Dasein", vermöge dessen sich die relativ vollkommneren und lebenskräftigeren Formen behaupten, die schwächeren untergehen, haben schon der ältere Decandolle und Lyell gesprochen und dieser Kampf existirt in der That. Ich denke, auch die

*) On the Origin of species by means of natural selection or the preservation of favoured races in the struggle for life, London 1859. Von Bronn übers. in 1. u. 2. Aufl. 1860 und 1862 unter dem Titel: Charles Darwin üb. d. Entsteh. d. Arten im Thier- u. Pflanzenreich durch natürliche Züchtung. Stuttgart.

Menschen zwingt der Weltgang zu beständigem Kampfe um ihr Dasein; in der organischen Welt sind es vortheilhafte Aenderungen im Bau der Geschöpfe, welche deren Fortbestehen garantiren, in der Menschenwelt verbesserte Einrichtungen, tödlichere Waffen, vollkommnere Beherrschung der Anderen, zweckmäßigere Anwendung der Gaben und Kräfte der Natur und dieser Kampf ist eine wesentliche Bedingung für den Fortschritt der Menschheit. Jedes organische Wesen würde bald die Erde bedecken, wenn es nicht durch Zerstörung litte und selbst der Mensch, welcher sich doch nur langsam vermehrt, verdoppelt seine Anzahl in 25 Jahren, so daß auch für ihn schon nach einigen 1000 Jahren kein Raum mehr wäre. — Darwin meint, wir könnten uns mit dem Glauben trösten, „daß der Krieg in der Natur nicht ununterbrochen ist, daß keine Furcht gefühlt wird, daß der Tod im Allgemeinen schnell ist und daß es der Kräftigere, Gesündere, Geschicktere ist, welcher überlebt und sich vermehrt."

Jede Art der Organismen ist nach Darwin bis auf einen gewissen Grad veränderlich und zwar durch äußere sowohl als innere Umstände, hauptsächlich durch Affektion der Fortpflanzungsorgane. Aeußere Einwirkungen sind unleugbar von sehr großem Einfluß auf Abänderung*), aber nach D. mehr nur mittelbar,

*) Im Himalayah bekommen engl. Pferde und Hunde nach 1—2 Wintern feine Wolle zwischen den Haaren; Heber sah dort sogar einen behaarten Elephanten. Harting meint, indische Elephanten könnten wohl, indem sie dann Haare erhielten, sonst in Nordasien gelebt haben. Die 1764 auf den Falklandsinseln eingeführten Pferde haben sich sehr vermehrt, sind aber zu Ponnys geworden; die Rinder hingegen sind dort größer gewachsen, haben sich aber in 3 namentlich durch die Farbe verschiedene Rassen geschieden, die sich nie vermischen. Die in den höhern Gegenden daselbst lebenden mausgrauen Kühe sollen, wie Darwin erzählt, sogar 1 Monat früher kalben als die braunen und schwarzgefleckten der tiefern Gegenden. Nach Vrolik sollen die ungehörnten Rinder auf Island und den Orkaden, im Norden von Dänemark und Schweden durch Füttern mit getrockneten Fischen entstanden sein. Doch trifft man in Paraguay Heerden ungehörnter Rinder, die von gehörnten stammen, so daß die Hornlosigkeit durch verschiedene Umstände entstehen kann. Die Froschlarven, welche Milne Edwards in einer durchlöcherten Büchse in die Seine versenkte, — welchen also nur das Licht fehlte — wurden zwar groß, aber verwandelten sich nicht in Frösche. Der in den unterirdischen Wassern lebende Olm (Hypochthon anguinus Laur.) bildet die Lungen nicht aus. —

vermöge ihrer Wirkung auf die Generationswerkzeuge. Ist eine Abänderung nutzlos, so vergeht sie wieder, vermag sie in irgend einer Art dem Organismus zu nützen, ihn zu fördern, so erhält sie sich durch Vererbung. Solche besser ausgestattete Rassen überleben dann die anderen, pflanzen sich reichlicher fort, breiten sich weiter aus, besiegen die anderen im Kampfe um das Dasein, verdrängen und vernichten sie. In den folgenden Generationen befestigen sich die Abänderungen und werden zu einer oder mehreren bleibenden Varietäten und indem diese sich immer weiter von der Stammart entfernen, entstehen eine oder mehrere neue Arten und nach ungezählten Generationen sogar neue Sippen, Familien, Ordnungen, Klassen, denn es ist keine Grenze, wo die Abänderung aufhören sollte. Zugleich können die Abänderungen derselben Art in verschiedenen Gegenden und unter abweichenden Umständen wieder ganz verschieden sein. (D. eifert gegen Jene, welche Alles in der Natur für vollkommen ansehen.) Den geschilderten Prozeß nennt nun D. „Natural Selection", was Bronn passend mit „natürliche Züchtung" übersetzt und die oft auch ganz besonders nur auf einzelne Organe wirkt, sie den Umständen anpassend.**) — Wenn man ihm auch zugeben will, daß in der Natur unaufhörliches Streben nach Veränderung der Typen stattfinde, so ist aber offenbar auch ein Streben da, die Spezies zu erhalten, was sich in der fast allgemeinen Unfruchtbarkeit der Bastarde ausspricht. Es frägt sich daher vor Allem, ob D. dem Streben nach Veränderung nicht eine viel zu große Ausdehnung gegeben hat; auch schon Lamarck ging viel zu weit, wenn er die Organe sich nach den Umständen gestalten und umbilden ließ. — D. stellt sich das ganze Natursystem unter der Gestalt eines Riesenbaumes vor, der durch alle Erdperioden emporgewachsen, seine unzählbaren Aeste und Zweige durch die sämmtlichen Gebirgsformationen von der Grauwacke an bis zur Gegen-

---

Der Mensch wirkt auf die Thiere verändernd ein hauptsächlich durch Modifikation der Nahrung und Temperatur.

**) Für diese Anpassung der Organisation an die Umstände und die Lebensweise führt er besonders den Specht und die Mistel an, den Bau der Krallen zum Anklammern bei Parasiten, den befiederten Saamen, den die Luft forträgt 2c.

wart ausbreitete. Nun finden wir aber den einfachen Stamm nicht, den Darwin's Theorie annimmt, sondern schon in der silurischen Zeit nur Zweige; er meint daher, die Grauwackengebilde seien entweder nicht die ältesten, indem diese mit Vernichtung ihrer organischen Einschlüsse zerstört worden sind, oder die wirklich ältesten Formationen liegen uns unzugänglich unter den jetzigen Oceanen.

Darwin's Theorie konnte kaum wo anders als in England entstehen, in England, wo man die Wirkungen, welche der Mensch durch Züchtung auf die Thierwelt äußert, in bedeutenderem Maaße als in jedem andern Lande vor Augen hat. Er selbst hat ungemeinen Fleiß auf die Taubenzucht verwandt, hat Tauben aus Indien, Persien 2c. erhalten. Die Taubenrassen sind ungemein verschieden im Flug, Stimme, Gemüthsart, im Bau der Schädel, Schnäbel u. s. w.; das Männchen der englischen Botentaube z. B. hat Fleischlappen an der Kopfhaut, sehr verlängerte Augenlider, sehr weite Nasenlöcher, weitklaffenden Mund; der sogen. Purzler hat fast einen Finkenschnabel und die eigenthümliche und erbliche Gewohnheit, sich in dichten Gruppen hoch in die Luft zu erheben und dann Kopf über herab zu stürzen; manche Runt-Taube hat sehr lange Schwingen und Schwanz — und doch stammen alle Varietäten von der Felstaube, Columba livia. Tauben wurden von den verschiedensten Völkern, z. Th. schon in sehr alter Zeit mit Vorliebe gepflegt; die älteste Nachricht über sie stammt nach Lepsius aus der Zeit der fünften ägyptischen Dynastie, etwa 3000 Jahre v. Chr.; nach Birch kommen sie auch schon auf einem Küchenzettel der vierten Dynastie vor. Die Römer, Akber Khan in Indien, die Holländer schätzten sie ungemein.*)

Darwin meint, wenn neue Formen langsam aber beständig erzeugt werden, so müssen andere unvermeidlich fortwährend erlöschen, nachdem sie immer seltener geworden, wenn nicht die Artenzahl unendlich anwachsen soll. Hiebei verschwinden Arten

*) „Noch heute wird im Orient die Taube, das Reichswappen des ältesten assyrischen Reiches, als Träger des h. Geistes verehrt und seit den frühesten Zeiten diente sie als Brieftaube, von der Semiramis ihre das Volk erstaunenden Mittheilungen erhielt.“ Bastian, der Mensch in der Geschichte I, 411.

und Artengruppen ganz allmälig eine nach der andern, zuerst an einer Stelle, nach und nach an allen und die Geologie zeige klar, daß die Zahl der Arten nicht in's Unbegrenzte gewachsen sei. Die Zahl der Stellen im Naturhaushalt ist nicht unendlich groß, aber doch besitzt wahrscheinlich keine Gegend das mögliche Maximum, selbst das Vorgebirge der guten Hoffnung nicht, wo mehr Arten als sonst wo zusammengedrängt sind, und trotz der Einführung fremder Pflanzen wahrscheinlich keine einheimischen erloschen sind. Je zahlreicher die Individuen einer Art, desto mehr hat sie Aussicht, in einer gegebenen Zeit vortheilhafte Abänderungen hervor zu bringen und in der That liefern gerade die gemeinsten Arten die größte Zahl ausgezeichneter Varietäten oder anfangender Spezies. Den heftigsten Kampf um das Dasein kämpfen die nächst verwandten Formen, Varietäten derselben Spezies, Arten derselben Sippe, nah verwandte Sippen, weil sie in Bau und Lebensweise sich am ähnlichsten sind.

Auf den Einwurf, daß wenn alle Organismen seit undenklicher Zeit fortwährend bestrebt waren, auf der Stufenleiter der Organisation empor zu steigen, wie es dann komme, daß doch noch eine so große Zahl sehr unvollkommener Wesen vorhanden sei, antwortet Darwin, daß die natürliche Züchtung kein allgemeines Gesetz fortschreitender Entwicklung einschließe, sondern nur solche Abänderungen bewirke, die für ein Wesen vortheilhaft sind. Was hätte ein Infusorium oder Wurm davon, hoch organisirt zu sein? Haben sie aber keinen Vortheil davon, so werden sie auch durch natürliche Züchtung wenig oder nicht vervollkommt werden und für undenkliche Zeiten auf ihrer tiefen Stufe bleiben. — Man bemerkt bei Thieren, daß Gebrauch gewisse Theile stärke, ausdehne, Nichtgebrauch sie schwäche; Gefangene in finstern Kerkern verlieren nach und nach die Sehkraft, wie Thiere, welche in Höhlen leben. Demgemäß hält Darwin dafür, die Unfähigkeit zu fliegen bei den straußartigen Vögeln der Jetztwelt und den untergegangenen Riesenvögeln Neuseelands rühre von Nichtgebrauch ihrer Flügel her; der Strauß habe in einer langen Reihe von Generationen endlich seine Flugfähigkeit verloren, während sich seine Lauffähigkeit immer mehr entwickelte. „Wie sollte es, fragt er, nach der Schöpfungstheorie zugehen, daß zu

allen Organen Uebergangsstufen führen, daß alle Theile und Organe so vieler unabhängiger Wesen, wenn jedes für seinen eigenen Platz in der Natur erschaffen worden ist, doch durch Uebergänge mit einander verkettet sind? Warum hat die Natur nicht einen Sprung von der einen Organisation zur andern gemacht? Nach der Theorie natürlicher Züchtung dagegen können wir es begreifen, weil diese sich nur ganz kleine allmälige Abänderungen zu Nutze macht; sie kann nie einen Sprung machen, sondern muß mit kürzesten und langsamsten Schritten voran schreiten."

Die verschiedenen Arten derselben Sippe sind für D. immer aus einer gemeinschaftlichen Stammart hervorgegangen, die aber von allen jetzt lebenden verschieden war. Wir haben z. B. jetzt auf der Erde sechs Arten des Pferdegeschlechts; Darwin sagt, indem er an den Umstand erinnert, daß bei den verschiedenen Thierarten die Jungen meist deutlichere Streifen als die Alten haben und an die Abstammung der sämmtlichen Taubenrassen von der Felsentaube: „Ueber Tausende und Tausende von Generationen rückwärts schauend erkenne ich mit Zuversicht ein wie ein Zebra gestreiftes aber sonst vielleicht sehr abweichend gebautes Thier als den gemeinsamen Stammvater der jetzigen Arten der Pferdesippe." Diese aber habe in noch früherer Zeit mit andern Thieren wieder einen gemeinsamen Stammvater gehabt; Pferd und Tapir seien demselben Urstamm entsprossen, eben so die Nager und Beutelthiere. Menschen und Affen können demselben Urstamm entsprossen sein, dessen niedrigste Zweige die letztern wären. Gerade die differentesten Zweige desselben Stammes hätten die meiste Aussicht auf Erhaltung. Den gewichtigen Einwürfen, die er sich selbst macht oder die Andere gegen ihn machen können, sucht er im Voraus zu begegnen. So z. B. wenn Arten durch unmerklich kleine Abstufungen aus anderen entstanden sein sollen, warum wir nicht überall unzählige Uebergangsformen, warum nicht in der Natur einen vollständigen Mischmasch finden? Auf diesen vielleicht bedeutendsten Einwurf gegen seine Theorie weiß Darwin freilich nur zu antworten, daß jede nützliche Abänderung ihre Stamm- und Uebergangsformen vertilge und wenn man

deren nicht zahllose in den geologischen Schichten finde, so komme dieses von der Unvollständigkeit der geologischen Urkunden, d. h. der organischen Reste in den Gebirgsformationen. Sie bilden den natürlichen „Schöpfungsbericht," der unvollständig erhalten und in wechselnden Dialekten geschrieben ist, wovon aber nur der letzte, blos auf einige Partieen sich beziehende Band bis auf uns gekommen sei, von welchem sich aber auch nur hier und da ein kurzes Kapitel erhalten hat, von jeder Seite nur da und dort einige Zeilen übrig sind; jedes Wort möge einer der scheinbar plötzlich wechselnden Lebensformen entsprechen. Vor Murchison's silurischer und Barrande's primordialer Organisation möge es schon viele gegeben haben, von welchen Nichts erhalten wurde; die Erdwärme habe die Schichten umgeschmolzen, in welchen ihre Ueberreste begraben waren. Und auf die Einwürfe, wie man sich denn vorstellen solle, daß ganz differente Thierformen, z. B. eine Fledermaus durch Umbildung aus irgend einem andern Thiere entstanden seien und ob es denn denkbar sei, daß natürliche Züchtung auch sehr bedeutende Organe, z. B. das vollkommenste von allen, das Auge hervorbringen könne, erinnert er bei der Fledermaus an die fliegenden Eichhörnchen und an den fliegenden Maki (Galeopithecus) und daß für gewisse Formen der Eichhörnchen eine Erweiterung der Körperhaut sehr nützlich erschien, die, wenn auch nicht als eigentliches Flugorgan, doch als Fallschirm beim Springen von einem Baum zum andern dienen konnte und daß wenn auch in der Gegenwart Mittelformen von den Flughörnchen zum fliegenden Maki fehlten, sie doch in der Urwelt vorhanden gewesen sein konnten und daß auch die Fledermaus aus einem insektenfressenden flügellosen Säugthier durch allmälige Verlängerung des Vorderarmes und der Finger, zwischen welchen sich eine Flughaut entwickelte, hervorgegangen sei, weil eine solche Einrichtung für die Lebensökonomie jenes Thieres nützlich erschien, wie sich aus gleichem Grunde auch bei Reptilien und Fischen Flugorgane entwickelt hätten. Bei Lepidosiren, einem Fische, der seine Klasse mit der der Amphibien verbindet, dient die von gefäßreichen Zwischenräumen durchzogene Schwimmblase zugleich zum Athmen, vertritt also neben den Kiemen, welche

das Thier besitzt und die zum Athmen im Wasser dienen, die Stelle einer Lunge, eines luftathmenden Organs; alle Wirbelthiere mit echten Lungen stammen, meint D., auf dem gewöhnlichen Fortpflanzungswege von einem alten Urbilde mit einer ähnlichen Schwimmblase her. Und was das Auge betrifft, so macht D. auf die unendliche Abstufung des Vollkommenheitgrades in den Augen der Thiere aufmerksam, wie dieses Organ, von einer kaum wahrnehmbaren Andeutung beginnend, erst in unendlich langer Zeit die Vollkommenheit erlangt habe, die ihm in den meisten Thieren der höhern Klassen zukommt. Auch das Teleskop (und Mikroskop) seien, von der einfachen Linse ausgehend, erst nach unzähligen Versuchen zur jetzigen Ausbildung gelangt. „Wir mußten unterstellen", sagt Darwin*), „daß eine Kraft (die natural Selection) vorhanden sei, welche beständig eine jede geringe zufällige Veränderung in den durchsichtigen Lagen des Auges genau beobachtet und jede Abänderung sorgfältig auswählt, die ein deutlicheres Bild hervorzubringen geschickt wäre. Wir mußten unterstellen, jeder neue Zustand des Instruments werde mit einer Million vervielfältigt und jeder werde so lange erhalten, bis ein besserer hervorgebracht sei, dann aber zerstört. Bei Organismen bringt Variation jene geringen Verschiedenheiten hervor, Fortpflanzung vervielfältigt sie in's Unendliche und natürliche Züchtung findet mit nie irrendem Takte jede Verbesserung zum Zwecke weiterer Vervollkommnung heraus. Denkt man sich nun diesen Proceß Millionen auf Millionen Jahre lang an Millionen Individuen fortgesetzt, sollte man da nicht erwarten, daß das lebende optische Instrument endlich in demselben Grade vollkommener als das gläserne werden müsse, wie des Schöpfers Werke überhaupt vollkommener sind, als die des Menschen?" Auf diese eigenthümliche Stelle werde ich später zurückkommen.

Darwin hat auch ein scharfes Auge für das, was zu Gunsten seiner Theorie spricht und glaubt namentlich in der geographischen Verbreitung der Organismen Stützen für dieselbe zu finden. Nach ihm wären die verschiedensten Arten

*) Deutsche Uebers. 1. Ausg. S. 199.

derselben Sippe, wenn sie auch die entferntesten Gegenden bewohnen, doch von der gleichen Stammart entstanden; wer dieses verwerfe, meint er, verwerfe die vera causa, die gewöhnliche Zeugung, um zu einem Wunder seine Zuflucht zu nehmen. Daß es z. B. kein einziges Europa und Australien oder Südamerika gemeinschaftliches Säugethier gebe, komme bloß daher, daß Säugethiere zu solchen Wanderungen nicht fähig sind, wohl aber manche Pflanzen, wie z. B. Feuerland 40—50 mit europäischen identische und viele verwandte Pflanzenarten hat. Jede Art sei nur in einer einzigen Gegend entstanden, aber von da aus so weit gewandert, als Mittel und Subsistenz es gestatten. Daß an entfernten Puncten, z. B. auf Inseln, die nie mit benachbarten Continenten zusammenhingen, dieselben Arten, wenn auch etwas abgeändert vorkommen, erklärt Darwin nicht durch Annahme mehrerer Schöpfungscentra wie Andere, sondern durch Einwanderung, besonders durch Meeresströmungen und Stürme vermittelt. Nach angestellten Versuchen keimten Pflanzensaamen noch, nachdem sie 28—137 Tage im Seewasser gelegen hatten; viele Pflanzen und Thiere gelangen mit dem Treibholz in die entferntesten Gegenden; jedes Jahr werden amerikanische Vögel und Schmetterlinge an die irischen und britischen Küsten getrieben. Daß Alpen und Pyrenäen viele Pflanzen mit den nördlichsten Theilen Europas gemein haben, die Pflanzen der weißen Berge in den vereinigten Staaten die nämlichen sind, wie in Labrador und wie auf den höchsten Bergen Europa's, sucht D. durch die Eiszeit zu erklären. In einer noch nicht lange entschwundenen Zeit litten Europa und Amerika sehr lange unter einem arktischen Klima; dieses erweisen auf das deutlichste die Gebirge von Schottland, Wales und den Vereinigten Staaten mit ihren geschrammten Seiten, polirten Flächen, schwebenden Blöcken, die alle von den Eisströmen berichten. In Norditalien sind riesige Moränen von ehemaligen Gletschern herrührend jetzt mit Mais und Wein bepflanzt; riesige Gletscher finden sich auch im Himalajah und in Sikkim sah Hooker auf deren gewaltigen Moränen Mais wachsen; Spuren der Eiszeit finden sich auch in Neuseeland und der Südostspitze Neuhollands, im äquatorialen

Amerika, Chili und weiter südlich. Damals wanderten viele Bewohner nördlicher Gegenden südwärts und die der Berge stiegen in die Tiefe; zuletzt bedeckte eine einförmige arktische Flora Mitteleuropa und die Vereinigten Staaten. Als es wieder wärmer wurde, begann die Wanderung wieder nordwärts und aufwärts, weßhalb man jetzt die arktischen Arten nur auf den hohen Bergen und im Norden beider Continente findet. Unter dem Aequator war Eis erst in einigen Tausend Fußen über dem Meeresspiegel. Die aus den nördlichsten und südlichsten Gegenden gegen den Aequator gewanderten Organismen (wegen der viel größern Landmasse im Norden waren die nördlichern die bei weiten zahlreicheren) mischten sich in den tieferen Breiten mit deren Bewohnern und wurden durch den Wiedereintritt der Wärme von ihren Genossen in den kältern Gegenden abgeschnitten. — Für Darwin hat sich Quenstedt erklärt und unter Anderem daran erinnert, daß der jetzt lebende Gangesgavial mit dem Gavial des Lias durch unmerkliche Zwischenglieder verbunden sei. v. Baer*) hat schon vor Bekanntwerden von D.'s Schrift ähnliche Ansichten aufgestellt, indem er von einer geringen Anzahl Grundformen, etwa den Sippen entsprechend, alle Spezies ableitet. Von Botanikern stimmen Schleiden und Nägeli Darwin bei.

Dieser neuen Theorie von der Entstehung der Arten hat es nicht an zahlreichen Gegnern gefehlt, wie sich denn Burmeister, R. Wagner, A. Wagner, Agassiz u. A. dagegen aussprechen. Agassiz behauptet, daß auch die außerordentlichsten Veränderungen in der Lebensweise und den äußern Verhältnissen die spezifischen Charaktere der Thiere nicht verändern**), die Thiere verschiedener geologischer Perioden, en masse betrachtet, seien untereinander spezifisch verschieden, während in derselben geologischen Periode die Spezies unver-

*) Ueber Papuas und Alfuren in den Mémoires de l' Academ. imper. de St. Petersb., 6me série, sciences natur. t. 8 am Schluß.

**) Auch Owen behauptet die Unveränderlichkeit der Arten. Deren Transmutation oder Umbildung wurde schon früher von Whewell geläugnet, s. dessen Gesch. der induktiven Wissensch. übers. von Littrow III, 648.

ändert bleiben; nicht eine einzige Pflanzen- oder Thierart gehöre 2 verschiedenen Formationen an. Die Spezies seien in großer Individuenzahl geschaffen worden, oft an weit von einander entfernten Punkten; sie waren vor den Individuen da, welche sie nicht constituiren, sondern nur repräsentiren. Die bestimmte Lebensdauer der Spezies nicht nur, sondern auch der Sippen, Familien, Ordnungen und die voraus bestimmte cyklische Reihe des sogen. Generationswechsels können nicht durch Naturkräfte fixirt sein, sondern weisen auf einen Schöpfer hin. Die verschiedenen Formen und Organe der Thiere in verschiedenen Perioden beruhen auf anderen Kräften, als denen der unorganischen Natur, — der kohlen- und der phosphorsaure Kalk seien sich durch alle Perioden gleich geblieben. Die Spezies hätten sich nicht umgebildet, sondern seien in den verschiedenen geologischen Perioden, deren man nach Elie de Beaumont vielleicht hundert annehmen müsse, massenhaft zerstört und wieder neu erzeugt worden. Den Klassen, Ordnungen, Familien, Sippen liege ein bestimmter spezialisirter Plan zu Grunde; die gegenseitige Abhängigkeit des Thier- und Pflanzenreichs, die parasitischen Organismen, das prophetische Auftreten späterer Thierformen in frühern Perioden in embryonischer Gestalt deute auf einen schöpferischen und voraus bedenkenden Geist. Gestielte Seesterne bildeten früher die Hauptmasse der Seesterne, jetzt erinnert noch Comatala an sie, die in der Jugend gestielt, ausgebildet frei ist; die ältesten fossilen Fische erinnern an Embryonen der gegenwärtigen, Trilobiten an Entromstrazeen, die zehnfüßigen Krebse im Jura an die Embryonen unserer jetzigen, Zenglodon an die Seekuh, Mastodon sei ein embryonischer Elephant ꝛc. Doch gebe es noch in engerem, eigentlichen Sinne prophetische Typen, indem nämlich in einer früheren Periode gewisse Formen auftreten, die in einer folgenden vollständiger, allgemeiner, höheren Ranges erscheinen; so gehen die Affen den Menschen voraus, die reptilähnlichen Fische (Lepidosiren etc.) den Reptilien, die Ichthyosauren den Delphinen, die Pterodaktylen den Vögeln. Für Agassiz sind die Menschenrassen ursprüngliche Spezies, mit gewissen Thieren in bestimmten Schöpfungsmittelpunkten hervorgebracht, nach

Darwin sind sie aus Thierformen, zunächst Affen durch Umbildung entstanden, wie diese selbst wieder aus früheren Formen*).

Bronn, dessen 1862 erfolgten Tod die Wissenschaft beklagt, hat gegen Agassiz und d'Orbigny allerdings erwiesen, daß es Spezies giebt, die verschiedenen Formationen gemeinsam sind,**) und daß beim Periodenwechsel nie eine allgemeine Vertilgung die lebende Schöpfung betroffen habe. Dagegen bekämpft aber Bronn vor Allem die unbegrenzte Veränderlichkeit der Arten, wobei keine scharf contourirten Formen, sondern nur ein Gewirre hätte entstehen können. Ist die Veränderlichkeit eine begrenzte, schließt Bronn, so fällt Darwin's Theorie dahin; ist sie eine unbegrenzte, so braucht man keinen Schöpfer; aus Priestley'scher Materie oder dergl. läßt sich dann Alles herleiten. Läge aber ursprünglich, wie D. will, auch nur ein Wesen der ganzen organischen Schöpfung zu Grunde, so wäre immer für dieses ein Schöpfungsakt nothwendig und dann ist es gleichgültig, ob dieser eine, zehn oder Hunderttausend Arten hervorgebracht hat. Jede Spezies sei ursprünglich in einer mehr oder minder großen Individuenzahl zugleich und nacheinander entstanden, in nicht zu entfernten Zeiten wohl auch mehrmal nacheinander. Alle Arten seien ferner neu entstanden, nicht durch Umwandlung anderer hervorgegangen; Schöpfung neuer und Untergang alter Arten haben mit leichten Schwankungen fortwährend stattgefunden und wohl 30—36 mal wurden alle vorhandenen Organismen durch neue verdrängt, wobei jedoch am Ende einer geologischen Periode nicht alle zu Grunde gingen, sondern sich manche in die nächste hinüber-

*) Die Ansicht von Agassiz ist angenommen und illustrirt in „Indigenous races of the earth, or few chapters of ethnological enquiry: contrib. by Alfr. Maury, Francis Pulscky and J. Aitken Meigs by J. C. Nott and G. R. Gliddon. Lond. and Philad. 1857.

**) Jahrb. für Mineralogie 1842, S. 78. Bronn faßt alle Individuen, die, wären sie gleichzeitig, man unbedenklich für eine Spezies halten würde, in eine solche zusammen, wenn die Individuen auch in verschiedenen Schichten vorkommen, während Agassiz und d'Orbigny im letzteren Fall differente Spezies daraus machen. — A. Wagner meint, jede Formation habe ohne Zweifel ihre eigenthümlichen Organismen und diese machten wenigstens die „Mehrzahl" aus. Es eien nur wenige Fälle bekannt, wo

retteten. Broun weis't im Ferneren gegen Darwin, dessen Theorie er nicht annehmen will, auf die wunderbare Zweckmäßigkeit, die Zusammenstimmung aller Einzelheiten zu einem Organismus, die Wiederholung derselben planmäßigen Einrichtung in immer anderer Weise bei den Hunderttausenden von Arten organischer Wesen hin, auf die Vollendung des vollkommensten unter ihnen, die Möglichkeit bei den Embryonen sich für künftige Zwecke zu entwickeln, welche Verhältnisse es jedem Naturforscher schwer machen, hier nur allmällige zufällige Verbesserung zu sehen.

Ist es vergönnt, nach Anhörung der verschiedenen Stimmen auch meine Ansicht über diese große Frage zu äußern, so läßt sie sich in Kürze wie folgt darstellen. Vor Allem bekenne ich an die absolute Unveränderlichkeit der Spezies im Sinne von d'Orbigny, Agassiz u. A. nicht glauben zu können, — eine Unveränderlichkeit, die auch durch die Abbildungen der Organismen auf den ältesten Monumenten oder ihre Beschreibung in den Schriften der alten Völker nicht bewiesen werden kann, während für Veränderlichkeit außer manchen Erscheinungen in der jetzigen Periode, z. B. den Mittel- und Uebergangsformen zwischen vielen Arten auch die fein nuancirten fossilen Individuen verschiedener Schichten sprechen, und daß manche Pflanzen und Thiere mit solchen der Tertiärperiode identisch oder äußerst nahe verwandt sind. Die Veränderungen der einzelnen Arten werden aber keine unbeschränkten, sondern durch deren Eigenheit in bestimmten Richtungen und bestimmter Intensität gehalten sein. Immerhin konnten sie so weit gehen, daß z. B. aus Wasserthieren Landthiere und umgekehrt wurden, daß auch zuerst rudimentaire Organe sich zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet und dann auf den ganzen übrigen Körper mächtig rückgewirkt haben, so daß hierdurch so wie durch Permanenz von Varietäten manche neue Arten entstehen konnten. Aber in meiner Anschauung sind die Entwicklungen und Aenderungen keine *zufälligen* wie bei

---

dieselben Spezies in 2 Formationen vorkommen; es könnten aber auch in diesen Fällen die Schalen jener übereinstimmen, aber Farben und Weichtheile verschieden gewesen sein.

Darwin, wo z. B. das Schneehuhn durch das blinde Tappen einer bewußtlosen Kraft im Winter weiß werden soll, — sondern im Großen und Ganzen geschieht Alles nach vorausgesehenen Normen und in streng logischer Entwicklung, die nicht nur für die Erde selbst, sondern auch für die organische Natur im Ganzen und für jedes einzelne Wesen eine gesetzmäßige ist. Die früher angeführte Stelle auf S. 199 kann übrigens diejenigen, welche die ganze Natur mit Ausschluß eines Schöpfers sich nach blind nothwendigen Gesetzen bewegen lassen, belehren daß D. nicht auf ihrer Seite steht, — versetzt aber andererseits auch seiner Theorie einen Stoß. Es hat viel Nachdenken, Rechnen und unzählige Versuche gekostet, dem Teleskop und Mikroskop seine jetzige Vollkommenheit zu geben; wie soll man sich denn vorstellen, daß eine unbewußte Kraft „beständig jede geringe zufällige Veränderung in den durchsichtigen Lagen des Auges genau beobachte und jede Abänderung sorgfältig auswähle, die ein deutlicheres Bild hervorzubringen geschickt wäre"? In Darwin's Kopf spielen zwei grundverschiedene Anschauungen durcheinander und er steht dem Wesen nach doch auf dem Standpunkt nicht der Entstehungs- sondern der Schöpfungstheorie, wobei es nur untergeordnet ist, daß er die ganze unermeßliche Folge aller Bildung und Veränderungen durch einen Akt, Hauch &c. begründet sein läßt*). Was soll dieses heißen, es sei nur einer

*) Hierher bezieht sich auch, was Darwin S. 472 sagt: „Wenn der Mensch die ihm selbst nützlichen Abänderungen geduldig zur Nachzucht auswählt: warum sollte die Natur unterlassen, die unter veränderten Lebensbedingungen für ihre Produkte nützlichsten Abänderungen auszusuchen? Welche Schranken kann man einer Kraft setzen, welche von einer Weltperiode zur anderen beschäftigt ist, die ganze organische Bildung, Thätigkeit und Lebensweise eines jeden Geschöpfs unausgesetzt zu sichten, das Gute zu befördern und das Schlechte zurückzuwerfen?" Diese Stelle scheint darauf hinzudeuten, daß D. indem er diese Kraft mit der beim Menschen thätigen vergleicht, ihr einen intelligenten Charakter zuschreibt. Es wäre also nicht dem blinden Zufall überlassen, ob diese oder jene Veränderung sich erhalte und herrschend werde über die anderen Veränderungen, sondern es finde eine Auswahl statt, ähnlich wie beim Menschen wenn er Nutzthiere und Pflanzen zieht und veredelt. — Andererseits bedarf es aber nach der Theorie D's doch wieder keiner solchen intelligenten, demnach überlegenden und wählenden Kraft, indem

oder wenigen Formen der Keim zur Entwicklung eingehaucht worden? Wenn dieser Hauch hinreichte, eine herrliche Organisation in reichster Abstufung von den einfachsten bis hinauf zu den complicirtesten wunderbarsten Formen zu erzeugen, so lag in diesem Hauch schon das Ganze vorgebildet. Das staunenswerthe Resultat läßt eben die Zumuthung eines zufälligen Sogewordenseins abweisen und macht die Annahme viel wahrscheinlicher, daß dasselbe ein mit der Natur der Erde in Einklang stehendes sei und eben dieses und kein anderes werden mußte. Höchst mangelhaft wäre jedoch die Vorstellung, daß der auf der Erde schaffende Geist nach menschlicher Weise überall im Einzelnen Hand anlege, alles Besondere bilde und forme; Sinn und Wille des die Erde durchdringenden und erfüllenden geistigen Princips läßt vielmehr überall nach nothwendigen Gesetzen das werden, was nach den Umständen werden kann und führt unter unzählbaren Episoden das Ganze zu seinem Ziel. Manche haben von Ideen gesprochen, welche sich im Laufe der Zeiten ändern und mit ihnen die Organismen, die deren Verwirklichung sind; — aber Ideen setzen ein solche erzeugendes Princip voraus. Einige, welche kein schaffendes Princip annehmen, lassen den Kosmos selbst das Vernünftige sein; ein Lebendiges und Vernünftiges und dabei Bewußtloses! Mir erscheint diese Vorstellung viel unvollkommener und geringer als jene, welche den absoluten Geist als das Erste setzt, und die Welt als das Zweite, nicht der Zeit nach, indem sie von Ewigkeit her mit ihm zugleich war, aber dem Princip nach. Mag auch eine gewisse Schule noch mehr an Ausbreitung gewinnen, welche der ersteren Ansicht huldigt, — der deutsche Genius wird auf die Länge die Welt ohne den höhern Geist nicht ertragen, dessen Geschöpf nur der in der Zeit entstandene Geist ist.

sich im Kampfe um's Dasein einfach das Bessere und Stärkere erhält, das Geringere und Schlechtere, wo es mit jenem in Conflikt kommt, zu Grunde geht und es wäre sonach jener Vergleich mit der Zuchtwahl der Menschen nur zur Veranschaulichung der Wirkung herbeigezogen, wie der früher angeführte vom Teleskop, dessen Verbesserung ja nur durch Ueberlegung und Versuche einer intelligenten Kraft möglich geworden ist.

Ich kann ferner nicht an diese fortwährende Häufung derselben Abänderung und Verbesserung glauben, wie sie für Darwin's Theorie absolut nothwendig ist, wenn ich bedenke, daß die Umstände sich immer ändern und unzählige Individuen zerstört werden, in welchen eben die Häufung begonnen hat. Auch wird der Erblichkeit eine gewiß nicht vorhandene Regelmäßigkeit und Ausdehnung zugeschrieben. — Aus einer Protococcuszelle soll durch natürliche Züchtung in etwa 20 Millionen Jahren ein Mensch hervorgehen. Denn eine solche Zahl kommt heraus, wenn man die Dauer der Steinkohlenflora auf etwa eine Million Jahre setzt, und die Dauer aller Versteinerungen führenden Schichten auf 10 Millionen Jahre, dann eben so viel nach Darwin die Dauer der vorsilurischen. D. läßt natürlich auch die Instinkte, selbst die wunderbarsten der Ameisen, Bienen &c. durch natürliche Züchtung, nur äußerst langsam entstanden sein, indem dieselbe „auch geringe vortheilhafte Abänderungen des Instinkts erhalte und durch beständige Häufung bis zu einem vortheilhaften Grad vermehre." Der Geschlechtslosen bei den Bienen, Ameisen, Wespen, Termiten &c. „waren anfänglich nur wenige und z. Th. waren sie nicht vollkommen geschlechtslos; endlich wurden ihrer viele und diese vollkommen geschlechtslos." Aehnliche kühne Sprünge und willkürliche Behauptungen muß er wagen, wo es sich um die elektrischen Organe der Zitterfische und um das gleichgebildete Stauborgan bei Asclepias und Orchis handelt; nach seiner Theorie mußten alle auch noch so verschiedenen Zitterfische und es müssen die Asclepiadeen und Orchideen von gemeinschaftlichen Stammeltern entspringen. Er selbst gibt zu, daß äußerlich auch noch so verschiedene Varietäten sich leicht kreuzen und dauernd fruchtbare Nachkommen liefern, was bei differenten Arten nicht der Fall ist, daß also Abänderungen und Arten verschieden sein müssen, es sei, meint er, meist unabänderlich so und die Sache bleibe unerklärt. — Großartig, wie D. glaubt, kann man weder seine Ansicht noch die Lyells finden, der alle Veränderungen auf der Erde nur durch die jetzt waltenden Kräfte in leiser, unendlich lange währender Wirkung zu Stande kommen läßt; unabsehbare Langwierigkeit und Zufälligkeit haben nichts Groß-

artiges. Dürfen wir, wie man annehmen muß, von den Vorgängen in der Menschheit auch auf die der Erde schließen, so werden hier wie dort rasch verlaufende Katastrophen und geniale Entwicklungen stattgefunden haben. Darwin's Theorie hat Wahrheit in sich, aber sie ist nicht die ganze und nicht die höchste Wahrheit.

Entstehung des Menschen. Es wird nicht an Verketzerern Darwin's fehlen und manche werden zur Verwerfung seiner Theorie schon für zureichend halten, daß er den Menschen von Affen ableitet, obwohl dieses nicht so schlimm ist, wenn es nur recht gefaßt wird; hat ja vor langer Zeit schon Herder die Thiere die älteren Brüder des Menschen genannt und Niemand hat darin Arges gefunden und der Verfasser der Vestiges of creation*) hatte bereits die Abstammung des Menschen vom Affen behauptet und findet es lächerlich, darin etwas Entwürdigendes sehen zu wollen, „da die Thiere so gut wie wir Erzeugnisse der göttlichen Ueberlegung seien." — Es ist aber auch auf dem Standpunkte des Hervorgehens des Höheren aus dem Niedrigeren gar nicht nöthig, den Menschen vom Affen abstammen zu lassen, sondern es genügte schon die Annahme, daß beide demselben Urstamm entsprossen sind, dessen niedrigerer Zweig sich weiter und weiter vertheilend, die Affen darstellen würde. Man kann sich einen Vater vorstellen, der zwei Söhne hat; er selbst ist naturkräftig, aber von etwas gewöhnlichem

*) Deutsche Uebers. S. 167—8. — Nach Hope Essay on the origine of man 3 vol. London 1831 gebe es im Innern von Borneo und Sumatra einen sehr tief stehenden, thierähnlichen Menschenstamm. Sehr niedrig stehen auch die (angeblich geschwänzten) Hyghlans am weißen Nil, die Dokoneger im Sudan, die benachbarten Ghilanis. Ueber Volksmeinungen, daß die Menschen von Affen abstammen, s. Ritter Erdkunde, 2. Thl. 2. Buch: Asien, Bd. 1. Abschn. 2. Aelteste Völkersitze am Ili, S. 431 ff. — Die regierende Familie aus dem Stamm der Dschaidwar behauptet, wie die Oberstin Elwood schreibt, vom Affen Hanuman, Simia Entellus abzustammen, weil einer ihrer Vorfahren eine Verlängerung des Steißbeins gehabt haben soll. — Die Sahosneger in Aethiopien leiten ihren Ursprung vom Sohne einer Löwin her (Ewald in der Zeitschr. f. d. Kunde d. Morgenlandes IV. 3.) Von den Dagalis sagt man, daß sie die Hirsche verehren, weil sie glauben, ihr Volk sei von einem Hirsch entstanden.

rohem Schlage, die edleren Keime sind in ihm nicht zur Entwicklung gekommen, obschon da. Der ältere Sohn, wild, unbändig, sinnlich; erfreut sich an gemeinen, geringen Dingen, an Possen und Grimassen, treibt sich in schlechter Gesellschaft umher. Als der zweite Sohn geboren wurde, war der Vater selbst geistig ein wenig weiter entwickelt, es schwebte ein besserer Stern über ihm und über der Zeugung dieses Sohnes, in welchem ein geniales Princip zur Offenbarung kam. Er übertrifft den älteren Bruder nicht nur bei Weitem an Schönheit und Adel der Gestalt, sondern auch an Tiefe und Umfang des Geistes, an Wärme des Herzens, an Feinheit des Gefühls und wenn die Sterne fortwährend günstig über ihm leuchten, so kann Großes aus ihm werden. Sie leuchten über ihm im Ganzen günstig, öfters aber auch von dunkeln Wolken oder Gewitternacht verhüllt; auch er hat von dem noch kräftigen Vater das Ungestümm des Wesens und manche heftige Leidenschaft geerbt, aber er mag sie oft besänftigen durch die Milde, die ihm dabei zu Theil geworden. Während der ältere Bruder in seiner niedern Sphäre bleibt, gelangt dieser jüngere in große Verhältnisse, die seine Kräfte entwickeln; er irrt und fällt öfters, aber er erhebt sich wieder, er erstarkt im Kampf und vollbringt herrliche Thaten. Der ältere Bruder ist der Affe, der jüngere ist der Mensch, oder wenn man will, die Menschheit.*)

Der Naturforscher, mag er auch die innigste Ueberzeugung von dem Dasein, der Macht und Weisheit einer Gottheit haben, wird sich nicht bei der Versicherung beruhigen, daß Gott wie alle Dinge, so auch den Menschen geschaffen hat, sondern er wird nach dem Hergang und der Vermittlung hiebei fragen. Die Wissenschaft erforscht das gegenwärtige Entstehen, Wachsen, Bilden der Naturdinge, beruhigt sich aber hiebei nicht, sondern schaut auch rückwärts und frägt nach den Vorgängen beim ersten Auftreten der Naturwesen. Niemand wird glauben, daß der Mensch sogleich fertig auf die Bühne des Lebens gesprungen

*) Ist aber auch der Zweig der Quadrumanen der ältere, so können doch manche Verästelungen desselben chronologisch jünger sein als der Mensch; d. h. manche Affenspezies können nach dem Menschen entstanden sein.

sei, wie Pallas aus dem Haupte des Zeus; er bedurfte wie Alles, was in die sichtbare Welt eintritt, hiezu sinnlicher materieller Vermittlung. Den nähern Hergang bei dem Werden des Menschen kennt die Wissenschaft zwar nicht; er wird aber eben so wenig gegen die Naturgesetze und außer denselben erfolgt sein, als er sich wie alles Organischlebendige nicht allein aus den uns bekannten Naturgesetzen erklären läßt.

Wenn aber eine ziemlich große Anzahl von Arten der Urkeime organischer Wesen vorhanden gewesen wäre, (etwa so wie in der Erde eine Mannigfaltigkeit von Mineralsubstanzen) so konnte aus einem derselben, der jedenfalls in einer bedeutenden Anzahl von Exemplaren dagewesen sein mußte*), der Mensch direkt durch eine Reihe von Umwandlungen hervorgehen, so daß unsere Urahnen: polypenartige, molluskenartige, fischartige, säugethierähnliche Geschöpfe, zuletzt Menschen einer tiefern, roheren Rasse waren, deren fossile Reste man vielleicht noch einst finden wird, und wenn die Entstehung an vielen Punkten eines größeren Gebietes statt hatte, so konnte in der Verschiedenheit der Keime auch bereits die der Rassen gegeben sein. Jene Urkeime des Menschen hatten schon die Potenz zur höheren Entwicklung in sich, so daß nach jeder Generation oder nach einer Reihe von Generationen immer vollkommnere Formen erzeugt wurden. Die Menschenkeime konnten sich nur in einem warmen Klima entwickeln und man muß daher nach den Resten der ältesten Menschen in der heißen Zone suchen. Ob hier wieder mehrere Schöpfungscentra anzunehmen seien, z. B. eines westlich vom Himalayah für die Weißen und Gelben, ein zweites südlich vom Himalayah für die asiatischen und australischen Schwarzen, ein drittes in Aequatorialafrika für die Neger (welche so wenig Wandertrieb haben und keine Seefahrer sind) und ein viertes im warmen Amerika, oder ob eines genügen könne, ist

*) A. Wagner (Streitschr. gegen Burmeister S. 34) hält die Abstammung von einem Paare für möglich, „weil wie man berechnet habe, von einem Paar nach 1600 Jahren bereits eine Billion Individuen abstammen konnte“ — aber wer wird glauben, daß die Natur ihr höchstes Ziel auf Erden: die Darstellung eines Reiches intelligenter Wesen, auf eine so schwache Stütze gestellt hätte?

wenigstens jetzt noch nicht bestimmt zu entscheiden. Nach Manchen waren die schwarzen Menschen, weil die niedrigsten, auch die am frühesten entstandenen, wo dann die anderen durch Potenzirung und Veredlung in gemäßigteren Klimaten aus ihnen hervorgegangen sein würden, zu einer Zeit und unter Umständen, wo solche Aenderung noch möglich war*). Es gab schon im vorigen Jahrhundert Schriftsteller, für welche gemeinschaftliche Abstammung ganz undenkbar war, wie z. B. Voltaire in s. Essai sur les moeurs meinte, „nur ein Blinder könne glauben, daß Schwarze und Weiße von einem Paare stammen", ein Glaube, der übrigens auch mit unsern jetzigen Einsichten noch keineswegs so ganz unverträglich ist, wenn man statt Paar: gleichartige Urkeime setzt**). Die jetzige Entwicklung des Menschen ist eine stufenweise Entwicklung von einem mikroskopischen Keim durch verschiedene Zustände hindurch, die man entfernt mit den bleibenden niederer Klassen vergleichen kann, bis zur vollendeten Menschengestalt. Es ist keineswegs wahrscheinlich, daß wie Darwin meint, nur einige wenige oder gar nur eine Grundform dem unermeßlichen Formenreichthum des Thier- und Pflanzenreiches unterstellt worden wäre; es ist viel eher anzunehmen, daß mit dem Entstehen der organischen Schöpfung sogleich eine Anzahl differenter Keime gegeben war; eine oder nur einige Typen harmoniren nicht mit dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit, welchen wir überall in der sichtbaren Welt

*) Hooker führt in s. Flora von Australien die Darwin'sche Lehre durch und spricht auch vom Menschen. Die jüngsten und daher am besten angepaßten Menschenrassen, wofür er sonderbar genug Kaukasier und Neger hält, scheinen ihm dazu bestimmt, die älteren, namentlich Polynesier und Rothhäute im Kampfe um das Dasein zu besiegen und zu vernichten.

**) Der Sprachforscher Pott (die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächlich von ihrem sprachwissenschaftlichen Standpunkte, Lemgo 1856 S. 272) schreibt: „Ich muß mich von meinem besonderen Standpunkte wenn auch ungern zu dem Bekenntniß entschließen: stellt sich auch die Sprachforschung nicht geradezu dem einpaarigen Ursprung aller Menschen entgegen, so ist dann für ihn mit schlagenden Gründen einzutreten (wie z. B. Bunsen und Max Müller mit wissenschaftlichen Gründen zu thun versucht haben) gegenwärtig nicht viel mehr als gar keine Aussicht vorhanden. Freilich wer will sagen, was der Zukunft gelingen mag?"

begegnen; und es treten uns ja sogleich in den ältesten neptunischen Formationen die Hauptabtheilungen beider Reiche entgegen. Es brauchte auch nicht nothwendig die Erschaffung oder Entstehung der Keime nur ein einmaliger Akt zu sein; es konnten wie in sehr früher, so auch in spätern Zeiten noch Keime vollkommnerer Wesen entstehen, sei es im Meere oder in schon entwickelten Organismen. Es will mir scheinen, daß die geistige Verschiedenheit des Menschen auch von den ihm am nächsten stehenden Thieren auf das Vorhandensein eines eigenen und zwar in späterer Zeit entstandenen Keims schließen lasse. sei. — Der Naturforscher muß auf dem Boden der sinnlichen Erfahrung bleiben, sie ist das Princip seiner Wissenschaft und wie Antäus nur Kraft hatte, so lange sein Fuß die Mutter Erde berührte, so der Naturforscher nur auf dem Grunde der Erfahrung und des Versuches. Der Naturphilosoph hingegen darf zum Begriff, zu der Idee der Dinge und zu ihrem allgemeinen inneren Zusammenhang aufsteigen. Der philosophische Beobachter der Welt erkennt nun, daß es ein Vorurtheil ist, Alles in ihr für vollkommen anzusehen und daß abgesehen von Krankheit und Tod, Mißbildung und Verkümmerung auch der Zustand, wie er jetzt in der irdischen Natur erreicht worden ist, nur nach langen Kämpfen erreicht wurde. So wirkt aber nicht eine allervollkommenste, unbeschränkte Macht. Vielmehr erscheint die Kraft, die in der Entwicklung der Erde und ihrer organischen Welt gewirkt hat, häufig wie eine nach dem rechten Wege erst suchende, den sie meist findet, manchmal auch verfehlt: sie gleicht auch einem Strome welcher, dem Gesetz der Schwere folgend, gewiß endlich sein Ziel erreicht, aber nur nach vielen Umwegen in Folge der Hindernisse, die er auf seinem Wege findet. Mir erscheint diese Kraft als die eines im Entwicklungskampf begriffenen Wesens, welches an einem andern Orte als das Princip der Erde, das geodämonische Princip bezeichnet wurde, und es ist, als wenn die Art seines Wirkens und das Ziel, das es durch die Weltalter hindurch verfolgt und dem es sich nur stufenweise genähert, von einem höchsten, vollkommensten, Alles Vergangene, Jetzige oder Künftige in ewiger Gegenwart schauenden Wesen vorgezeichnet worden seien. — In der jetzigen

Erdperiode ist der Mensch der herrschende Organismus, nachdem die Reiche der Cephalopoden, der riesenhaften Saurier und der Säugethiere vorübergegangen sind, und es ist (wie Manche, z. B. auch Fechner glauben) nicht wahrscheinlich, daß die Erde noch eine höhere Organisation, als der Mensch ist, zu entwickeln und zu beherbergen vermöge; die Erde, die so absichtlich für den Menschen eingerichtet scheint, an die er so gut angepaßt ist und deren organische Welt er vollkommen zu beherrschen vermag.

Unterschiede des Menschen von den Thieren. Was erschweren muß, den Menschen nicht so direkt, wie es Darwin thut, aus dem allgemeinen Baume des Thierreiches hervorwachsen zu lassen, sondern für ihn einen besonderen Urkeim anzunehmen veranlaßt, ist die wesentliche Verschiedenheit des Menschen von den Thieren, welche bereits die alten Völker antrieb für ihn einen durch höhere Einwirkung — oft phantastisch genug — vermittelten Ursprung sich vorzustellen*). Neueste Schriftsteller betonen zwar noch mehr, als schon früher geschehen ist, die bloß quantitative, nicht qualitative Verschiedenheit der menschlichen Geisteskräfte, aber eine solche erklärt offenbar die Erscheinungen nicht**). Der allgemeinste und auffallendste Unterschied des Menschen ist dessen Perfektibilität, welche nur ihm zukommt, jedoch nach den Rassen in verschiedenem Grade; Hausthiere, z. B. der Hund und das Pferd sind nur durch die Einwirkung des Menschen perfektibel und selbst die Affen fängt man immer wieder durch eingegrabene Töpfe voll Mais, durch deren

*) Die Tantras oder h. Schriften der Buddhaisten sagen: „Anfangs war die Erde unbewohnt; da pflegten die Bewohner des Himmels, Bhuvara (Engel) die Erde zu besuchen. Diese herrlichen Wesen, Mann und Weib zugleich; hatten, durch die Reinheit ihres Geistes geschützt, nie sinnliche Begierden gehabt, als A—di—Buddha (der höchste Gott) ihnen Lust einflößte, die Frucht eines Baumes zu kosten, welche der Mandel glich und die den Geschlechtstrieb bei ihnen weckte, so daß sie die Rückkehr nach dem Himmel verschmähten und die Stammväter der Menschen wurden. Der erstgeborene Mensch hieß Maha Samvat (der große Erstgeborene) und war König über die ganze Erde 2c."

**) Der leichtfertige Beaumarchais schrieb: „Boire sans soif et faire l'amour en tout temps, c'est qui distingue l'homme de la bête", bewies aber hiermit nur die Oberflächlichkeit und Einseitigkeit seines Urtheils.

engen Hals sie wohl die leere Hand, aber nicht die volle bringen; das roheste Volk könnte man nicht fortwährend so täuschen. — Ein zweiter ist die Universalität des Menschen, wodurch er den bloßen Begriff einer organischen Spezies weit überschreitet und gleichsam ein eigenes Reich darstellt*). Die Chinesen erkannten schon früh darin eine Verschiedenheit des Menschen von allen übrigen Wesen, daß in ihm allein die in allen wirkende Urkraft als bewußtes Denken auftritt, weßhalb sich die menschliche Seele in Uebereinstimmung mit der göttlichen Urkraft befindet und ihre Gesetze auch die des Alls sind. Bei den Thieren sind die Individuen minder different, aber unter den Menschen erheben sich manche Hochbegabte so sehr über die Anderen, daß sie den Massen neue Bewegungsrichtungen anweisen, daß von ihnen neue Richtungen in Künsten, Gewerben, Wissenschaften, im Staatsleben und der Religion ausgehen. Ohne Zweifel werden die bedeutenden Verschiedenheiten des Menschen von den Thieren, welche in der Idee desselben begründet sind, ihre Parallele auch in seiner körperlichen Organisation haben, und um beim Gehirn und Nervensystem stehen zu bleiben — viel weniger in deren anatomisch erkennbarer Construktion beruhen, als vielmehr in der feinsten Molekularbeschaffenheit. Owen behauptet zwar einen ansehnlichen Unterschied in der Construktion des Menschen- und Affenhirns, den Huxley jedoch bestreitet, — ein Beweis, daß die Unterschiede nicht so oberflächlich liegen.

*) St. Augustin schrieb: Nullum est creaturae genus, quod non in homine possit agnosci und Theodorus bei Theodoret Quaest. 20.: Gott habe zuletzt σύνδεσμον ἀπαντων τὸν ἄνθρωπον geschaffen. — „Das, was wir sind, wodurch wir uns von allen Thieren unterscheiden, führt im Sanskrit den bedeutsamen ehrwürdigen Namen Manudscha, welcher auch vorzugsweise in unserer deutschen Sprache sich bis auf heute erhalten hat, goth. manniska, althochdeutsch mannisco, neuhd. Mensch und so durch alle Mundarten; dies Wort darf zwar mit gutem Grund auf einen mythischen Ahnen manna, mannus, den schon Tacitus bezeugt, auf einen indischen König Manas zurückgeleitet werden, dessen Wurzel man d. h. denken ist und wozu unmittelbar auch manas, μένος, Mensch fallen.“ J. Grimm in s. Abh. über d. Ursprung der Sprache in Abh. der Akad. zu Berlin 1851, S. 121.

Dritter Vortrag.

Das Alter des Menschengeschlechtes. Spuren des Menschen im Alluvium und Diluvium.

Es kann gegenwärtig kein Zweifel mehr sein, daß die noch in den ersten drei Dezennien dieses Jahrhunderts geltenden Angaben der Zeit, welche der Mensch auf der Erde existirt, weit unter der Wahrheit zurückgeblieben seien. Zwar haben sich manche frühere Ueberzeugungen als nicht stichhaltig erwiesen, indem gewisse menschliche Reste, denen man sonst ein hohes Alter zuschrieb, einer sehr neuen Zeit an gehören wie die vor einigen Dezennien großes Aufsehen machenden Skelete von Guadeloupe, gefunden in einer noch jetzt fortgehenden marinen Tuffsteinbildung; eines ist in Paris, das andere in London; beiden fehlt der Schädel. Derselbe meist aus jetzt noch lebenden Korallen und Muscheln bestehende Tuff findet sich im ganzen Archipel der Antillen; er hat die Ebene von Coyes auf St. Domingo sehr erweitert, in der man manchmal irdene Scherben und andere menschliche Produkte 20' tief findet. Die erwähnten 1805 entdeckten Skelete gehörten noch Jonnés wahrscheinlich Schiffbrüchigen an und enthalten nach Davy noch einen Theil ihres animalischen Stoffes. Die Menschenknochen, welche sich mit Knochen urweltlicher Thiere in den Höhlen von Gailenreuth und Köstritz finden, sind wenigstens nach den frühern Annahmen erst später in dieselben gerathen. Anders ist es freilich mit den Entdeckungen von Tournal, Christol, Marcel de Serres in den Kalksteinhöhlen Südfrankreichs, denen von Schmerling, Spring und Malaise in den Tropfsteinhöhlen der Provinz Lüttich, wo wahrhaft fossile Menschenreste mit Knochen ausgestorbener Thiere zusammengefunden wurden. Der Däne Lund

entdeckte in den Knochenhöhlen Brasiliens menschliche Skelettheile bei Gebeinen von Platonyx, Chlamydotherium etc. und ganz auf gleiche Weise versteinert wie diese, so daß über ihre Gleichzeitigkeit mit jenen Thieren kaum ein Zweifel zulässig ist. Das Taxodium distichum, eine Cypressenart, welche noch jetzt häufig im Ueberschwemmungsgebiete des Mississippi wächst, ein Baum, welcher mehrere Tausend Jahre alt wird, bildet mit seinen fossilen Stämmen in Luisiana 10 durch Erdlager getrennte, übereinander liegende Schichten, deren Bildung nach den Berechnungen Dowlers 158400 Jahre erfordert hat, welche wahrscheinlich sämmtlich der Alluvialperiode angehören (?). In der vierten jener Taxodium-Schichten, von oben gezählt, welche nach Dowler vor 57600 Jahren gebildet worden wäre, fand sich 16′ tief im Boden unter der Wurzel eines Cypressenstammes ein Schädel, denen der jetzigen amerikanischen Rasse sehr ähnlich. In neuester Zeit hat man durch Bohrungen in Aegypten noch in einer Tiefe von 39′ unter dem Boden des Nilthales Ziegeltrümmer und Thongeschirre entdeckt, welche, da man das zeitliche Wachsen des Terrains durch Aufschwemmung des Nils genau kennt, welches in 100 Jahren nur 3—4 Zoll beträgt, auf ein Alter von mehr als 13000 Jahren hinweisen, vor welchen die Aegypter schon auf einer Culturstufe gestanden haben mußten, welche weit über der eines wilden Volkes war. Nun meint zwar Quenstedt, an großen Flüssen könne durch besondere Strömung örtlich sich Schlamm anhäufen, der solche Rechnung unrichtig mache, aber diesen Umstand hätte Horner, von dem die Beobachtung herrührt, doch wohl ins Auge gefaßt. In solchen Sachen entscheidet auch nicht eine Erfahrung allein, sondern alle zusammen müssen erwogen werden und wenn zweifelhafte ganz zu der Annahme passen, zu welcher wir durch unzweifelhafte gezwungen werden, so nehmen auch die zweifelhaften an Wahrscheinlichkeit zu und dienen zur Stütze der ganzen Ansicht.

Nicht bloß in den sogenannten Alluvial- sondern auch in Diluvialbildungen haben sich Spuren des Menschen gefunden. Schmerling erklärte die in den Lütticher Höhlen gefundenen Menschenknochen für gleich alt mit den Diluvial-

thieren, Spring (Bulletin der Brüsseler Akademie 1853) hält die aus der Höhle von Chauvaux allerdings für jünger als die Diluvialthiere, nicht über 4000 Jahre alt, worin ihm Buckland beistimmt. Die Kopffragmente, welche Spring bei Chauvaux fand, gleichen mehr denen von Negern als von kaukasischen Schädeln und lassen schließen, daß diese Schädel klein waren, die Kieferparthie sehr entwickelt, Stirne zurücktretend, Schläfen abgeplattet, Nasenlöcher breit, Zähne schief, Gesichtswinkel höchstens 70°*). Haben aber auch Menschen schon gleichzeitig mit den Höhlenbären und den Mammuth existirt, so ist doch kein Grund vorhanden, das Dasein dieser Hunderttausende von Jahren vor der historischen Zeit zu setzen, wie es Vogt thut**).

Boucher de Perthes***), dessen Bemühungen hier etwas eingehend besprochen werden sollen, hatte schon vor mehr als 25 Jahren behauptet, daß der Mensch gleichzeitig mit den ausgestorbenen großen Landthieren in der Diluvialzeit gelebt hätte, was die Wissenschaft damals zurückwies. Es galt zu entscheiden, ob die Steinäxte etwa in den Bänken des Diluvialschuttes ihre primitive oder sekundäre Lagerstätte hatten; im ersteren Falle mußte der sie verfertigende Mensch vor ihrer Bildung da gewesen sein. Die Schichten des Diluvialschuttes gehören wieder verschiedenen, wohl durch Jahrhunderte getrennten Zeiten an; sie sind theils schnell, durch gewaltige Wasser, theils langsam —

---

*) Für Alter d. Menschengeschlechtes und fossile Menschenknochen vergl. auch: The Genesis of the Earth and of man etc. by Reginald Stuart Poele. 2. edit. Lond. 1860. Lartet in Bibl. univ. de Genève, Juill. 1860 p. 193 und Collomb ibid. p. 208. Schaafhausen über Menschenknochen zugleich mit Knochen von Diluvialthieren z. B. Elephas primigenius bei Mastricht gefunden, in Mitth. d. Verhandl. d. naturhistor. Vereins d. preuß. Rheinlande u. Westphalens, Bonn 1860. De l'ancienneté de l'espèce humaine par M. Delanoüe, lettre à Mgr. le Ministre de l'instruction publique. Valenciennes, 1862.

**) In neuester Zeit wurden auch fossile Reste von Affen entdeckt. Von Pikermi in Griechenland hat A. Wagner einen fossilen Cercopithecus beschrieben; später fand man dort noch eine Menge Affenschädel und außer andern Thieren die Knochen zweier Arten von Giraffen, die noch kurz vor der jetzigen Epoche in Europa lebten.

***) De l'homme antediluvien et des ses oeuvres. Paris 1860.

wie die von Menchecourt – durch stille entstanden. Das Menschengeschlecht jener Zeit wurde z. Th. in den Diluvialströmen begraben, deren Ursprung und Richtung man wie bei einem Orkan verfolgen kann. — Seine Untersuchungen im Becken der Somme fortsetzend, Millionen Steine betrachtend, fand B. d. P. 1838 die ersten diluvianischen Feuersteinäxte, welche Brongniart, weil sie zu stark abgerieben waren, nicht als solche erkennen konnte, bis 1840 besser erhaltene gefunden wurden, wo dann Brongniart und Dumas glaubten, während viele Andere Boucher tadelten und ihn für einen Schwärmer hielten. Sein Hauptgegner Dr. Rigollot untersuchte hierauf 1854 die Bänke vom d'Abbeville, St. Acheul, St. Roch bis Amiens und bekehrte sich zu B. Meinung. Die andern Gegner griffen hingegen B. als einen Verwegenen an, der Lehren, welche die ausgezeichnetsten Männer aufgestellt hatten, stürzen wolle und verschonten auch Rigollot nicht; jene Bänke von Abbeville ꝛc. seien neu, nicht lange vor der Ankunft der Römer in Gallien entstanden, seien terrains remaniés. Aber wie können Schichten, frägt B., bis 11 Meter hoch und sehr regelmäßig, keine Spur von Hausthierknochen, Scherben, Metallen enthaltend, wie sie doch müßten, terrains remaniés sein? Man kann, meint er mit Recht, die Knochen der ausgestorbenen Pachydermen und die Steinäxte nicht trennen; wenn die einen antidiluvianisch sind, sind es auch die andern; Prestwich fand mit ihnen zu Menchecourt Cyrena consobrina oder fluminalis, jetzt im Nil und andern Wässern warmer Länder lebend und deren Vorkommen meist die Gegenwart von Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Hippopotamus major anzeigt, welche Umstände auf ein wärmeres Klima in Frankreich und demzufolge auf eine sehr entfernte Zeit deuten. Die Mehrzahl der urweltlichen Pachydermen ist vor den Carnivoren entstanden und der Mensch gleichzeitig mit den ersteren; wäre er nach den Carnivoren entstanden, so wäre er von ihnen aufgerieben worden. Der Mensch hat nicht eine, sondern mehrere große Fluthen erlebt, die sein Geschlecht auf wenige Ueberbleibsel reduzirt haben; wäre seine Vermehrung immer ungestört fortgeschritten, so faßte die Erde längst seine Zahl nicht mehr. Auch in den bis 11 Meter dicken Torflagern

im Dep. der Somme findet man Aexte und Steinmesser, Geräthe aus Hirschknochen, welche den Celten oder Galliern angehören, die B. schon vor mehrern hundert Säculis in Gallien einwandern läßt; meist noch älter sind die Aexte im Diluvium. Manche wollten sie nicht für Werke von Menschenhand ansehen, sondern für Steine, durch Feuer oder Wasser so gebildet; Andere behaupteten sie seien erst später so tief eingesunken, bis 12 Meter unter die Oberfläche, was aber in einem Diluvium unmöglich ist, welches durch seine Härte oft der Haue widersteht; wären sie von der Oberfläche gekommen, so müßte man sie ferner in allen Schichten des Diluviums finden, während sie doch nur in der tiefsten liegen.

Nichtdestoweniger wurde die Sache immer wieder für unmöglich erklärt; die Lehre des von den Franzosen vergötterten Cuvier und seiner Schule dominirte noch; die von einer wissenschaftlichen oder kirchlichen Autorität Befangenen sind in der Regel für die Erkenntniß der Wahrheit verloren. Da überzeugte sich 1858 Falconer, Vicepräsident der geologischen Gesellschaft zu London von der Richtigkeit der Beobachtungen Boucher's und im April 1859 kamen Prestwich und Evans nach Abbeville, stimmten nach Untersuchung aller Bänke bis Amiens entschieden bei und der Erstere berichtete der k. geolog. Gesellschaft, was in England großes Aufsehen machte. Im Mai kehrten sie mit Godwin-Austen, Flower und Mylan zurück, machten neue Nachgrabungen und bestätigten das früher Gefundene. Man fand schöne Thierknochen und gut gearbeitete Aexte in diesen Bänken, welche nach Lyell durch allmälige Ablagerung aus sehr alten, jetzt nicht mehr existirenden Flüssen gebildet sind und da sie sich z. Th. bis 33 Meter über das Niveau der Somme erheben, eine lange Reihe von Jahrhunderten zu ihrer Bildung erforderten. Prestwich erkannte bei Hoxen in Suffolk ein gleiches Terrain, auch mit Steinäxten und Thierknochen und zieht, nachdem er zum drittenmal Forschungen in der genannten Gegend Nordfrankreichs gemacht, den Schluß, daß die dortigen Bänke, so wie die von Hoxen in einer Zeit gebildet wurden, welche vor derjenigen liegt, in welcher die Erdoberfläche ihre gegenwärtige Gestalt erhielt.

In Nordamerika wurde B's Ansicht durch Agassiz, Usher, Patterson gerechtfertigt. Im August 1859 wurde auf Geoffroy St. Hilaire's Betrieb, der schon früher mit Quatrefages in Abbeville und Amiens gewesen war, von der Akademie Gaudry dahin geschickt, welcher im Rapport, den er erstattete, aussprach, daß seine Nachgrabungen keinen Zweifel über die Gleichzeitigkeit des Menschengeschlechtes mit jenen ausgestorbenen Thieren lassen. Die Aexte liegen im auf der Kreide ruhenden Diluvium, welches 3 Meter, 5 Decimeter tief beginnt, 1 Meter tief, demnach 4 Meter, 5 Decimeter unter der Oberfläche, die Schärfen waren nur sehr wenig abgestumpft, weßhalb sie nicht weit hergeschwemmt sein konnten. Bei ihnen finden sich außer Conchylien Zähne von einem Pferd und einem Ochsen, wahrscheinlich von Bison priscus, auch ein Mammuthszahn. Die sog. Millepora globularis (Tragos glob.) früher für Kunstprodukt gehalten, ist nach Gaudry ein fossiler Schwamm. Obschon man keine Menschenknochen bei (sehr rohen) Aexten gefunden hat, hält Gaudry doch unsere Väter für Zeitgenossen des Rhinoceros tichorhinus, Hippopotamus major, Elephas primigenius, Cervus sommensis, Bison priscus etc. Er läßt die Diluvialschichten wenigstens z. Th. nach der Schöpfung des Menschen gebildet sein in Folge einer großen Ueberschwemmung, wovon die Menschheit noch Traditionen hat. Die Conchylien des Diluviums von St. Acheul bei Amiens sind sämmtlich noch lebende Arten von Land- und Flußthieren, wie Lyell angibt, der ganz überzeugt von der Gleichzeitigkeit der steinernen Aexte, Pfeilspitzen, Keulen und vorweltlichen Thiere ist. Pouchet, Maury, Charles des Moulins, Pictet in Genf, Lartet, der berühmte Alterthumsforscher de Saulcy u. v. A. stimmen ebenfalls B. bei. Man findet die Spuren des Menschen in allen knochenführenden Bänken, wo man sie suchte: mit Elephantenknochen in Creil, in einem Departement des Südens, bei Paris ꝛc. aber die Steinäxte sind oft sehr schwer als solche zu erkennen*).

*) A. Wagner wollte zwar in diesen Feuersteinäxten bloß Naturspiele sehen, — indem er stets von der Idee ausging, daß zur Zeit des Diluviums der Mensch nicht existirt haben könne. „Bedenken über einige

Eine Masse anderer Steine von mehr als zwölf verschiedenen Gestalten, keine Abnutzung zeigend, welche man in Gräbern, namentlich der Häuptlinge findet, scheinen keine Werkzeuge, sondern Denkzeichen für verschiedene Vorgänge zu sein; manchmal stellen sie auch Vögel, Fische und wie B. meint, urweltliche Säugethiere: Mastodon, Megatherium, Megalonyx, Palaeotherium, manchmal auch Affen- oder Menschenformen vor. B. meint selbst, sie seien manchmal schwer von zufälligen Gestaltungen, Naturspielen zu unterscheiden. Dann gibt es auch noch aufgerichtete Steine, von welchen man nicht weiß, ob sie von den antediluvianischen Menschen oder den Kelten stammen; jedenfalls hatten jene frühen Geschlechter in ihren großen und kleinen Steinen ihre Schriftsprache, ihre Archive und Trophäeen. Sie zogen den Kiesel und Feuerstein wegen seiner Härte und schneidenden Bruchstücke allen andern Steinen vor; er wurde zum Handelsartikel und sie verarbeiteten ihn zu Sägen, Löcherbohrern, Harpunen, Lanzenspitzen, Messern, Hämmern und Spaten. Die damaligen Menschen hatten eine sehr kümmerliche Existenz und mußten oft vor den äußerst zahlreichen und z. Th. gewaltigen Thieren fliehen, deren Knochen in erstaunlicher Menge gefunden werden. Menschenknochen findet man im Diluvialstrom nicht, weil auf seinem Wege die Menschen ausgestorben, ihre Knochen durch Sonne und Nässe zerstört, von den Thierkolossen zermalmt waren, während sich die Steingeräthe erhalten konnten. Jene Menschen und Thiere hatten vor der Eiszeit gelebt, wo das Klima in Frankreich nur noch mäßig warm war, während in einer früheren Zeit daselbst Palmen wuchsen. Erst gegen die historische Zeit wurden die Menschen zahlreicher und gewannen das Uebergewicht über die Thierbevölkerung. B. führt noch an, daß Taylor 1860 unter

---

neuere, hauptsächlich auf naturgeschichtliche Anhaltspunkte begründete Versuche, das Alter der europ. Urbevölkerung zu bestimmen.“ Ein Vortrag in der Akad. zu München 1861. Aber es steht ihm, wie er selbst sagt, das einstimmige Urtheil franz. und engl. Geologen und Archäologen entgegen. — Uebrigens halte ich den gleich anzuführenden Fund von Aurignac für viel bedeutender als die Feuersteingebilde der Picardie.

den Ruinen von Babylon ebenfalls solche Steingeräthe einer sehr frühen Zeit aufgefunden habe.

Ich muß noch dessen gedenken, was Koch schon in den Vierziger Jahren in seiner Schrift*) über das von ihm in Amerika im Flußgebiet des Osage aufgefundene kolossale Skelett seines Missurium theristocaulodon, welches aber nichts anderes als Mastodon giganteum Cuv. ist, berichtet hat. Es finden sich bei den Indianern Sagen von großen, nun nicht mehr vorhandenen Thieren. Man fand mit Knochen von Mastodon Steinmesser, Aexte, Pfeilspitzen; bei einem Skelet lagen zahlreiche Steine, als wenn das Thier mit solchen getödtet worden wäre, nachdem es halb im Schlamm versunken war, ferner Asche, angebrannte Holzstücke und Kohlen, denn das Thier war z. Th. durch Feuer umgekommen. Koch sucht besonders zu erweisen, daß die Mastodontoiden Zeitgenossen des Menschen waren und viele die letzte große Katastrophe (Sündfluth) überlebt haben. Die Stoßzähne seines großen Missurium sind 10′ lang und jeder wiegt 3 Centner. Koch spricht S. 77 auch „von Eindrücken nackter menschlicher Füße" im Bergkalk unweit der Stadt St. Louis im Staate Missouri, die Silliman für absichtlich und künstlich gemacht ansieht, während Koch im selben Felsenlager von ihm entdeckte für die von Urmenschen hält, die schon zur Bildungszeit des Bergkalkes gelebt hätten! S. 81 wird auch von menschlichen Skeleten in Ohio und Kentucky (hier 200′ unter der Oberfläche in Kalkstein) gesprochen, zugleich mit Resten urweltlicher Thiere.

Die angeführten Entdeckungen konnten allerdings manche Anhänger der Mosaischen Schöpfungsgeschichte und der Cuvierschen Ansicht vom Alter des Menschengeschlechtes bis zum Jahre 1861 nicht von der Gleichzeitigkeit desselben mit jenen ausgestorbenen Thieren überzeugen; so Oberbergrath Nöggerath**) und A. Wagner. Der Erstere gab jedoch nach, als Thatsachen bekannt wurden, denen nach seinem eigenen Geständniß „die schärffte Kritik nichts anhaben dürfte." Wenn freilich die

*) Die Riesenthiere der Urwelt ꝛc. Berlin 1845.

**) Westermann's Monatshefte, Dez. 1862, S. 283 ff.

Sache so auf der Hand liegt, wie bei der Entdeckung zu Aurignac, Dep. Haute-Garonne, so bedarf es keines schärferen Blickes, um sie zu sehen. Auch kommt Herrn Nöggeraths Rückzug, auf welchem er freilich auch alle früheren angezweifelten Entdeckungen wie die vom Jahre 1797 zu Hoxen in Suffolk, die von Tournal, Christol und Marcel de Serres, die von Schmerling, Spring und Malaise mit andern Augen ansieht, etwas spät, denn Lartet's Bericht wurde bereits am 18. Mai 1861 in der philomatischen Gesellschaft zu Paris abgestattet und wird schon von Rüttimeyer in seiner 1861 zu Basel erschienen Abhandlung über die Fauna der Pfahlbauten in der Schweiz angeführt. Bereits vor einigen Jahren stieß man nämlich beim Abräumen der Erde an einer Kalkfelswand bei Aurignac auf eine Steinplatte, welche eine nischenartige Höhle verschloß, in der man Schädel und Knochen von 17 menschlichen Individuen einer kleinen Rasse, meist Frauen und Kindern angehörig, nebst einigen Zähnen von Säugethieren und durchbohrten Scheibchen aus einer Herzmuschel fand, die wahrscheinlich aufgereiht als Hals- oder Armband dienten. Bei Nachgrabungen im October 1860 fand Lartet noch mehr Menschenknochen, ein Rennthiergeweih, Knochen und Zähne von Höhlenbären, Pferd, Auerochs, bearbeitete Feuersteine und ein bearbeitetes Stück von einem Rennthiergeweih. Außer der Grabhöhle fand sich eine ausgedehnte Feuerstelle mit viel Kohlen und Asche und vielen z. Th. calcinirten Zähnen und Knochen von Säugethieren mehr pflanzen- als fleischfressender Arten, namentlich vom Mammuth, Rhinoceros tichorhinus, Pferd, Esel, Edelhirsch, Riesenhirsch, Rennthier, Reh, Auerochs, dann vom Höhlenbär, einer anderen kleinen Bärenart, Dachs, Iltis, Wolf, Fuchs, der Höhlenhyäne, dem Höhlentiger und der Wildkatze. Die Knochen der Pflanzenfresser waren zur Gewinnung des Markes der Länge nach gespalten, wie man solche auch in den dänischen Kjökkenmöddinger, Anhäufungen von Speiseresten aus uralter Zeit findet, und wie Grönländer und Lappen noch gegenwärtig zu gleichem Zweck die Knochen spalten; viele Knochen waren von Hyänen angenagt. Die Fleischfresser waren vermuthlich von den Menschen zur Gewinnung der Häute herbeigeschleppt worden. Zahlreiche

Feuersteinsplitter waren von an gleicher Stelle gefundenen Blöcken abgeschlagen und zu Messern oder Projektilen verarbeitet worden; Knochen und Stücke von Rennthiergeweihen zu Pfeilen, Pfriemen, Glättwerkzeugen; auf einem Bärenzahn, der wohl als Schmuck angehängt wurde, fanden sich Thiergestalten roh gravirt. Umwälzungen durch Erdbeben oder Fluthen haben in jener Gegend nicht stattgehabt; die ganze Scenerie deutet darauf hin, daß hier ein Begräbnißschmaus veranstaltet worden war.

Wenn Manche das hohe Alter solcher und ähnlicher Funde dadurch bestreiten zu können glauben, daß sie zur Ausflucht greifen, zwischen Alluvium und Diluvium bestehe eben keine feste Grenze, so ist damit für ihre Ansicht nichts gewonnen. Ich habe in einem früheren Vortrag bereits angeführt, daß zwischen den geologischen Perioden überhaupt so wenig eine feste Grenze existire als zwischen den Perioden der Menschengeschichte und daß wir die einen wie die anderen ja nur für unser wissenschaftliches Bedürfniß annehmen, während in der Wirklichkeit Erdentwicklung und Geschichte in einem continuirlichen Flusse verlaufen. Bedenkt man aber, daß die Steinäxte von Abbeville ꝛc. in tiefen Diluvialschichten liegen, welche von einst bestandenen Strömen herrühren, die ganz andere Verhältnisse des Reliefs des Landes voraussetzen, als die gegenwärtigen, bedenkt man die lange Zeit, welche die Alluvialbildungen und die Torflager Nordfrankreichs erforderten, die ohne allen Widerspruch erst nach jenen Diluvialbildungen entstanden sind, bedenkt man, daß der Mensch in Mitteleuropa damals mit Elephanten, Nashörnern, Hyänen, Affen zusammenlebte, welche sämmtlich ein wärmeres Klima bedürfen, auf das dann erst die lange Eiszeit und das Einwandern einer neuen Menschen- und Thierwelt folgte, so wird man nicht anstehen, jene Zeit, in welcher die Menschen lebten, welche die Steinäxte im Diluvium von Abbeville verfertigt haben, wenn sie unzweifelhaft solche sind, eine Reihe von Jahrtausenden vor die historische Zeit zu setzen. Viel älter ist freilich noch jener Affe, den Lartet Dryopithecus Fontani genannt hat und dessen Zähne und Knochen bei St. Gaudens in den Pyrenäen und den der Miokänzeit angehörenden Bohnerzlagern der schwäbischen Alp mit Mastodon

angustidens sich finden, während andere Affen neuerer Entstehung, manche vielleicht nachmenschlicher sind, wie Pliopithecus antiquus von Gervais, dessen Knochen man zu Sansan im Süßwassermergel fand.

Ich kann hier einige Betrachtungen über die sogen. Pfahlbauten*) und über die organischen Reste und menschlichen Kunstprodukte, welche man in denselben findet, anschließen. Es hat in gewissen Zeiten und in gewissen Gegenden Europas Menschenstämme gegeben, welche wie heut zu Tage noch die Papuas ihre einfachen und dürftigen aus Holz construirten Wohnungen in Seen, nicht zu weit von den Ufern derselben auf Pfählen errichteten, zu welchen also nur ein Zugang auf Kähnen und auf Leitern möglich war, ohne Zweifel, um Sicherheit vor den Thieren und vor mächtigeren Volksstämmen zu finden. Manche dieser Pfahlbauten gehören dem sogen. Steinalter oder der Steinperiode, andere dem Broncealter an, kaum welche dem Eisenalter, Bezeichnungen von dem Alterthumsforscher Thomsen in Kopenhagen herrührend, — welche Perioden oder Alter aber nicht strenge geschieden sind, indem die Bronce nur langsam Stein und Knochen verdrängte und auch noch im Gebrauche blieb, als das Eisen schon bekannt war.**) Nach Nilson in Lund und Retzius in Kopenhagen waren in Schweden (und wohl auch anderwärts) die Menschen der Steinperiode von den jetzigen Bewohnern des Landes ganz verschieden, die Broncemenschen waren denselben schon ähnlicher, — also hat

---

*) Vergl. Ferdin. Keller's Bericht über die Pfahlbauten in den Mittheil. der antiqu. Gesellsch. in Zürich 1853—61. Troyon Habitations lacustres d. temps anciens et modernes. Lausanne, 1860. Morlot Etudes géologico-archéolog. en Danemark et en Suisse im Bulletin de la Soc. Vaudoise d. sc. nat. t. VI., 1860.

**) Die Denkmäler der Steinperiode finden sich außer den Muschelhaufen und Torfmooren auch in den sogen. Hühnengräbern, welche immer nur Waffen und Geräthe von Stein enthalten. In den Cromlechs oder Grabhügeln der Canalinseln findet man außer Steinwaffen aus Obsidian und Jaspis und Mahlsteinen für Getreide, den Thier- und Menschenknochen, auch unzählige Austerschaalen als Reste der Begräbnißschmäuse.

Einwanderung anderer Stämme und Vertilgung oder Verschiebung der früheren stattgefunden. Heutzutage gibt es nur wenig wilde Stämme, welche sich noch völlig im Stein- oder im Broncealter befinden, indem durch den Verkehr die Eisengeräthschaften fast überall, z. B. auch unter den Eskimos, auf den Südseeinseln 2c. verbreitet sind. Doch behalten viele wilde Völker Steine, Knochen, Fischgräthen, Muschelschaalen, Hölzer zur Verfertigung wenigstens eines Theiles ihrer Werkzeuge und Waffen bei, weil ihnen ihre ärmlichen Mittel und ihre Isolirtheit nicht gestatten, sie ganz durch Eisen zu ersetzen. Noch seltener als Waffen und Werkzeuge von Steinen und Knochen sind in der Gegenwart solche aus Bronce. Ueber die Menschen der Stein- und Broncezeit wissen wir sehr wenig; die Schädel und Knochen von Aurignac wurden leider bis jetzt nicht genauer untersucht. Die wenigen Schädel und sonstigen Skelettheile, die man aus der Broncezeit kennt, ähneln nach v. Baer den kleinen lang gezogenen Hinduschädeln und auch die kleinen Handgriffe der Waffen stimmen damit.*) Es scheint eine sehr frühe Einwanderung aus Südasien in Europa stattgefunden zu haben, wie solche auch die Sprachforschung wahrscheinlich gemacht hat. Bei den spätern indoeuropäischen Völkern ist der Schädel geräumiger, aber doch ähnlich gebaut. Die skandinavischen Alterthümer jener frühen Zeiten bestehen aus rohen Geräthen von Stein und Bein, aus Geräthen, Waffen und Schmuck von Bronce, bisweilen auch von Gold, z. Th. in den zierlichsten Formen hergestellt, ferner aus einer Anzahl von Broncegeräthen und Waffen römischen und byzantinischen Ursprungs, endlich aus eisernen Waffen und Schmucksachen von Silber, außerdem in Thongeschirren verschiedenen Alters und demgemäß verschiedener Vollkommenheit. Die Bevölkerung, die nur Stein und Bein benutzen konnte, war wahrscheinlich tschudischen Ursprungs

*) Auf der dänischen Insel Langeland fand man sehr langgezogene und schmale Köpfe, die aber von der Form der Hindus ziemlich abweichen und der Steinperiode anzugehören scheinen, deren Menschen sonst brachycephalisch sind. Wo war ihr Stammsitz? fragt v. Baer.

und wurde später von Stämmen, welche die Bronce erzeugen und bearbeiten konnten, nordwärts gedrängt, während diese selbst wieder von Stämmen, die das Eisen kannten und brauchten, vertrieben wurden. Das Broncevolk war wahrscheinlich keltischer, das Eisenvolk germanischer Abkunft.

Was namentlich die Menschenreste aus den Pfahlbauten der Schweiz betrifft, so findet man aus dem Grunde fast keine Knochenreste, weil sie wahrscheinlich auf dem Lande begraben wurden; die eines weiblichen Individiums von Robenhausen weisen auf große Muskelenergie und Beweglichkeit hin. Bis jetzt wurde nur ein einziger Schädel und zwar bei Meilen gefunden, der sich an die noch jetzt in der deutschen Schweiz lebenden Formen anschließt und wie diese weder ein entschiedener Langkopf noch Kurzkopf ist, obwohl die Schweizerschädel im Ganzen etwas mehr brachycephalisch als dolichocephalisch sind und von welchem es übrigens nicht ganz entschieden ist, ob er wirklich dem Steinalter angehört, was wenigstens nach den in Schweden gemachten Erfahrungen unwahrscheinlich ist. Viele Pfahlbauten scheinen von einer unbekannten Zeit an bis zum Einfall der Römer fortwährend bewohnt worden zu sein; nach demselben scheint diese eigenthümliche Lebensweise ein Ende genommen zu haben. Es frägt sich, ob man die Verdrängung der Steine und Knochen durch Metalle und hier wieder den Ersatz der Bronce durch Eisen zugleich als Beweis eines Wechsels der Bevölkerung der Pfahlbauten ansehen dürfe, so daß immer andere Völker im Steinalter, Bronce- und Eisenalter die Pfahlbauten bewohnt haben. Bei Griechen, Römern und den nordamerikanischen Indianern unserer Zeit wurde die Bronce durch das Eisen rasch verdrängt; in der Schweiz kann jedoch dieser Wechsel eben so gut mit einem Wechsel der Bevölkerung in Verbindung stehen, wie man dieses z. B. auch in Schweden annimmt. Den allerfrühesten Culturzustand vertreten bei uns Wangen und Moosseedorf; dann folgen Wauwyl und Meilen mit einem Rind und einem zahmen Schwein; in dem an Broncerestein neben Stein und Knochen reichen Concise kommt eine neue Rasse von Schwein und Rind dazu. In Morges finden sich zahlreiche Bronceresste, aber weder Stein

noch Eisen, ferner die Knochen einer zweiten größeren Hunderasse, dann Pferdeknochen, von einem kleinen und feingliederigen Schlag. Eine reiche durch Oberst Schwab in Biel bekannt gewordene Localität ist Steinberg bei Nidau, wo man Kunsterzeugnisse von Stein, Bronce, Eisen und von Hausthieren das Torfschwein, den Torfhund, die Torfkuh, dann Pferd, Ziege, Schaf entdeckt hat. Stein, Bronce und Eisen beisammen finden sich auch in Chevroux am Ostufer des Neuenburgersees, während in Echallens eine Gießerei von Broncegeräthen bestand; hier finden sich auch Knochen eines sehr großen Hundes, was auf Verkehr mit fremden Völkern deutet, ebenso wie das Auftreten des gefleckten Rindviehes, was von dem aus dem nördlichern Europa in die Schweiz gebrachten Bos frontosus, dem breitstirnigen Rinde stammt. Mehr als über die menschlichen Bewohner der Pfahlbauten weiß man über die Thier- und Pflanzenwelt zu sagen, welche sie umgab und von ihnen benutzt wurde; sie kannten bereits die Cultur des Leins und hatten Hausthiere.*) Man hat nach Rütimeyer in den schweizerischen Pfahlbauten bis jetzt 56 Thierarten aufgefunden: etwa 10 Fische, 17 Reptilien, 17 Vögel, alles bekannte, jetzt noch in der Schweiz lebende Arten, etwa mit Ausnahme der Süßwasserschildkröte; die übrigen sind Säugethiere und darunter etwa 8 Hausthiere, nämlich Hund, Schwein, Pferd, Esel, Ziege, Schaf und wenigstens zwei Ochsenarten. Die Knochenreste sind meist Abfall von den Mahlzeiten jener Menschen und wurden nachträglich noch technisch verwendet. Die wilden Thiere, namentlich der Edelhirsch lieferten fast mehr Nahrung als die zahmen, ein Beweis von der Entlegenheit jener Zeit. Darum findet man auch die Knochen des Edelhirsches am reichlichsten, nach ihm die des Rindes, dann des Schweines, viel seltener jene des Rehes, der Ziege, des Schafes, Fuchses, Marders, Bibers, noch seltener die des Hundes, Pferdes, Esels, Bären, Wolfes, Urs, Bison, Elenns. Am meisten wurden technisch verwendet die

*) Rütimeyer Untersuch. d. Thierreste a. d. Pfahlbauten in der Schweiz in Mitth. d. antiquar. Gesellschaft in Zürich, Bd. XIII., 1860. Derselbe: die Fauna der Pfahlbauten in der Schweiz. Basel 1861.

Geweihe und Knochen des Edelhirsches wegen ihrer Härte, Fettlosigkeit und Spaltbarkeit. Vom Hunde war im Steinalter nur eine einzige Rasse da, der Wachtelhund, welcher vermuthlich zur Jagd diente und die älteste uns bekannte Hunderasse ist, vom Schwein das gezähmte Torfschwein, vom Rind das krummhörnige oder sogen. Trochocerosrind, das kurzhörnige kleine Torfrind, Bos brachyceros, diese beiden schon im Steinalter gezähmt, und das Primigeniusrind. Hirsch und Wildschwein erreichten im Steinalter Riesengröße, der Fuchs war auffallend kleiner als jetzt. Von der Steinzeit bis zur historischen Zeit haben die wilden Thiere immer mehr ab-, die zahmen immer mehr zugenommen; Ur und Wisent verschwanden ganz, namentlich mit der Einführung metallener Waffen; Hirsch und Wildschwein wurden allmälig kleiner, der Fuchs größer; Katze und Haushuhn fehlen im Steinalter, das Pferd war wohl den Pfahlbauern bekannt aber nicht von ihnen gehegt. Ihre ersten Hausthiere waren das Rind (in mehreren Rassen), das Schaf in einer alten Rasse, die Ziege und der Hund, dann kam das kleine Torfschwein, hierauf das große Hausschwein, dann das Pferd. In Chavannes und Noville, den vermuthlich jüngsten Knochendepots, aus dem 6. Jahrh. findet man endlich auch den Esel, das heutige Schaf, das Haushuhn, vielleicht auch die Hauskatze und in Steckborn das große gefleckte Rind der heutigen Schweiz. Die meisten Hausthiere sind wohl wie der Mensch aus südlicheren Ländern gekommen. —

Dr. Christ in Basel hat über die vegetabilischen Reste der Pfahlbauten von Robenhausen berichtet, welche z. Th. in Torfmassen liegen, z. Th. im Besitz des Menschen waren und durch Feuer verkohlt sind. Man hat Weizenkörner gefunden vielleicht von Triticum vulgare und Gerstenkörner von Hord. hexastichum? Keine Spur von Roggen und Hafer, während man doch in den hintersten Thälern von Wallis und Graubündten, diesen primitivsten Gegenden mit ihrer uralten Menschen- und Thierbevölkerung fast ausschließlich Roggen baut, woraus zu schließen ist, daß die Pfahlbauer nicht von Osten, sondern aus dem Süden kamen und Weizen und Gerste mitbrachten. Man findet ferner Fruchtkapseln vom Lein, Reste von Aepfeln, Heidel-

beeren, Himbeeren, Erdbeeren, der Buche, Haselstaude, Linde, Schlehe, Zapfen und Samen von Pinus picea, Abies, sylvestris, Mughus — Pflanzen, die noch in der Gegenwart vorhanden sind, so daß die Physiognomie der Flora sich in der Schweiz nicht wesentlich verändert hat, während in Dänemark zuerst Föhren die Wälder bildeten, in einer späteren Zeit Eichen, jetzt Buchen.

Richten wir unsern Blick noch einmal weiter rückwärts. Vor der Eiszeit lebten in der Schweiz Edelhirsch, Urochs, Reh, Rennthier, Wildschwein, Wolf, Fuchs, Biber, Hase mit Hyäne, Elephant und Nashorn zusammen, letztere beiden wurden, als die Wärme abnahm, durch Arten mit wärmerem Fell ersetzt, bis auch diese zu Grunde gingen oder auswanderten.

Die Eiszeit überstand ein Theil der erstgenannten Thiere und während derselben zogen sich der Steinbock und die Gemse, so wie Pinus Mughus in die Ebene herab, allmälig wie die Wärme zurückkehrte, wieder zu den Höhen aufsteigend; nach derselben wanderten auf den von den Gletschern verlassenen Wohnplatz der früheren tropischen Thiere von Süden her andere Thiere und die Menschen der Pfahlbauten ein, welche vielleicht den Hund, das Schaf, die Ziege mitbrachten, andere Thiere, die sie vorfanden, zähmten. Es haben aber wohl vor den Pfahlbauern von Wangen und Moosseedorf, überhaupt vor der Eiszeit, schon Menschen in der Schweiz gelebt, indem man anderwärts, wie ich auseinander gesetzt habe, immer mehr Localitäten findet, wo menschliche Kunstprodukte mit Elephanten-, Nashorn- und Hyänenknochen zusammen liegen. In der Schweiz ist deßhalb kaum eine Hoffnung hierfür, weil die Gletscher mit ihrem Schutt und ihren Blöcken alle größeren Flußthäler und Seebecken, die Ansiedlungsplätze der ersten Menschen zugedeckt haben, so daß nur unwirthliche Stellen an den Gebirgen frei blieben, wo wohl Reste von voreiszeitlichen Thieren, nicht aber von Menschen gefunden werden. Sind daher die Pfahlbauer nicht die ersten Bewohner der Schweiz, so sind es doch die frühesten, von denen wir einige Kenntniß haben.

In letzter Zeit hat Desor auch in der der Broncezeit angehörenden Station von Cartaillod Halbmonde von gebrannter

Erde und von Stein gefunden, wie sie bis jetzt nur in den Pfahlbauten von Nidau vorkommen, die bis in die Eisenzeit herabreichen. Troyon mit Rücksicht darauf, daß die alten Gallier den Mond verehrten, nahm an, daß jene Halbmonde der Eisenzeit angehörten und von den Galliern mit der Töpferei eingeführt worden seien, während durch ihre Auffindung in den Pfahlbauten von Cartaillod der Mondcultus als älter sich herausstellt. Außerdem fanden sich daselbst durchlöcherte Bernsteinstücke, was bereits auf einen Verkehr in jener frühen Zeit mit Bewohnern der Ostseeküsten deutet*).

*) Von Santen und v. Fellenberg haben Goldsachen aus der Bronzezeit in Mecklenburg untersucht, die constant 10—18 Procent Silber enthielten, wie die von G. Rose analysirten Goldproben aus dem Ural. — V. Fellenberg fand außerdem in einem Golddraht aus einem Kegelgrabe der Bronzezeit fast 1 Proc. Platin; die Völker, welche in jener Periode Mecklenburg bewohnten, erhielten ihr Gold und Kupfer wahrscheinlich aus dem Ural. Mitth. d. Berner naturf. Gesellsch. 531—37. S. 44, 1863.

Vierter Vortrag.

Die Menschenrassen und das ethnographische System.

Ehe wir zur Eintheilung der Menschenformen übergehen können, scheint es nöthig, einige Vorfragen näher in's Auge zu fassen.

Es ist bei der Entstehung des Menschen von seiner Abstammung von einem oder mehreren Paaren die Rede gewesen; man kann nun fragen, ob alle Menschen zur gleichen Art gehören oder ob sie mehrere naturgeschichtliche Spezies bilden? Die Antwort auf diese und andere Fragen wird vom wesentlichsten Einfluß auf das ethnographische System sein, — um sie aber geben zu können, sind lange Reihen von Untersuchungen nöthig, von denen ich hier nur die Resultate in ihren Hauptumrissen geben kann und die den äußern und innern Bau, die Bildung des Skelets, hauptsächlich des Schädels, das Gehirn, die Farbe der Haut, der Haare, der Augen, selbst die Krankheiten der verschiedenen Völker betreffen. Hiezu kommt dann noch die Untersuchung der psychischen Eigenschaften und Alles Dessen, was von ihnen abhängt, hauptsächlich die vergleichende Betrachtung der Sprachen, welche bei der Eintheilung der Völker, bei der Darstellung ihrer Abstammung und Verwandtschaft ein höchst wichtiges Moment sind.

Rücksichtlich des Skeletes beschränke ich mich auf den bedeutendsten Theil desselben, den Schädel, dessen allgemeine Form, Verhältniß der Stirn- und Gesichts- zur Kieferparthie, und daraus folgender Gesichtswinkel, Capazität der Hirnhöhle hauptsächlich in Betracht zu ziehen sind. Weber nahm als Hauptformen die ovale, runde, vierseitige und keilförmige an,

A. Wagner*) vereinigt hingegen nach Blumenbach's Vorgang die runde und vierseitige unter dem Namen der breitgesichtigen, so daß drei Grundformen bleiben: die ovale, welche bei der kaukasischen Rasse, die breitgesichtige, welche bei der mongolischen, die keilförmige, welche bei der schwarzen Rasse vorherrscht. Die ovale Grundform hat im Querdurchschnitt einen ovalen Umriß, indem die schön gewölbte Stirne ziemlich steil in die Höhe steigt und von ihr aus der Schädel zu beiden Seiten an den Schläfen etwas breiter wird, dann nach hinten sanft und gleichmäßig sich zurundet und am Hinterhauptsbeine gleichsam in eine stumpfe Spitze ausläuft. Die Jochbögen sind mäßig entwickelt, nicht vorspringend, die Wangengruben ausgehöhlt, die Kiefer vorne schön gewölbt, mit senkrecht stehenden Vorderzähnen; das Kinn tritt hervor, der Gesichtswinkel beträgt 80—85°. Typische Beispiele für diese schönste und harmonische Schädelform sind die von Blumenbach abgebildeten Schädel der Georgierin und des alten Griechen. Die ovale Schädelform kann wieder lang- und kurzköpfig sein. Bei der breitgesichtigen Form sind die Gesichtstheile namentlich durch starke Ausbildung der Jochbögen übermäßig in die Breite entwickelt, das Gesicht ist verflacht, indem die Nasenbeinwurzel weniger vorragt und die Gegend zwischen den Augenhöhlen breiter, die Wangengrube nur schwach ausgehöhlt ist und allmälig in das minder gewölbte Oberkiefer übergeht, das Kinn ragt vor; die niedrige Stirn weicht zurück und der Gesichtswinkel beträgt deßhalb nur 75—80°. Bei den ausgebildetsten Exemplaren übertrifft der Längendurchmesser des Schädels nur wenig den Breitendurchmesser. Beispiele sind die Schädel des Kalmücken und Tungusen. Die keilartige Grundform endlich entsteht durch Verschmälerung des ziemlich langgestreckten Schädels von hinten nach vorne, wo derselbe in stark vortretende schmale Kiefer endigt, deren oberes sich so sehr vorstreckt, daß seine Schneidezähne schief stehen. Die Seitentheile dieses Schädels sind flach, die Wangengruben ausgehöhlt, die Nasengrube ziemlich weit, die Stirne weicht zurück und der Gesichtswinkel mißt

*) Gesch. d. Urwelt, 2. Aufl. II. 34.

nur 70—75°. So verhält sich die schwarze Rasse. Diese drei Grundformen sind jedoch durch zahlreiche Zwischenformen verbunden, in welchen sich typische Charaktere der Hauptformen vereinigt zeigen.

Retzius*) hatte bekanntlich zwei Schädel- und zwei Gesichtsformen aufgestellt, durch deren Combination vier Formen entstehen können. Es sind die zwei Schädelformen die brachycephalische (kurzköpfige) und die dolichocephalische (langköpfige), deren Durchmesser von vorne nach hinten besonders durch Entwicklung des Hinterhauptes groß ist. Die zwei Gesichtsformen sind die orthognathische (geradkieferige), bei der die Profillinie des Gesichtes wegen der geraden Stellung der Kiefer und Zähne von der senkrechten Linie wenig abweicht und die prognathische (vorragend-kieferige), wo die Kiefer thierartig vortreten und die Zähne daher schief stehen. Die prognathische Form ist charakteristisch für die schwarze Rasse und findet sich nur in geringem Grade bei den übrigen, am wenigsten bei den indo-germanischen Völkern, von welchen nur die Kopten, Abyssinier und Guanchen einigen Prognathismus zeigen. Von diesen Indogermanen sind langköpfig die germanischen, romanischen und keltischen Völker, die Hindus, Perser, Semiten, Kopten, Berbern, Guanchen, kurzköpfig die Magyaren und übrigen uralischen Völker, die Slaven, Letten, Albanier, Etrurier, Rhätier, Basken und Circassier. R. Wagner**) bemerkt mit Grund, daß Retzius' Klassifikation zwar auf leicht wahrnehmbaren Merkmalen ruhe, aber die disparatesten Völker zusammenführen würde, wollte man sich bloß auf sie stützen. Die Tungusen sind gleich den Negern prognathe Dolichocephalen, stehen aber, davon abgesehen, im Schädelbau und im physischen Habitus zu den Negern im schärfsten Gegensatz. Beide sind Langschädel und Repräsentanten eines Schädeltypus, der aber nach zwei entgegengesetzten Seiten von der rundlichen ovalen Schädelform der Arier und Semiten am bedeutendsten abweicht. Auch die Schädel der Chinesen sind wie die der Neger dolichocephal-prognathisch und

*) In J. Müller's Archiv 1845.

**) Zoologisch-anthropol. Untersuchungen I. Göttingen 1861.

doch wieder in anderen Verhältnissen ganz verschieden. Kurz- und Langschädel, Schief- und Geradzähner gehen in einander über und viele Schädel sind in keine der Kategorieen von Retzius zu bringen. Doch sind dieselben für manche Völkergruppen charakteristisch, wie z. B. alle Slaven kurzköpfig, Germanen und Kelten langköpfig sind. R. Wagner gibt auch den großen Werth nicht zu, den Retzius auf die hinteren Lappen des großen Gehirns setzt. Die ächt europäischen Völker der Gegenwart sind sämmtlich orthognathisch und dabei lang- oder kurzköpfig; in Nordosteuropa leben fast ausschließlich Kurzköpfe, in Südwesteuropa Langköpfe, zwischen welchen inselartig Kurzköpfe eingeschoben sind: Basken, Romanen (im eigentlichen engsten Sinn) und Graubündtner. Die Kurzköpfe waren, wie die alten Gräber lehren, früher in Südwesteuropa viel weiter verbreitet, so daß die eben genannten Völker Ueberreste einer alten Urbevölkerung vor der Einwanderung der Arier in Europa zu sein scheinen, welche Ansicht nach v. Baer freilich nicht ganz erwiesen ist. (Retzius hielt die alten Etrusker für kurzköpfig, v. Baer wies nach, daß sie langköpfig waren. Aus Rhätien, dessen Bewohner brachycephal sind, konnten sie demnach nicht stammen.) In Südosteuropa haben hingegen hie und da die Kurzköpfe die Langköpfe verdrängt; die Hellenen waren Dolichocephalen, die Neugriechen sind Brachycephalen und in vorgeschichtlichen Gräbern Rußlands findet man Langköpfe. Die Schädel aus deutschen und schwedischen Gräbern über 1000 Jahre zurück gleichen ganz den gegenwärtigen. Sehr einzeln fand man auch sogar in Westeuropa prognathe Schädel mit sehr flacher Hirnkapsel, die vielleicht auf eine noch ältere Bevölkerung unseres Erdtheiles deuten.

Bei alten und neuen Völkern (jetzt noch bei manchen Indianern Nordamerika's) war es Sitte, den Schädel der Säuglinge durch Brettchen und Binden zusammen zu drücken; durch solche künstliche Verunstaltung entstanden die (kurzköpfigen) „Makrocephalen“ des Hippokrates, wie man deren um Kertsch in Südrußland findet und die Avarenschädel von Grafenegg in Oesterreich. Die von Trohon zu Chesaux bei Lausanne und Gosse zu Villy in Savoyen gefundenen zwei alten Schädel mit

offenbar künstlich niedergedrückter Stirne sind dolichocephalisch und zugleich schiefzähnig, wie die Huancaschädel von Peru*). Uebergänge vom Menschen- zum Affenschädel sowie vom Menschen- zum Affenhirn werden von allen Gegnern Darwins geleugnet. Das Menschenhirn unterscheidet sich sogar auch bei den Hottentotten (wo Tiedemann wegen der geringern Zahl der Windungen und deren weniger regelmäßiger Anordnung eine Aehnlichkeit mit dem Hirn des Orang finden wollte**) durch die typische Anordnung der Hirntheile, die Windungen der großen Hemisphären. Die Aehnlichkeit des Menschen- und Affenschädels ist übrigens nach Welcker***) am größten in jenem Entwicklungsstadium, in welchem an beiden dieselben Nähte und Fugen unverknöchert sind und die später hervortretende geringere oder größere Formverschiedenheit hängt von dem Gang ab, welchen die Nahtverknöcherung nimmt. Die Schwarzen, Malayen und Amerikaner stimmen im Horizontalumfang mit den kleinsten deutschen Schädeln überein, die Mongolen mit den kleinsten und mittelgroßen. Welcker hält eine Zerfällung in Kurz- und Langköpfe für einen willkürlichen Schnitt und will zwischen beide eine Mittelform unter dem Namen Orthocephalen

*) Tschudi will bei den Ureinwohnern von Peru drei verschiedene Schädelformen unterscheiden: die der Chinchas, welche die Küstenregion einnahmen, mit einem Gesichtswinkel von 77°, der Aymaras auf dem 12,000' hohen peru-bolivischen Hochland südlich vom Gebirgsknoten von Assangara mit 68° Gesichtsw. und der Huankas auf den Hochebenen und in den Thälern zwischen den Gebirgsknoten von Assangara und Pasco mit 69° Gesichtsw. Bei letzteren hatte der Schädel (offenbar künstlich verunstaltet) eine sehr sonderbare Form; er erschien von vorne gesehen als ein von unten und vorne nach oben und hinten verlängertes Viereck, dessen Vorderseite von einem Jochbogen zum andern den größten Querdurchmesser des Kopfes darstellt. — Nachdem alle drei Stämme den Incas unterworfen wurden, mischten sie sich vielfach und es entstand daraus die Schädelform der jetzigen Peruaner, die am meisten dem viereckigen Chinchaschädel ähnelt. Müller's Archiv 1844.

**) Nymphae elongatae sicuti in feminis hujus populi secundum clariss. Tiedemann etiam in Europâ meridionali, imo in Germania australi non admodum rarae.

***) Untersuch. über Wachsthum und Bau des menschlichen Schädels. Leipzig 1862.

setzen; alle drei Abtheilungen sind durch Uebergänge verbunden. Bei der mittleren Form des Menschenschädels überhaupt verhält sich der Längendurchmesser zum Querdurchmesser wie 100 zu 75; der deutsche Schädel, bei welchem die Verhältnisse = 100 : 80,5 sind, weicht vom mittleren Menschenschädel durch größere Breite, nicht durch Schmalheit ab, und es sei daher falsch, ihn dolichocephal zu nennen; der deutsche Schädel, ohne Zweifel auch das deutsche Gehirn, sei vor der großen Mehrzahl der anderen Völker durch ein ungemeines Ueberwiegen des Querdurchmessers ausgezeichnet. Der deutsche männliche Schädel weicht von dem weiblichen durch seine Größe (100 : 97 im Horizontalumfang und 100 : 90 in der Größe der Hirnhöhle und des Hirngewichtes), noch mehr aber durch seine typische Verschiedenheit ab und zwar in höherem Grade als viele Rassenschädel unter sich. Der weibliche Schädel steht nämlich zwischen dem männlichen und dem Kindesschädel, ist in höherem Grade dolichocephal und neigt mehr zum Prognathismus als der männliche. Die Prognathie des thierischen Schädels steigt mit dem Wachsthum und nimmt ab beim menschlichen.

Die größten Schädel gehören den arischen und semitischen Völkern an und Pucheran stellte den Satz auf, „daß die Hirnhöhle im Verhältniß zu den Höhlen der Sinnorgane um so weniger entwickelt sei, je mehr sich das Individuum von der kaukasischen Rasse entferne," und daß der Schädel der niederen Rassen Aehnlichkeiten mit den Schädeln der kaukasischen Embryonen zeige. Bei den niederen Rassen werden die Gruben am Schädel, welche die Kaumuskeln aufnehmen, größer und tiefer; der Superciliarbogen erhebt sich nach oben und außen, ohne sich (wie beim Kaukasier) wieder nieder zu beugen, wodurch sich der Querdurchmesser der Augenhöhle, der sinus frontalis und die Nasenhöhle auf Kosten der Gehirnhöhle vergrößern. Bei den Kaukasiern trägt das Stirnbein, bei den niederen Rassen das Wangenbein mehr zur Bildung der äußeren Augenhöhlenwand bei und hier ist auch die Orbitalhöhle von vorne nach hinten ausgedehnter und der große Keilbeinflügel wie bei den Affen nach hinten gedrängt. Die Verlängerung der untern Wand der Augenhöhle hängt bei den niedern Rassen

mehr von der Vergrößerung des Oberkiefers, als der des Wangenbeins ab. — Der kleinste Schädel, den Huschke*) kannte, (abgesehen von den pathologischen Mikrocephalen), einem jungen Menschen angehörig und gefunden in einem griechischen Grabe in Sicilien, hatte nur 41,568 Quadratmillimeter Oberfläche; an ihn schlossen sich zunächst Schädel von Uramerikanern an; die größten Schädel gehörten den alten Griechen, den Juden und Deutschen an und überstiegen noch 68,000 Quadratmillimeter. Es gibt übrigens in jeder Rasse große und kleine Schädel und es läßt sich aus der Größe des Schädels nicht immer auf gleichmäßige Größe des Gehirns schließen**).

*) Schädel, Hirn und Seele des Menschen. Jena 1853.

**) Die Beschaffenheit der Rassenschädel wird nur durch mittlere Zahlenwerthe, nicht durch absolute Angaben, von Einzelnen entnommen, richtig erkannt. Früher maß man den Schädel nur nach einigen Dimensionen in gerader Linie, Huschke brachte zuerst neue Methoden für Flächen- und cubische Messung in Anwendung; er erfand ein eigenes Instrument, Physionotyp genannt, und ein anderes zur Triangulirung der Oberfläche der Schädelknochen. Ferner sollte man sich zum Gebrauch des Metermaaßes vereinigen. Nach v. Baer's Bemerkung gibt nur die geometrische Zeichnung, nicht die perspektivische, die Schädelform richtig wieder, aber die Verkleinerung macht dann Schwierigkeiten; er ließ daher die Schädel in $^{1}/_{3}$ Länge, Breite, Tiefe photographiren. Man kann die Verkleinerung ganz wohl auf $^{1}/_{8}$ treiben; v. Baer räth, den oberen Rand des Jochbogens als Horizontale dabei anzunehmen. Man soll alle Schädel von vorne, von oben und im Profil abbilden. Lucae (Zur Morphologie der Rassenschädel, mit 12 T. Frankf. 1861) erweist, daß nur eine geometrische Zeichnung ein richtiges Bild des Schädels gibt und allein richtige Messungen zuläßt. Er zeichnet mit Hilfe beweglicher Dioptern den durchsägten Schädel auf Glas, drückt dann die Zeichnung vom Glas auf Papier ab und macht von ihr eine auf die Hälfte verkleinerte Copie. Zschokke in Aarau wendet Bleidraht zur Abformung gewisser Wölbungen des Schädels an, der fest an letzteren angepreßt wird. Der von Harting erfundene, bei der Anthropologenversammlung in Göttingen 1861 durch Brolik vorgezeigte „Kephalograph" fixirt durch eine große Zahl sanft gleitender Schieber aus Buchs die Contouren des Kopfes und bildet sie auf Papier graphisch ab, nachdem die Schieber durch Schrauben festgestellt sind. In Fleischmann's Fabrik in Nürnberg bildet man Schädel plastisch aus einer Art Steinpappe nach. — Weil man aus dem Schädel genommene Gehirne nicht in ihrer wahren Form erhalten kann, indem sie sich durch die Schwere verschieben und abplatten, räth R. Wagner, Gypsabgüsse der Schädelhöhle zu machen.

Parchappe (Recherches sur l'Encephale) fand nach seinen Messungen die Schädelkapazität bei den Kaukasiern am größten; dann folgen Neger, Mongolen, Amerikaner, Malayen; Morton fand das mittlere Größenverhältniß der Hirnhöhle bei Kaukasiern gleich 87 Kubikzoll, bei den Mongolen 83, den Amerikanern 82, den Malayen 81, den Schwarzen 78. Huschke erkannte die größte Schädelhöhle bei den germanischen Völkern, die kleinste bei Peruanern und Australiern. Die germanischen Völker haben nach ihm etwa 100 Cubikcentimeter mehr Hirn als die romanischen. Das mittlere Gewicht des Gehirns bei (männlichen) Germanen gibt Huschke auf 1445 Grammen an, bei Schotten, Franzosen, Litthauern auf 1313—1320; die kleinsten Gehirne der Neger und Hindus sinken auf 737 Grammen herunter, obwohl einzelne Neger so schwere Gehirne haben als die Germanen. Bei hochstehenden Völkern und Individuen sind die Windungen des Gehirns am zahlreichsten, tiefsten und am feinsten gegliedert. Das Negerhirn zeigt den Typus des kindlichen und weiblichen Europäerhirns und nähert sich in manchen Charakteren dem Affenhirn. — R. Wagner hält es für nöthig, eine feste Terminologie der Gehirnwindungen aufzustellen, indem hier allerdings Stabilität nicht fehlt; der Mensch und die Quadrumanen haben eigene typische Anordnung derselben und können nicht mit andern Säugethieren verglichen werden; die Embryonen, weiblichen Gehirne, Neger und Hottentotten haben ein Hirn mit weniger Windungen. Retzius hatte angenommen, daß die Hinterlappen des großen Hirns bei den brachycephalen Völkern weniger entwickelt seien; das ist aber Täuschung. — Obschon manchmal gleiche oder ähnliche Anlagen intellektueller und moralischer Art bei verschiedener Form und Kapazität der Schädel und dann wieder verschiedene Anlage bei nahe gleichen Schädeln vorkommen, so kann doch nicht geleugnet werden, daß Rassen mit größeren Schädeln und größerem Gehirn und daß wieder Individuen innerhalb einer Rasse mit diesen Charakteren sich im Allgemeinen durch eine höhere Intelligenz vor den andern auszeichnen*).

*) Ueber Rassenschädel ꝛc. vergl. sonst noch: Combe remarks on the Fallacy of Prof. Tiedemanns comparison of the negro brain and intellect

Von Farben zeigt der menschliche Körper eine Stufenfolge vom Weißen und Röthlichweißen durch das Gelbe, Rothe,

---

with those of the Europeans. Berthold über einen Schädel aus den Gräbern der alten Paläste von Mitlan im Staate von Oajaca in Nov. Act. Ac. L. C. XIX. 2. (Erweist, daß die alten Mejicaner und die alten Peruaner zum selben Volksstamme gehörten.) Morton Crania americ., or a comparat. view of the skulls of various orig. natives of north and south Amer., to which is prefixed an essay of the variet. of the hum. spec. Philad. 1840. Morton Crania aegyptiaca, observations on Egyptian Ethnographie derived from anatomy, history and monuments. Philad. 1844. M. 14 Kupft. Sandyfort, tab. cranior. diversar. nation. Lugd. Bat. 1843 sq. Tschudi's Mitth. über die Ureinwohner von Peru in Müller's Archiv 1844. Dessen (falsche) Erklärung, daß der österreich. Avarenschädel ein Huancaschädel sei in Müll. Arch. 1845. — Fitzinger's Abh. über die Avarenschädel steht im 5. Bd. d. Denkschriften d. Wiener Akademie. 1853. Zeune über Schädelbildung zur festern Begründung der Menschenrassen. (Nach Retzius erwiesen unhaltbare Grundsätze.) Die beiden wichtigsten Abhandl. von Retzius stehen in Müll. Arch. 1848 S. 263 u. 1858 S. 106. Dann noch eine andere ibid. 1845 S. 54. Die in Genf und Savoyen gefundenen Schädel finden sich beschr. und abgeb. in Mém. de la Soc. d'hist. et d'Archéol. de Genève, t. 9, 1855. — Gosse v. Genf gab heraus: Essai sur les déformations artific. du crâne. Par. 1855 av. 7 pl. Pentland'sche Schädel aus Peru sind beschr. u. abgeb. in Tiedemanns u. Treviranus Ztschr. f. Physiol. Bd. 5. — Abh. von Schaaffhausen über Racenschädel in Müll. Arch. 1858. (Verschmelzung, Verwachsung gewisser Suturen des Schädels (Synostosen) wären nach Sch. für Racen charakteristisch; nach Virchow nur patholog. Erscheinung). Crania brittanica von Davis u. Turnham. Lond. 1856 sq. (Bis jetzt 5 Decaden.) Die anthropolog. Abh. von Baer stehen in Bull. de l'Acad. imp. d. sc. de St. Petersbourg. t. I (1859), t. XVII (1858); die Crania selecta Petropol. 1859 in Mém. de St. Petersb. 6me sér. t. 8. Ebendas. über Papuas u. Alfurus. Die Abth. über die Makrocephalen d. Krimm u. Oesterr. in Mém. 7me Sér. (v. Baer beweist, daß die Makrocephalen der Alten kein Volk mit solchen besonders gestalteten Schädeln waren, sondern diese künstlich hervorbrachten. Fitzinger's Meinung, Attila habe einen solchen verbildeten Kopf gehabt, sei entschieden irrig.) Bericht über die Versamml. einiger Anthropologen im Sept. 1861 in Göttingen, erstattet von v. Baer und R. Wagner. Leipzig 1861. (Außer B. u. W. waren da: Henle, Krause, Bergmann, Meißner, E. H. Weber, Brolik, Lucae.) Eckert in Freiburg hat über das Skelet der Neuholländer geschr. Haidinger des Herrn Steensten Toussaint in Batavia Sendung ostasiat. Skeletschädel 2c. A. d. Sitzungsber. d. kais. Akad. 1859. Eine reiche Schädelsammlung besitzt der Zoolog van der Hoeven in Leyden, sehr viele wurden auf der Novarareise erlangt. S. Rud. Wagner

Braune zum Schwarzen. Beim Kaukasier findet man Röthlichweiß in der Haut, Gelb in den Haaren und in der Haut, Roth in Lippen und Wangen, Braun an Brustwarzen, Skrotum, Schwarz im Augenpigment und in den Haaren. (In der Iris treten außerdem noch Grünlich, Blau und Grau auf.) Dieselbe Stufenreihe findet sich in der Haut, wenn wir vom Kaukasier zum Mongolen, Amerikaner, Malayen und Neger übergehen. Ebenso durchläuft das Blut diese Farbenreihe; die Blutkörperchen sind anfänglich farblos, dann gelblich, röthlich und werden in den Venen oft schwärzlich. Die Neugebornen der Grönländer haben nach Sabye einen blaulichen Fleck am Leibe, der später verschwindet. Bei einigen Affen der alten Welt finden sich bleibende Hautstellen von rein rother, gelber und blauer Farbe. — Wenn Säugethiere in der Farbe variiren, so produziren sie stets nur solche Farbentöne, die in der Mischung ihres ursprünglichen Farbenkleides liegen. Insoferne stände auch der Entstehung der verschiedenen Rassen aus einer Rasse (z. B. durch Degradation aus der weißen) nichts entgegen, da bei den übrigen Rassen keine anderen Hautfarben vorkommen, als die auch bei der weißen sich an einzelnen Körperstellen finden. Ich habe daher Burmeister's Räsonnement in dieser Sache nie recht verstehen können, ohne deßhalb die aus wichtigeren Gründen nicht wahrscheinliche Abstammung von einem Paare behaupten zu wollen. Burmeister sagt: „Sollten alle Nationen von einem Paare abstammen, so müßten sämmtliche Farbennuancen aus einem Grundton sich herleiten lassen, was meiner Meinung nach unmöglich ist. Wäre auch wirklich das Schwarz des Negers ein verbranntes Weiß vom Europäer und läge das

in Wiegm. Arch. 27. Jahrg. 1. H. S. 30, 1861. Die Gebrüder Schlagintweit haben aus Indien und Hochasien eine Sammlung von 237 männlichen und 38 weiblichen Schädeln mitgebracht. — Welcker in Abh. der naturf. Gesellsch. zu Halle Bd. 7, H. 2 sucht neuerdings zu erweisen, daß alle bedeutenderen Männer sich durch ein großes Gehirn ausgezeichnet haben — so Arnold, Prof. in Marburg, Geheimrath v. Rheinwald, Robert Bruce, Schiller, Dirichlet, Fuchs, Gauß, v. Mosheim, Dupuytren, Tiedemann, Heinse, Hausmann &c., deren Gehirne von 1670—1230 Grammen schwer waren: Mittel 1479 Gr.

Gelbe des Mongolen in der Mitte, so würde doch die kupferrothe Farbe des Amerikaners nicht in diese Skala passen. Man würde mit Recht fragen, warum sind die Neuholländer oder Papuas schwarz geworden, während die der Linie näheren Bewohner der Gesellschafts- und Freundschaftsinseln gelbbraun blieben; man würde ferner beantworten müssen, warum in Amerika alle Nationen von der Baffinsbai bis zum Feuerlande dieselbe rothbraune Farbe annahmen, während auf der östlichen Halbkugel bald weiße, bald braune, bald gelbe, bald schwarze Nationen oft ganz dicht neben einander wohnen. Man würde also immer auf Unbegreiflichkeiten stoßen, weil man von einem unbegreiflichen Grundsatz ausging." A. Wagner, Geschichte der Urwelt S. 417 bemerkt dagegen mit Grund: „Wenn nach B. die Rassendifferenzen auf Autochthonen zurückzuführen sind, warum treten dann unter gleichartigen tellurischen Verhältnissen verschiedene Rassen neben einander auf (z. B. Neuholländer, Neuguineer und Südseeinsulaner)? Wenn alle Amerikaner einerlei Färbung haben, wie reimt sich dieß damit, daß sie allen Zonen angehören?... Wollte B. die Entstehung der Autochthonen nicht von der Differenz äußerer physikalischer Verhältnisse abhängig machen, sondern sämmtliche Rassen als primitive Formen neben einander auftreten lassen, so würde er sich zur Legitimation seiner Autochthonenlehre um die Stütze bringen, welche ihm die Naturgeschichte aus analogen Erscheinungen in der Natur darbietet... Die Autochthonen sind durch ihre Umgebung bedingt und gestalten sich darnach in differenten Formen." Die Rassenverschiedenheit ist nicht von den gegenwärtig bestehenden klimatischen Verhältnissen herbeigeführt worden; Papuas und Australier sind nicht in Australien schwarz geworden, sondern brachten ihre Farbe schon mit. Allerdings herrscht von der nördlichen Polarregion Amerika's bis hinab zur Magelhansstraße eine Hautfärbung, aber weder ist diese die kupferrothe, noch gehört sie allen Stämmen an. Die gewöhnliche Farbe der Amerikaner ist die braune, welche theils so viel Weiß aufnimmt, daß sie mit der der Südeuropäer übereinkömmt, theils mit Gelb sich so vermischt, daß eine Kalmückenfarbe dadurch entsteht, theils Roth sich zusetzt, wodurch mitunter eine Kupferfarbe,

die sonst gewöhnlich von der Schminke herrührt, hervorgebracht wird, theils mit so viel Schwarz sich sättigt, daß eine Annäherung an die Färbung mancher Neger entsteht. Also alle Farben der drei großen Hauptrassen: die kupferrothe paßt vollkommen in diese Farbenskala der Rassen hinein, deren Farben ohne scharfe Grenze in einander fließen, was nicht berechtigt, für sie einen Grundton vorauszusetzen*).

---

*) Ueber Hautfarbe s. J. W. de Müller des causes de la coloration de la peau et des différences dans les formes du crâne au point de vue de l'unité du genre humain. Stuttg. 1853. Nach Flourens ist die Struktur der Haut bei allen Rassen die gleiche; stets findet man über der Lederhaut eine doppelte Epidermis und zwischen Haut und innerer Epidermis den Farbapparat mit mehr oder weniger Farbstoff: Kohle als Ursache der Färbung. Ein Negerfötus sei weißlich, die Kinder aller farbigen Stämme sind bei der Geburt sehr hell. Ein Negerkind in kalter Zeit geboren, braucht längere Zeit zur Schwärzung als ein in heißer Zeit geborenes. Die krankhafte Melanose kommt auch häufiger in der heißen Jahreszeit vor wegen der nun leichteren Absonderung des kohlenstoffigen Pigments. — Der Meinung Müller's, daß die Rassenfarbe wesentlich durch das Klima bewirkt werde, kann man nicht beistimmen; mit der Fixirung des Rassencharakters wurde auch die Absonderung des Farbstoffs bestimmt; abgesehen davon bewirkt allerdings das Klima bedeutende Modifikationen, die aber mit dem Klima sich ändern. Wäre heißes Klima allein die Ursache dunkler Färbung, so könnten nicht manche tropische Stämme neben dunkeln hell gefärbt sein. Die Botocuden sind auffallend hell gefärbt, mit röthlichen Wangen, fast wie Europäer, dabei abschreckend häßlich, thierisch gefräßig; die Augen glanzlos, nichtssagend nach Avé-Lallemand. Der Spanier Vasco Nunnez wollte am Hofe des Königs von Quarrequa (Karetta?), den er nebst Vielen seines Volkes durch Hunde zerreißen ließ, schwarze Sklaven gesehen haben, zu einem besonderen, mit den anderen Amerikanern in Feindschaft lebenden Volke gehörig. Das feuchte und ziemlich rauhe Vandiemensland hatte fast schwarze Bewohner, very dark Sambos, sagt Fitzroy. Forster sah auf der Südseeinsel O-Taha einen Menschen mit weißer Haut, Sommersprossen und völlig rothem Haar. Nach Pruner lebt am obern Nil und am Niger zwischen den Negervölkern ein kupferrother, schlichthaariger Stamm mit Fulahgesicht, die Nueir. (Im Marschlande des Nil finden sich die armseligen Kick, die Ebenbilder unserer Cretinen.) Auf den Philippinen wird jedes indische Kind mit einem dunkleren Fleck unter den Nieren geboren, der sich später etwas entfärbt und mit der allgemeinen dunkel werdenden Hautfarbe zusammenfließt. Die Brahminen unterscheiden sich in ganz Indien von den niedern Kasten durch hellern und schönern Teint, edlere Züge und ansehnlichere Gestalt. Um Bougia und in den Aureßbergen Algeriens lebt ein

Weil in der Natur Bastarde selten fruchtbar sind, aber alle Menschenformen sich unter einander fruchtbar fortpflanzen, so mußten die Schriftsteller, welche die Abstammung aller von einem Stamm (oder auch nur einem Paare) für unmöglich halten, nachzuweisen suchen, daß offenbar verschiedene Arten von Thieren fruchtbare Bastarde erzeugen und andererseits die fruchtbare Fortpflanzung mancher differenter Menschenrassen möglichst abschwächen. Da dreht sich der Streit in manchen Fällen um den Punkt, ob man es, wo fruchtbare Bastarde erzeugt wurden, wirklich mit verschiedenen Arten oder nur mit Rassen der gleichen Art zu thun habe. Schütz sagt, daß er in Südamerika, wo sich die größten Maulthierheerden der Welt befinden, nie habe erwähnen hören, daß sich Maulthiere fruchtbar begattet hätten. — Man muß, glaube ich, zugeben, daß gewisse Arten derselben Sippe sich fruchtbar mit einander vermischen können, was aber im wilden Zustande nur sehr selten geschieht. Ihre Bastarde hingegen können sich unter ein-

weißer Stamm mit blauen Augen und blondem Haar. — Die klimatischen Einflüsse und die Meereshöhe sind neben der Rasseneigenthümlichkeit übrigens oft sehr mächtig. Auf den Hochebenen Columbia's sind die Indianer bleich, erdfarben, in den Thälern kupferfarben; die Hindus in hohen Gegenden des Himalayah sind nach Fraser weiß, mit blauen Augen; Hindus, längere Zeit in Astrachan lebend, werden aschgrau. Bei den Afghanen fand Elphiston nach der Meereshöhe die hellsten und dunkelsten Tinten. Die in dichten Wäldern lebenden Guarayos und Siriones sind fast so hell wie Spanier und Italiener, und die Boobies bleiben in den Wäldern von Fernando Po braun. Die Portugiesen in Mozambik, Indien und Macao sind fast schwarz geworden. Man sollte sich rücksichtlich der Hautfarbe über eine Farbentabelle einigen; der Eine, sagt v. Baer, nennt braun, was der Andere dunkelkupferroth. Grelle Elementarfarben, welche die Natur an gewissen Körperstellen einiger Affen, namentlich der Paviane hervorbringt, widerstreiten am menschlichen Organismus dem edleren Sinn. Rohere Nationen bemalen sich übrigens mit schwarzen, gelben, blauen, rothen Farbstoffen, namentlich mit Eisenoxyd. — Auch Neger und Australier können erröthen. — Eigenthümliche Hautausdünstung, bei jedem Individuum wieder modifizirt, kommt allen Rassen, auch der weißen zu. — Für die Haare wäre eine genaue Terminologie nöthig; die Engländer bezeichnen das steife gedrehte Haar der Papuas als drahtig; in Südafrika scheint das Haar ähnlich zu sein; ganz anders ist wieder das Wollhaar des Negers.

ander auf die Dauer nicht fortpflanzen, sondern haben wahrscheinlich, wo Fortpflanzung geschehen ist, die Fähigkeit hiezu nur durch Paarung mit einem der elterlichen Stämme erlangt*).

Wie die körperlichen Unterschiede der verschiedensten Rassen verhältnißmäßig nicht groß sind und auch bei den verschiedensten niederen Stämmen der wesentliche Menschencharakter sich ausspricht, so besteht auch ein gleiches Verhältniß für die geistigen Anlagen, obschon diese in Folge des Culturstandes noch viel differenter erscheinen, als sie in der That sind. Alle Völker haben eine Sprache von gesetzmäßigem Bau und selbst bei verkümmerten Völkern zeigt die Sprache oft eine sehr sinnvolle Grammatik. Man findet bei allen Völkern dieselben geistigen Eigenthümlichkeiten, Gemüthsanlagen, Leidenschaften; alle Menschen verstehen sich nach ihrem innersten Wesen, weil dieses in allen das gleiche ist. Alle Völker kennen den Begriff des Eigenthums, alle lieben es, sich zu Zeiten zu schmücken, zu erfreuen, Feste zu veranstalten, alle haben Anhänglichkeit an die Ihrigen, an ihr Land und Volk. Alle genießen narkotische, geistige und aromatische Stoffe, alle verfertigen Geräthe und Waffen, wenn auch von der einfachsten und dürftigsten Art. Alle lieben das dolce far niente und sind nach Neuerungen begierig. Ich zweifle auch nicht, daß alle Völker religiöse Vorstellungen haben, denn es gehört zum innersten Wesen des Menschen, sich über die sichtbare Welt zur unsichtbaren zu erheben.

Unentwickelte Völker — deren psychische Beschaffenheit um so eifriger zu studieren ist, als viele der Ausrottung verfallen — verhalten sich zu entwickelten wie Kinder zu Erwachsenen und ersetzen die bei diesen hervortretenden Fertigkeiten durch so zu sagen frischere instinktive Fähigkeiten. Die Australier zählen das Alter eines Kindes nach den Jahresknoten eines bei seiner

*) Weibliche Maulthiere und Mauleselinnen sind von Pferd- und Eselhengsten befruchtet worden. Man hat in neuester Zeit von Fischen künstliche Bastarde erzeugt. Für manche angebliche Bastarde ist Verschiedenheit der Spezies nicht konstatirt, so scheinen nach Manchen Schakal und Wolf mit dem Haushunde zusammen zu fallen. Bastarde von Hasen oder Kaninchen wären nach Roux's Erfahrung auf viele Generationen fruchtbar.

Geburt gepflanzten Baumes; die Kaffern messen die Zeit nach dem Abstand der Sonne vom Horizont. Die Abiponer vermögen nur bis drei zu zählen und heben für mehr etwa die Finger auf, nennen aber Zehn und darüber überhaupt viel. Bei dieser Mangelhaftigkeit des Zahlenvermögens und der Unfähigkeit abstrakte Begriffe zu bilden und über unsinnliche Gegenstände Auskunft zu geben, sprechen sie über Waffen, Pferde, Jaguars mit der größten Einsicht. Lappländer und Eskimos vermögen nicht weit zu zählen, und doch wissen sie sogleich, wenn von ihren Rennthieren oder Hunden ein Thier fehlt, weil sie von der Gesammtheit derselben eine innere Anschauung haben. Rafalowitsch berichtet: Den Barabra wie den Egyptern muß man immer Alles erklären und verdolmetschen. So oft eine Sache etwas verwickelt ist, finden sie sich nie allein zurecht. Schickt man z. B. einen nubischen Bedienten mit einem Auftrage irgend wohin, so muß dieser möglichst einfach sein, daß der Bote ihn buchstäblich behalten köne. Auf seine Klugheit zu vertrauen ist unmöglich, er verwirrt Alles. Man überlasse es ihm, das Bessere auszuwählen, und er wird immer das Schlechtere wählen. Der Barabra wie der Egypter hat Gelehrigkeit, Gedächtniß und selbst Verstand zur Genüge, aber Vernunft und Urtheilskraft in sehr geringem Grade. Sie bleiben ihr Lebelang erwachsene Kinder. Es wird dann berichtet, wie ungeschickt sie sich benehmen, wenn z. B. die Barke auf den Grund läuft, wie sie unter lautem Geschrei sich halbtodt arbeiten, bis sie endlich daran denken, zuerst die Lage der Sandbank und die Wassertiefe zu untersuchen, wo dann in fünf Minuten die Barke flott gemacht werden kann*). — Die geistig schwächeren Völker haben vor den geistig stärkeren meist dauernde Kraft und Leichtigkeit der Bewegung voraus**).

*) Waitz, Anthropologie der Naturvölker, I, 72.

**) Die nordamerikanischen Indianer sind ungeheurer körperlicher Anstrengung fähig, können ungemein hungern, dann wieder (wie manche Nordasiaten) ungemein viel essen. Die Indianer in den Minen von Südamerika arbeiten nach Head mit den schwersten Werkzeugen und tragen Lasten, wie man sie in England nicht tragen könnte. Die Osagen, welche zu den größten und kräftigsten Nordamerikanern gehören, machen manchmal in einem Tage

Die Neger können den Europäern Alles sehr schnell nachmachen, aber fast Nichts selbst erfinden. Leigthon Wilson glaubt zwar nicht, daß die Neger sich je die Thatkraft, den Unternehmungsgeist und die Erfindungsgabe des Weißen aneignen werden, rühmt aber ihre Geselligkeit, Zutraulichkeit, ihren Edelmuth, ihre religiösen Tugenden, — dann auch ihre natürliche Charakterstärke, Schlauheit, scharfe Beobachtung, Gewandtheit im Handel, so daß die Weißen unzähligemal von ihnen übervortheilt werden. Die großen Emporien im Innern: Timbuktu, Sansanding und zahlreiche andere Handelsstädte vermitteln die Verbreitung der Waaren, die über den ganzen Continent gelangen. In ihrer Heimath sind sie keineswegs unbedachtsam und unvorsichtig, bestellen ihre Felder stets zur rechten Zeit, sammeln Vorräthe. Zu abstraktem Denken haben sie kaum Anlage, aber ein ausgezeichnetes Gedächtniß, lebhafte Phantasie, Nachahmungsgabe. Mit Ausnahme der Veys, die ein Alphabet erfunden haben, besitzt keines der Küstenvölker Westafrika's eine geschriebene Literatur, aber sie haben einen großen Reichthum von mündlich mitgetheilten Legenden, Sagen, Fabeln, Allegorien und manche Neger sind gute, praktische Botaniker und Mineralogen. In Sierra Leona gibt es nach Leigthon Wilson reiche Neger, die bei allen europäischen Kaufleuten in großem Ansehen stehen und zum Theil ihre Kinder in England erziehen lassen, dann ein schönes Milizregiment, zu $^4/_5$ aus freien Negern bestehend; Neger bilden einen bedeutenden Theil der Jury und über ihre Entscheidungen urtheilen die obersten richterlichen Autoritäten der Kolonie sehr günstig. Die Neger der Goldküste haben die Europäer oft in der Diplomatie sowohl als im

60 engl. Meilen zu Fuß. Manche nordamerikanische Indianer holen das amerikanische Elenn und den Bison im Laufe ein, die Hottentotten und Kaffern die Elandantilope und stechen sie nieder; sehr schnell laufen auch Lappen und Tungusen. Unter den Eskimos gibt es sehr starke Menschen. Die Makassaren tragen ohne sonderliche Mühe große Lasten täglich 40—50 engl. Meilen. Zwei Namaquas jagten nach Alexander Zebras nur mit dem Messer und holten sie im Laufe ein. Vandiemensländer können viel schneller laufen als Europäer. All Dieses ist zum Theil Folge durch viele Generationen fortgesetzter Uebung in Verbindung mit der Lebensweise.

Krieg überlistet*). Die Neger sind im Gegensatz zu den ruhigen, ernsten, düstern Indianern Nordamerika's sanguinisch, beweglich, vergnügungssüchtig (obschon ihre Physiognomie so oft stumpfsinniges Versinken und geistiges Hinbrüten ausdrückt) und es herrscht bei ihnen, was sie wieder sehr von den freiheitsliebenden Indianern unterscheidet, der patriarchalische Sinn vor. (Bloß in den amerikanischen Monarchieen und Theokratieen bestand Unterordnung unter eine, oft sehr tyrannische Obergewalt; bei den Jägervölkern haben die Häuptlinge, namentlich in Friedenszeiten, wenig zu sagen.) Für die nicht so ganz geringe geistige Begabung der Neger sind manche sinnreiche Sprüchwörter kein zu verachtender Beweis**). Die Aschantis (bei welchen ein Mann desto angesehener ist, je mehr Sklaven und Frauen er besitzt, dem König sind 3333 Frauen gesetzlich erlaubt) sind übrigens fast das einzige Volk Westafrika's, welches eine Geschichte hat, obwohl diese nur bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts zurückreicht. Damals herrschte der große Osai Tutu, Besieger des Königs von Denkera; ihm folgten eben so kriegerische und siegreiche Brüder. Am Ende des 18. Jahrhunderts schlugen die Aschantis unter Osai Apoko die mohamedanischen Häuptlinge von Ghofan und Ghobago — eines der seltenen Beispiele, daß Heiden Mohamedaner unterwarfen. Im 19. Jahrhundert hatten sie Kriege mit den Fantis, was eine Einmischung der Engländer veranlaßte. Zuletzt verloren die Aschantis das ganze

*) Westafrika, geogr. u. histor. geschildert. A. d. Engl. von Lindau. Leipz. 1862. S. 280.

**) Z. B. in der Odschi-Sprache: „Wenn du Gift legst, berührt etwas (auch) deinen Mund.“ — „Wenn du zu zupfen verstehst, so zupfe deine grauen Haare aus.“ — „Der Tschimpansé sagt: mein Amulet sind meine Augen.“ — „Im Ohr ist kein Kreuzweg (man kann nicht zwei zugleich anhören).“ — „Wenn man die Schildkröte noch nicht hat, schneidet man nicht den Strick für sie ab (die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn vor).“ Bei den Yoruba: „Asche (Beleidigung, Verläumdung) fliegt stets auf den zurück, der sie wirft.“ — „Gewöhnliche Menschen sind gemein wie Gras, aber gute Menschen sind theuerer als ein Auge.“ — „Aerger nimmt Pfeile aus dem Köcher, gute Worte nehmen Kola-Nüsse aus dem Sack.“ — „Jedes Ding hat seinen Preis, nur auf Blut kann Niemand einen Preis setzen.“

Küstenland und im Innern Denkera und Warsa, sind aber noch immer ein reiches, kriegerisches und mächtiges Volk. — Charakteristisch für alle Negervölker ist die Liebe zur Mutter; ihre Ehre und ihr Leben geht dem Neger über sein eigenes. Ein allgemeines Sprüchwort ist: „Schlage mich, aber fluche nicht meiner Mutter.“ Nach Stevenson entwickeln die in Peru erzeugten Neger (Creolenneger) höhere Fähigkeiten, als die aus Afrika eingeführten, und Tschudi, de Lisboa, Froberville berichten das Gleiche aus anderen Kolonien, so daß der tiefe geistige Stand der meisten Neger in Afrika eine Folge ihrer socialen Verhältnisse zu sein scheint. Die bunt zusammen gewürfelte Masse der Neger auf Haiti, die nicht einmal eine eigene Sprache hat, sondern ein ganz verdorbenes Französisch spricht, das seine Grammatik größtentheils eingebüßt hat, ist zu höherer Cultur unfähig, weil sie noch nicht weit genug entwickelt sind, um auf eigenen Füßen stehen zu können. Die Binnenvölker Südafrika's sind seit langem höher cultivirt als die der Küste. Die zahlreichen Betschuanen haben sich zum Theil durch Landbau, Gewerbe und Verkehr über den Zustand der Barbarei erhoben; eben so hoch oder sogar noch höher stehen die zum Reiche des Cazembe und des Muata Yanvo (welches Muropäe heißt) gehörenden Völker. Bei den Mandingo's, Vei's, Timmani's besteht der geheime Purrabund, welcher nach Art der mittelalterlichen Fehme in die Justiz eingreift. Merkwürdig genug findet sich unter den genuinen Negern, die in Afrika eine kaum 12—13 Grad breite Zone nördlich und südlich vom Aequator einnehmen, kein wahres Hirtenvolk. Die Fulah haben mit Negern, die sie unterwarfen, das Reich von Sakatu, die Berbern mit ihnen die Reiche Ghanata und Metta gegründet, reine Negerreiche sind z. B. die von Dahomey, der Ashanti's, Mandingo's.

Nicht nur bei den Negervölkern, wo der Islam bereits eingezogen ist, sondern auch bei den noch heidnischen hat man ausgezeichnete Menschen gefunden. So der König von Sulimana, welchen Laing kennen lernte, der bereits den Islam angenommen hatte, während sein Volk noch größtentheils heidnisch war, und der frei von der gewöhnlichen Prachtliebe und

Eitelkeit der Neger die allgemeine Liebe des Volkes genoß; der Häuptling der Timnehs, Dalla Mahomadu, von welchem Clarke spricht, der um 1820 regierende Sultan von Wadai, ein König am Niger, von dem Lander erzählt; ein Scheikh in Bornu, von dem Denham berichtet; der Heiden-König der Aſhantis, welchen Bowdich schildert und der die schönsten Eigenschaften des Geistes und Charakters zeigte, dann der im ersten Dritttheil des 18. Jahrhunderts regierende König Trudo von Dahomey, sowie der 1845 regierende König desselben Landes. Mehrere dieser Fürsten suchten die Menschenopfer zu beschränken, die Rohheit der Sitten zu mildern, den Fortschritt in Gewerben, Handel und Landbau zu befördern. Den Neger Ira Aldridge, diesen bedeutenden Schauspieler, haben wir in seiner Hauptrolle Othello auch in Bern gesehen. Es gibt auch eine Anzahl gelehrter Neger, von denen einige als Schriftsteller aufgetreten sind. Unter den Kaffern finden sich gleichfalls Beispiele hoher geistiger Begabung; so König Gaika, der 1819 als Heerführer und Prophet auftrat, dann die Fürsten Hinza, Moselekatse u. A. Von den Hottentotten, diesem äußerst gutmüthigen, mittheilsamen Volke, urtheilte man schon 1668, daß sie so viel Verstand hätten, als die gemeinen Holländer, zwar wild und roh, aber nicht dumm, im Gegentheil sehr schlau und vorsichtig seien. Sie lernten auch bald Holländisch. Die Unterdrückung, die sie von den Holländern erfahren mußten, hat sie tief herabgebracht, so daß das Urtheil über sie nun ungünstiger ausfallen wird; doch hat noch in diesem Jahrhundert ein sprachkundiger beredter Hottentotte die Sache seines Volkes in England vertreten. Die früher sehr verschrieenen Dayaks auf Borneo sind sehr gelehrig und der Civilisation zugänglich, nach Stolz unter einander zuverlässig, treu, ganz ehrlich, „ein Vorbild in dieser Hinsicht für alle Völker." Selbst die äußerst depravirten Neuholländer thun als Ausspäher von Verbrechern, zum Theil als berittene Polizei gute Dienste. — Wir treffen auch unter den Culturvölkern zahllose Individuen, welche in geistiger Hinsicht nicht höher stehen, als die niedrigsten Menschenstämme; ein cultivirtes Volk unterscheidet sich von einem Naturvolk hauptsächlich dadurch, daß bei ihm auch die höheren Culturstufen durch

mehr oder minder zahlreiche Individuen dargestellt sind*). Europäischer Einfluß kann auch un- oder halbcultivirte Völker schnell zu bedeutenden Leistungen erregen. Die persische Militärmusik, wenn sie nach ihrer Weise für persische Ohren spielt, bezeichnet Brugsch**) als abscheulich; der Höllenlärm, den sie mache, sei für Europäer unerträglich. Und doch hat Bousquet, Kapellmeister an der großen Oper in Paris, eine iranische Militärmusikbande in Teheran, sämmtlich Bauern und meist sehr jung, in acht Monaten so weit gebracht, europäische Musikstücke mit europäischen Instrumenten recht wacker auszuführen.

Andererseits möchte ich die psychischen Unterschiede der verschiedenen Rassen so wenig leugnen, — wie Manche es thun, welche nur Culturunterschiede annehmen wollen — als die physischen. Auch Waiz, der jener Ansicht anhängt***), muß doch zugeben, daß unter den am tiefsten stehenden Völkern kein einziges der kaukasischen Rasse angehört. Er meint aber, bei Berbern, Abyssiniern, Guanchen habe höhere Cultur wenigstens nie festere Wurzeln geschlagen, — natürlich weil zu dieser neben den Anlagen auch die äußern günstigen Verhältnisse nöthig sind. Daß die halbcivilisirten Guanchen Menschenopfer hatten, ist kein Beweis ihrer psychischen Unfähigkeit, sondern hängt mit religiösen Vorstellungen zusammen; die Römer hatten noch in der Kaiserzeit Menschenopfer, und diese finden sich in einzelnen Fällen bei europäischen Völkern noch im Mittelalter. Die gegenwärtig sehr niedrige Stellung der Araber in Nubien und der Egypter beweist nur, daß durch Jahrhunderte anhaltender Despotismus auch die Anlagen begabter Völker

*) „Wenige Beobachter werden die unerzogenen Individuen selbst britischer oder irischer Familien in den Eisen-, Kohlen- oder wüst liegenden Bezirken sehen, ohne ihre Aehnlichkeit in der Gestalt und Zügen (nicht in der Farbe) mit barbarischen Wilden zu bemerken... In Intelligenz, Auffassungsvermögen und körperlichen Fähigkeiten stehen solche Individuen in der Regel sehr unter den gewöhnlichen Wilden." Fitz Roy in Transact. of the Ethnol. Soc. New Series. London 1861, p. 2.

**) Reise der k. preuß. Gesandtschaft nach Persien 1860—61. Leipzig 1862, S. 307.

***) Anthropologie der Naturvölker I, 390.

niederdrücken kann; woher sollten Menschen Muth und Liebe zur Arbeit nehmen, wenn ihnen die Raubsucht der Zwingherren jeden Augenblick deren Früchte gefährdet? „Man hat, sagt Waiz*), zum Beweise der natürlichen Superiorität der weißen Rasse über alle anderen hervorgehoben, daß sie sich überall, wo sie mit diesen zusammengetroffen sei, in der Stellung des Herrschers behauptet habe. Diese Ueberlegenheit ist aber, wie man leicht erkennt, nicht eine Folge der Rasse als solcher, sondern der Civilisation." Ich denke, man erkennt noch leichter, daß diese Civilisation eben eine Folge psychischer Begabung der weißen Rasse sei, weil keine der anderen und zu keiner Zeit es zu solcher gebracht hat, welche Begabung freilich nicht der Art ist, daß sie nur entfernt die Behauptung von Nott und Glidbon rechtfertigte: „den niederen Rassen kämen nur thierische Instinkte, der weißen hingegen ein Instinkt zur geistigen Entwicklung zu", was freilich das Recht für die Weißen einschließen könnte, die Schwarzen zu Sklaven zu machen. Es ist allerdings richtig, daß z. B. der Neger, wenn auch gelehrt und gebildet, sich in den Wissenschaften nie mit derselben Leichtigkeit wie der Weiße bewegt, aber man würde auch hier Besserung sehen, wenn Negerfamilien einige Generationen hinter einander sich mit gelehrten Arbeiten beschäftigten, während dieses bis jetzt immer nur einzelne, durch die Umstände begünstigte Individuen thun konnten. Wie zwischen den Thieren und den Menschen in psychischer Rücksicht qualitative, spezifische Unterschiede bestehen, so sind diese zwischen den Menschenrassen nur quantitativer Art und so gewiß vorhanden und ungefähr in gleichem Grade dauernd, als es die physischen Unterschiede sind.

*) A. a. O. S. 392.

Fünfter Vortrag.

Die Menschenrassen ꝛc. Fortsetzung.

Es gibt kein einziges Merkmal, welches nur einer Menschenrasse zukäme: weder eine bestimmte Schädel- und Beckenform (indem die für einzelne Rassen scheinbar charakteristischen, weil häufigeren Formen sich in allen anderen, nur seltener finden und weil sich oft Körper- und Schädelbildung bei Völkern ganz verschiedener Stämme gleichen und wieder bei Individuen desselben Stammes sehr verschieden sind), noch die Hautfarbe, noch die des Haares und der Augen, noch andere spezifische Charaktere*).

---

*) v. Baer glaubt indeß — im Gegensatz zu Andern — an vorherrschende Typen im Schädelbau der unvermischten Völker; bei allen Neuholländern sei der Kopf hoch dachförmig, ebenso bei den Eskimos, obschon die Schädel dieser beiden Völker sonst sehr verschieden sind. Bei Germanen und Slaven finden sich keine dachförmigen Schädel, bei Lappen keine Dolichocephalen. Bei Mischvölkern kommen starke Schwankungen vor, z. B. bei den Franzosen, wo drei Typen sich finden, vielleicht entsprechend den Völkern, die Cäsar in Gallien fand, und aus denen mit Römern und Germanen das französische Volk erwuchs. — Manche Eigenthümlichkeiten treten jedoch in dieser oder jener Rasse häufiger auf. Als hervortretendstes allgemeinstes Merkmal der mongolischen Rasse erklärt v. Baer die flache Nase, — aber auch diese kommt bei allen Rassen vor. Jene Hautfalte im innern Augenwinkel, der Epicanthus, häufig bei Eskimos, Mongolen und Malayen, ist eine Mißbildung, die auch bei den Kaukasiern, besonders beim ungeborenen Kind sich findet. (v. Ammon, der Epicanthus und das Epiblepharon. Erlangen 1860.) Das sogen. Zwickelbein, os Incae Tschudi's, ein dreieckiger Knochen am Hinterkopf der Peruaner, scheint nicht Volkseigenthümlichkeit, sondern nur individuelle Abnormität. An manchen Mumien und auf den altägyptischen Monumenten stehen die Ohren höher als gewöhnlich. Die Schneidezähne der Mumien sind oben platt, den Backenzähnen ähnlich, in Folge der Lebensweise und Abnützung. Das Loch am Olecranon

Die beiden Extreme, Weiße und Neger, zeigen auch im inneren Bau die größte Uebereinstimmung. In der Lebensdauer sind eben so wenig feste Unterschiede, indem bei allen Rassen sich Beispiele sehr hohen Alters finden; frühe Pubertät kommt bei Polar- und Aequatorialvölkern vor. Da nun sowohl in körperlichen als geistigen Merkmalen keine spezifischen Unterschiede vorkommen, sondern die sämmtlichen Individuen aller Rassen in jeder Beziehung durch unzählige Uebergänge verbunden sind, so kann man nicht umhin, wenn man überhaupt es im Menschenreiche, wo der Begriff der Individualität der kategorische ist, für zuläßig hält, den Begriff der Art festzuhalten, wie er im Thier- und Pflanzenreich besteht, das größere Gewicht der Gründe auf der Seite Derjenigen zu sehen, welche nicht mehrere Menschenarten, sondern nur eine annehmen. Kein Rassentypus ist ganz fest, auch der des Negers nicht, indem er bald sehr abgeschwächt und gemildert erscheint, bald sich durch Uebergangsgruppen, z. B. die südafrikanischen

der Guanchen und die Verschmelzung der Nasenbeine kommen auch bei den Hottentotten, aber ebenfalls nicht constant vor. Bei den Aymaras überwiegt der obere Theil des Rumpfes ungemein wegen der außerordentlichen Entwicklung der Lungen und somit des Brustkastens in Folge der starken Athmung in der dünnen Luft der hohen Sierra und Puna, in der die Bewohner der Tiefländer nicht lang aushalten könnten. Die nordamerikanischen Indianer können nach Kohl grün und blau nicht unterscheiden. — Man hat behauptet, daß einige sehr niedere Stämme durch Auswärtsbeugung des Steißbeins geschwänzt seien, so im Innern von Malacca, auf den Andamansinseln, im Süden der Halbinsel von Queda. Auf die Frage von Lenz wegen der geschwänzten Menschen am obern Nil antwortet Heuglin, daß nach den glaubwürdigen, ihm persönlich gemachten Mittheilungen des ägyptischen Hospitalarztes Diamantini zwischen den Quellflüssen des Nils ein Negerstamm Jamjam existire, getrennt und gefürchtet von den Nachbarvölkern, mit dem Hundegebell ähnlicher Stimme. An einem Individuum habe er selbst im Hospital das mehrere Zoll hervorstehende Ende der Wirbelsäule betastet. Sitzungsbericht der Gesellschaft Isis in Dresden von 1861. Dieß scheint individuelle Abnormität zu sein; in anderen Fällen war es arge Täuschung. Die männlichen Eingeborenen der Nikobaren z. B. haben nach Scherzer als einziges Kleidungsstück einen sehr schmalen langen Streifen blauen Zeuges, welchen sie um den Leib winden und zwischen den Beinen durchziehen, was den schwedischen Reisenden Keoping 1647 zu der Meinung verleitete, sie seien geschwänzt.

Völker den Nubiern, Abyssiniern und so der weißen Rasse nähert. Tataren und Finnen stehen zwischen Mongolen und Kaukasiern; Papuas und Alfurus zwischen Malayen und Negern, die Malayen selbst zwischen Kaukasiern und Mongolen. Die Kopten, die Nachkommen der alten Aegypter, sind zwar Weiße, zeigen aber auf den ältesten Denkmälern schon afrikanische Spuren.

In Beziehung auf die Zahl der Rassen, deren Bildung und localen Ursprung gehen die Meinungen der Anthropologen weit auseinander. Voltaire hat von der Weltgeschichte gesagt: c'est la fable convenue; von der ethnographischen Gliederung, die Jeder anders mache, könne man sagen, meint v. Baer, c'est la fable non convenue! Hätten die verschiedenen Hauptstämme alle gesonderte Ursprünge, so müßten sich ihre Eigenthümlichkeiten in gewissen Gegenden besonders stark ausgeprägt finden oder wenigstens an bestimmten Völkern haften. Bekanntlich fällt das prognathische Gesicht am meisten an den Negern von Guinea auf, namentlich an der Sklavenküste. Aber nicht sehr weit von ihnen kommen viel schönere Völker vor, z. B. die Joloffs mit hohen Stirnen, wenig vortretenden Kiefern, senkrecht stehenden Zähnen, schönem Körperbau, aber tief schwarz. Die viel weniger schwarzen Mandingo's haben wieder den Negercharakter viel ausgesprochener. v. Baer scheint, indem sich so die Unterschiede der Europäer und Neger auf nicht weit von einander lebende Völker vertheilen, statt sich zu vereinen, nicht geneigt, für die Neger einen gesonderten Ursprung anzunehmen und es geht ihm eben so beim Suchen nach der Ursache der mongolischen Bildung. Am breitesten ist der Schädel in der Mitte von Asien bei den eigentlich mongolischen Völkern; das breite, flache Gesicht reicht viel weiter; beide Verhältnisse sind sehr auffallend bei den tungusischen Völkern, wo der Schädel auffallend mehr in die Länge gezogen ist. Bei den Eskimos wird er ganz lang, das Gesicht bleibt aber breit. Welches Volk ist nun Träger des Typus? fragt v. Baer. Längere Zeit blieb man bei den fünf Rassen stehen, welche Blumenbach*) aufgestellt hat; dann fand deren Reduktion

*) De humani generis varietate nativa. Edit. 3. Gottingae 1795. Rücksichtlich der Schädelform betrachtete er die Neger und Mongolen als Extreme,

auf drei durch Cuvier mehr Beifall, indem man die Amerikaner als zur mongolischen Rasse gehörig, die Malayen als einen Mittelschlag zwischen Mongolen und Kaukasiern ansah. Agassiz, der früher die Spezies-Einheit des Menschengeschlechtes vertreten hatte, stellte 1850 elf bis zwölf, 1853 (Types of mankind) acht Menschenarten auf, in Accommodation an seine acht zoologischen Provinzen: arktisches Reich, Asien, Europa mit Nordrand von Afrika und Vorderasien bis zum Indus, Amerika, Afrika, Indien, Australien und Neuguinea, Polynesien — deren jede einer der acht Faunen entsprechen und hinsichtlich ihrer Entstehung und geographischen Begrenzung mit der betreffenden Fauna übereinstimmen sollte, welcher Ansicht auch Nott beitrat. Aber wie vermöchte man einer solchen Anschauung beizustimmen, wenn man bedenkt, daß Menschen überhaupt ja nur in einem wärmeren Klima entstehen und von hier aus sich erst nach den kälteren verbreiten konnten?

Nimmt man nur eine einzige Schöpfungs- (oder Entstehungs-) Region für die Menschheit an, von wo aus die Abkömmlinge der ersten Menschen sich nach allen Richtungen verbreitet hatten, so würde es sich zunächst fragen, ob die Urmenschen die Mitte zwischen den später entstandenen Rassen hielten, welche divergirende Linien von ihnen darstellten, wie Burdach wollte, nach welchem der braune Mensch der Urmensch war, oder ob die Entwicklung der Rassen so stattgefunden habe, daß von der niedrigsten oder von der höchsten die anderen ausgegangen wären, wobei eine später nicht mehr vorhandene Flexibilität derselben vorausgesetzt werden müßte. War die weiße Rasse die ursprüngliche, so erscheinen die anderen gleichsam als Verschlechterungen und Entartungen derselben; war die schwarze die erstentstandene, so würden die anderen als höhere Entwicklungstufen, die weiße als die höchste sich ergeben, was mit dem gewöhnlichen Gang der organischen Natur mehr übereinstimmen würde, nach welchem das Höhere aus dem Niedrigeren hervorgeht*). Diejenigen, welche von einer Urmenschheit aus

die Kaukasier als die Mitte haltend, so daß die fünf Rassen also folgen: Neger, Malaye, Kaukasier, Amerikaner, Mongole.

*) Fabri, Briefe gegen den Materialismus, schreibt, indem er sich

die Rassen entstehen lassen, — eine Ansicht, die immer noch sich vertheidigen läßt — berufen sich besonders auch auf die in der alten und neuen Welt sehr allgemein vorkommende Fluthsage*). — Diejenigen, welche die Unveränderlichkeit der Rassen und ihr ursprüngliches Gegebensein behaupten, müssen so viele verschiedene Entstehungscentren als Rassen annehmen, also wenigstens drei (eines in Südasien für die weiße und gelbe Rasse, das zweite in Südindien oder Neuguinea für die Australneger, das dritte in Afrika für die afrikanischen Neger, wozu etwa noch ein viertes für die nach Manchen, z. B. Morton auch autochthonisch entstandenen Amerikaner käme) bis zwanzig und darüber. Hamilton Smith**) will aus dem Dasein niedriger Menschenformen, die er als Reste aus früheren Zeiten betrachtet, wie den ausgestorbenen Paltas am Titicacasee, mit natürlich

auf I. Mosis 11 bezieht: „Die Bibel setzt die Entstehung der Rassen mit der durch eine große ethisch-physikalische Katastrophe bewirkten Zerstreuung oder Sprachtheilung der Menschen gleichzeitig und deutet hiebei auf einen ganz andern und tiefern Grund der Rassenbildung, als jene äußerlichen Erklärungsversuche" (nämlich der Naturwissenschaft z. B. aus klimatischen Verhältnissen). Ich wenigstens kann aber Cap. 11 Vers 7—8 nichts von einer Entstehung der Rassen entdecken und die Bibel kennt wohl nur die kaukasische.

*) Windischmann, Ursagen der arischen Völker in Abh. der k. b. Akademie von 1855 führt als solche die Fluthsage an (die indische Ida oder Ira sei nichts anderes als die griechische Iris, die Götterbotin); dann die Sage von Minos und Radamanthys, welche sich in Indien und zum Theil in Iran als Manus und Yama finden. — Die Fluthsage findet sich bei allen morgenländischen Völkern, aber auch in der Edda. Nach Gumpach (Abriß d. babyl.-assyr. Gesch. S. 164) fand die mesopotamische (Noachische) Fluth fast gleichzeitig mit der chinesischen zwischen 2301—2296 v. Chr. statt; Babylon war aber schon 2500 v. Chr. die Hauptstadt eines großen, civilisirten Reiches und erstand nach der Fluth noch glänzender. Schon damals kamen ägyptische Handelsschiffe an die Mündung des Euphrats und Tigris. — Steen Bille wollte zwar auch auf den Sandwichinseln die Fluthsage finden — aber sie ist wahrscheinlich durch die Spanier dahin gekommen, welche diese Gruppe schon im 16. Jahrhundert entdeckt haben, oder durch später daselbst gescheiterte Fremdlinge. Bei den Negern, Kaffern, Hottentotten fehlt die Fluthsage, was Manche, z. B. A. Wagner, Geschichte der Urwelt, 1. Aufl. S. 555 daraus erklären wollen, daß dieselben schon sehr früh aus aller Verbindung mit den andern Rassen herausgetreten seien und jene Sage nicht in ihrer Erinnerung festgehalten haben.

**) Natural hist. of the human Spec. Edinburgh 1848.

platten, nach hinten gerichteten Schädeln, den Cagots, Tschuwaschen, Cumbrie-Negern am Niger, den Guanchen, den Ompigen auf Madagaskar, den Papuahs folgern, daß vor dem gegenwärtigen ein niedrigeres Menschengeschlecht die Erde bewohnt habe, was Hombron*) näher dahin bestimmte, daß die Menschheit in drei Perioden entstanden sei: zuerst die Samojeden, Lappen, und alle Schwarzen, zweitens die Mongolen, Amerikaner, Aegypter und Berbern, drittens die Weißen. Dieses sind Meinungen, welche keinen Beifall gefunden haben.

So viel steht fest, daß die Menschen nur in einem warmen Klima entstehen konnten, was auch die Unbehaartheit der sämmtlichen Rassen erweist; die Ainos sollen zwar behaart sein, aber dieses erklärt sich wohl aus den besondern klimatischen Verhältnissen der Insel Sachalien ꝛc. und aus ihrer Lebensweise, so daß die Behaarung erst eingetreten ist, nachdem sie längere Zeit hier gelebt hatten. Bedenke ich ferner, daß die höchsten und menschenähnlichsten Affen nur der alten Welt angehören, welche überhaupt die vorzüglichsten Thierformen hervorgebracht hat, so scheint von einem Entstehungscentrum in Amerika um so mehr Umgang zu nehmen sein, als seine Bevölkerung von anderwärts her wohl möglich war. Die Versuchung liegt nun nahe, die Weißen, Australschwarzen und Neger in drei oder wenigstens in zwei, einer indischen und einer afrikanischen Region entstehen zu lassen, aber auch hiefür ist kein zwingender Grund vorhanden. Ein so mächtiges Geschlecht wie das des Menschen ist nach aller Wahrscheinlichkeit in zahlreichen Individuen und auf einem ziemlich ausgedehnten Gebiete entstanden, das in einer wechselnden Breite von 10 bis 15 Graden von Hinterindien bis zur Straße von Ormus oder noch weiter reichen mochte, so daß die klimatischen Unterschiede groß genug waren, um bei den Urmenschen bereits bedeutende Verschiedenheiten hervortreten zu lassen. Es konnte von hier aus längs dem persischen Golf und über das rothe Meer fast noch leichter die Bevölkerung Afrikas erfolgen — und zwar in einer sehr frühen Zeit — als die viel später erfolgte Bevölke-

*) Im Werk über d'Urville's Reise.

rung Amerikas von Nordasien und Polynesien aus, wobei ungleich größere Räume zu erfüllen und zu durchschreiten waren. Es mochte viele Jahrhunderte gedauert haben, bis von Südasien aus die Inselwelt des großen Oceans mit Malayen und Australschwarzen erfüllt war. Die Stämme, welche in der Jugend des Menschengeschlechtes nach Australasien und Australien vorgedrungen waren, wurden dort zu Alfurus und Papuas, die nach Centralafrika gelangten zu Negern, während die weiter nördlich zurückgebliebenen und die südlich von der Negerzone sich setzenden so wie die nach Nordasien, Amerika und Polynesien gelangten andere Charaktere annahmen. Warum die Biegsamkeit der menschlichen Natur nur eine gewisse Zeit bestand und dann die entstandenen Rassen sich fixirten, ist unbekannt; sie konnte mit tellurischen Zuständen zusammenhängen oder das Menschengeschlecht hatte, wie ein Individuum sie hat, eine bestimmte Epoche, in welcher, in Verbindung mit den klimatischen und Lebensverhältnissen die Charaktere entstanden und nach welcher sie permanent wurden. Auch Buckle*) und Mill**) wollen keine ursprünglichen Rassenunterschiede in der Menschheit zugeben, sondern lassen sie hauptsächlich durch äußere Umstände entstanden sein***).

*) Geschichte der Civilisation in England, 1.

**) Principles of Political Economy I, 390.

***) Für die Rassenlehre kann man von neuern Werken noch vergleichen: The varieties of man by Latham. Lond. 1850. Descriptive Ethnology by Latham. Lond. 1859. De Gobineau Essai sur l'inégalité des races humaines. 3 vol. Par. 1853. Deschamps études des races humaines. 8. 144 pag. Paris 1857 (Leiber et Comelin). Gründet die Rassen auf die Haut und findet deren fünf: Europäer, Afrikaner, Asiaten, Araber, Amerikaner. Isidor Geoffroy St. Hilaire Classification zoolog. et anthropol. Compt. rend. t. 51 nr. 12, 1860 nimmt zwölf Menschenrassen an, unter welchen vier Hauptrassen: 1. Glatthaarige Menschen: Kaukasische, Alleghanische, Hyperboräische, Malaisische, Amerikanische Rasse; Mongolische, Paraboräische (konstant mit der Hyperboräischen verbunden), Australische. 2. Krausshaarige: Kaffer'sche, Aethiopische, Melanische, Hottentottische. Die letzte hat die größten Eigenthümlichkeiten, vereint mongolische und äthiopische Bildung, hat ganz eigenthümliche Haare, allmälig wie eine Panflöte abnehmende Zehen, verlängerte Nymphen, Nichtbifurcation der Dornfortsätze der Halswirbel (Duvernoy).

Die Eintheilung der jetzt vorhandenen Menschenstämme oder das ethnographische System bietet um so größere Schwierigkeiten als weder der physische Bau noch die Sprache, und am wenigsten die Geschichte feste Ausgangspunkte bieten. Bei der Sprache ist jedenfalls der grammatische Bau wichtiger als der Wörterschatz. Aber Gleichheit der Sprache für sich allein beweist noch nicht die genetische Verwandtschaft zweier Völker, weil sie dem einen aufgedrungen oder von ihm angenommen sein kann, wie dieses bei Eroberung manchmal geschieht, und Verschiedenheit der Sprache beweist aus dem gleichen Grunde noch nicht gegen sie*). Man muß daher stets die Vergleichung des physischen Baues mit der der Sprache verbinden und noch die Geschichte herbeiziehen, so weit dieses möglich ist. Aber gerade bei der Anwendung der Geschichte auf die Ethnographie zeigt sich ihre Unzulänglichkeit, weil sie, abgesehen von ihrer Unvollständigkeit, so wenig weit zurückreicht. Die Völkertafel der Genesis kennt wohl nur die weiße Rasse; das hebräische Volk hatte wahrscheinlich keine Ahnung von der Existenz der Indier und Chinesen, geschweige der Amerikaner und verdankte die ethnographischen Kenntnisse, welche in der Völkertafel niedergelegt sind, größtentheils den Phönikern. Die Fragmente, welche die Völkertafel gibt, sind jedoch in hohem Grade zuverlässig und gehören zu den schätzbarsten Urkunden der alten Zeit. — Es ist mir an dieser Stelle nur vergönnt, eine sehr kurze Uebersicht der Eintheilung der Menschenformen zu geben und es möge daher erlaubt sein, die Freunde und Freundinnen unserer Wissenschaft für nähere Auskunft auf mein vor wenigen Jahren erschienenes Buch hierüber aufmerksam zu machen**). — Geht man von der entwickeltsten und am höchsten stehenden Rasse aus, welche ich die Arisch-Oceanische genannt habe, weil der malayische Zweig derselben sich über die Inselwelt des großen Oceans verbreitet hat, so nehmen die Arischen Völker im engeren Sinn ohne Zweifel die erste Stelle ein, indem zu ihnen die

*) Es gibt Beispiele, wo die mittlere Kopfform eines Volkes von der eines andern sprachverwandten ziemlich abweicht; so sind die Kleinrussen viel kurzköpfiger als die Großrussen.

**) Grundzüge der Ethnographie. Leipzig u. Heidelberg, C. F. Winter, 1859.

erdbeherrschenden Nationen und die Träger der vorgeschrittensten Cultur gehören. Und zwar gilt dieses von den arischen Völkern Europas und seinen Kolonien, den Germanen, Romanen und Slaven, während bei den Ariern Asiens, den Persern, Armeniern, Hindus ꝛc. die Cultur bereits vorübergegangen ist. Einen der wichtigsten Zweige der arisch-oceanischen, oder wie man sie auch nennt, der kaukasischen oder der weißen Rasse bilden wohl die Semiten, wozu außer den Hebräern auch die Chaldäer, Araber, Abyssinier gehören, dann die türkischen Völker*), während andere Zweige wie die Mizraimiten, Berbern, Georgier, die malayischen Völker**) ꝛc. theils zu wenig zahlreich sind oder noch zu tief in ihrer Entwicklung stehen, um eine Rolle auf der Weltbühne zu spielen, oder von der Culturhöhe, welche sie einst eingenommen haben, bereits wieder herabgestiegen sind. Als physische Charaktere dieser ersten Rasse finden wir einen ovalen oder rundlichen Kopf mit nicht oder nur mäßig vorspringenden Backenknochen, senkrecht stehenden Zähnen, wohlgebildetem Kinn mit beim männlichen Geschlecht stark entwickeltem Bart, langes, manchmal krauses aber nie wolliges Haar, blaue, braune oder schwarze Augen, weiße, gelblichbraune, rothbraune, bis fast schwarze Haut.

Bei der Turanisch-Amerikanischen oder wie sie Andere nennen mongolischen Rasse sehen wir den Kopf am Scheitel mehr erhöht als bei der vorigen; das Gesicht ist breit, die Jochbogen ragen vor und mehr oder weniger auch schon die Kiefer; die enggeschlitzten Augen liegen etwas schräg und ihr oberes

*) Die Türken oder Turkomanen waren früher ein nomadisches Hirtenvolk von nördlicher Abstammung, welches auch oft nach vorausgegangenen Unterhandlungen in fremde Gebiete zu ziehen gezwungen war, um Weide und Rast zu finden. Als sie einst Persien auf Befehl des Königs verlassen sollten, wählten sie durch das Loos Togrulbek, einen Enkel Seldschuks, zum Heerführer und eroberten Persien und andere orientalische Reiche. Wilhelm v. Tyrus berichtet, daß man die, welche sich einen König gewählt oder feste Wohnsitze erlangt haben, Türken, die roh gebliebenen Turkomanen heiße.

**) Malai oder im östlichen Indien Maure bedeutet nach Marsden etwa Mahomedaner; wenn die Sumatraner oder Bewohner der östlichen Inseln die arabischen Buchstaben zu lesen anfangen und beschnitten werden, sagt man, sie seien Malaien geworden.

Lid hat keine Falte; die Nasenlöcher sind breit, der Mund ist groß, das Kinn bei den Männern mit wenig Bart versehen, die Haupthaare sind schlicht, straff, meist schwarz. Ein Theil dieser Völker hat in Asien und Amerika Culturstaaten gegründet, von welchen die asiatischen noch bestehen, aber einen stationären Charakter angenommen haben. Eine erste Abtheilung bilden die Turanier, wozu die Chinesen, Japanesen, Mongolen, Tübeter, die indochinesischen und nordasiatischen Völker gehören, dann die finnischen oder ugrischen, welche letztere wenig zahlreiche Gruppe: Esthen, Suomen, Karelier, Lappen, Wolga- und Permische Finnen, Magyaren ꝛc. vorzüglich in Europa ihre Wohnsitze genommen hat, während die ersteren von jeher in Asien gelebt haben. Die Eskimos an der Nordküste des amerikanischen Kontinents bilden den Uebergang zu der amerikanischen Abtheilung dieser Rasse, bei welcher die als solche großentheils untergegangenen Culturvölker der Azteken, Costaricaner, Muiskas, Quitschuas, Aimaras*) unser Interesse in höherem Grade erregen, als die zahlreichen barbarischen Völker dieses Erdtheils, wie die Lenapes, Irokesen, Sius, Komanchen, Peruaner, Araukaner, Mochos, Caraiben, Guaranis**) ꝛc.

Bei der dritten und letzten, der afrikanisch-australischen Rasse, die man auch die schwarze oder (sehr unpassend) äthiopische nennt, ist der Kopf von den Seiten zusammen gedrückt, die Stirne schmal, die Nase platt, mit weiten Löchern; Backenknochen, Jochbogen und Kiefer, besonders letztere, treten stark vor, weshalb die Schneidezähne mehr oder minder schief stehen; die Augen sind fast immer schwarz. Das Haar ist

*) Morton nimmt in Peru ältere, ausgestorbene Bewohner und andere, die Incas an, welche im 11. Jahre nach Chr. von Peru Besitz ergriffen, um welche Zeit die Tolteken aus Mexiko auswanderten, welchen und den Incas Morton einen gemeinschaftlichen Ursprung zuschreiben will.

**) Morton stellt sehr irrig jede Verwandtschaft der Amerikaner mit den Turaniern und Malayen in Abrede. Bachmann hingegen (The doctrine of the unity of the human race. Charleston 1850) erklärt sämmtliche Indianer mit Ausnahme weniger Stämme, in denen er malayische Beimischung vermuthet, als Mitglieder der sogen. mongolischen Rasse, ebenso Pickering, der nur Kalifornier und wenige andere den Polynesiern der Südsee verwandt hält.

schwarz, oft wollig oder grob, der Bart steif, meist sparsam. In Folge des bei dieser Rasse am stärksten hervortretenden Prognathismus ist der sogenannte Gesichtswinkel (gebildet durch eine von der Stirn zum Oberkiefer und eine zweite von der Ohröffnung zur Nasenwurzel gezogene Linie), welcher in der weißen Rasse 80—90 Grade beträgt, in der turanisch-amerikanischen kaum über 80 erreicht, hier auf 70—75 Grad gesunken. Die Völker dieser Rasse haben für die menschliche Cultur das wenigste geleistet und waren von der Urzeit her die Sklaven der beiden anderen Rassen; die Geschichte auch der bedeutendsten unter ihnen reicht kaum auf ein paar Jahrhunderte zurück. Die Fulbe*), Tibbus, Galla und Nubavölker lassen eine größere oder geringere Annäherung an die arisch-oceanische Rasse erkennen, von welcher sich die ächten Neger: Mandingos, Dscholoffen, Aschantis, Dahomeys, Bornuanen am weitesten entfernen. Die Neger haben sich mit Fulahs, Kaffern, Berbern (Mazigh), Arabern, Nubiern und vielleicht mit noch andern Völker vermischt. Die südafrikanischen Völker zerfallen in zwei bedeutend verschiedene Gruppen, zu deren ersterer die Bewohner von Congo, die Beschuana, Suahili, Mokua, Kaffern gehören**),

*) Durand sagt von den Fulbe oder Fulahs, daß sie aus dem Reich Bondu zwischen Gambia und Senegal, bei Bambuk stammen und wie die Auvergnaten und Limousiner schaarenweise aus dem Lande ziehend ihre Industrie in ferne Gegenden tragen, Vermögen erwerben und dieses dann in der Heimath genießen. Ihr Hirtenleben und ihre fanatische Anhänglichkeit an den Islam hat die Fulahs den Arabern ähnlich gemacht, was dann nach Barths Bemerkung ihr Vordringen sehr erleichterte. Der Versuch Eichthals, die Fulahs zu Malayo-Polynesiern zu machen — aus sprachlichen Gründen und weil auf Madagaskar Malayen leben — konnte kein Gelingen haben.

**) Die Araber nannten die Bewohner der ganzen Ostküste Afrikas von Cap Guardafui bis Corrientes Zinges, Dzendj oder Kafirs, d. h. Ungläubige und das ganze Küstenland Zanguebar, Zanzibar. Jetzt gibt man den Namen Kaffern den Völkern, welche nordöstlich von den Hottentotten wohnen. Die Kaffern bilden mit den Kongovölkern, den Bewohnern von Mozambik, Delagoa, den Mpongwe am Gaboon ꝛc. die große südafrikanische Völkerfamilie, welche Blenk die Familie der Bäntu-Sprachen nennt. — A. Wagner will zwar im Kafferschädel entschieden den Negertypus erkennen, und er ist in der That langgestreckt von vorn nach hinten, seitlich

deren zweite durch die Damaras, Hottentotten und Buschmänner dargestellt wird, bei welchen letzteren in physischer Organisation und Sprache bedeutende Eigenthümlichkeiten vorkommen. Blenk meint, die Hottentotten schlössen sich durch die Aegypter und Nordafrikaner an die arischen Völker an, wofür keine Beweise vorliegen. Ihre Aehnlichkeit mit Chinesen ist auch nur eine scheinbare*). Die indisch-australische Abtheilung endlich, bei welcher die Negerphysiognomie sehr stark ausgeprägt und dabei der Wuchs klein ist, nur 4 Fuß 8—9 Zoll, umfaßt theils kraushaarige Stämme, wie die Rawats, Samang, Negritos, Papuahs**), theils schlichthaarige, wie die Alfurus und Enda-

stark zusammengedrückt und abgeflacht, mit aufgetriebenen Scheitelbeinhöckern, gleicht aber sonst durch die hohe, stark gewölbte, doch oft schmale Stirn, kaum zusammengedrückte, oft sogar gebogene Nase, die nebst dem Unterkiefer nur mäßig vorstehenden Backenknochen dem Schädel der Weißen. Das Kinn der Kaffern ist ziemlich spitz, die Lippen wenig dick, das Haar weniger wollig als bei den Negern; die Hautfarbe wechselt von Hellgelbbraun bis Schwarz. Nach Delagorgue hätte ihre Haut den Negergeruch, den Andere nicht finden wollen.

*) Die Sakalaven, die früheren Bewohner von Madagaskar, mußten im 19. Jahrhundert die Herrschaft an die schon in früheren Jahrhunderten von Osten (aus dem indischen Archipel) gekommenen vormals verachteten Hovas verlieren. Die Sakalaven vereinigen die physischen Züge der Malayen und Afrikaner mit Vorwalten der letzteren; sie sind klein, muskulös, dunkelschwarz mit schwarzen, stechenden Augen und regelmäßigen Zügen; sorglos, unbekümmert, weniger begabt als die Hovas, welche mittelgroß, olivenfarbig sind und eine vorstehende Unterlippe haben. Zwischen allen drei Elementen der Bevölkerung von Madagaskar hat aber Vermischung stattgefunden. Die Bewohner von Madagaskar heißen sich Malayazi, ihre Insel Malgasch oder Madegaß, sind eine Mischung aus den von der ostafrikanischen Küste gekommenen Vazimba und anderen Negerstämmen, den Sakalaven, die durch Mischung von Malayen mit Negern entstanden sind, und den Hovas, bei denen sich der malayische Charakter am reinsten erhalten hat. Außerdem sind Araber eingewandert und in früherer Zeit trieben sogar die Chinesen Handel nach Madagaskar.

**) Papuah heißt nach W. v. Humboldt im Malayischen kraus-gelockt. Die Malayen nennen Papuahs alle schwarzen und kraushaarigen Bewohner des stillen Oceans. — Nach v. Baer findet man unter den Papuahs der Papuahinseln Waigiu, Sallawaty, Gammen und Batenta und selbst den nächsten Theilen von Neuguinea überall heller gefärbte Menschen; namentlich nimmt die Vermischung der Papuahs mit den Malayen zu. Die

menes. Diese Abtheilung ist sehr wenig zahlreich und geht ihrem Untergang entgegen.

Es bleiben uns noch einige allgemeine, auf das ethnographische System bezügliche Verhältnisse zu erörtern. Mischung, Kreuzung verschiedener Rassen übt unzweifelhaft die nächste Wirkung bei der Umwandlung von Schädel- und Körperform und Klima und Civilisation spielen nur eine sekundäre Rolle. Manche Rassen und Stämme mischen sich leichter, andere, wie z. B. Europäer und Mongolen, schwerer; die Mischlinge solcher Verbindungen sind dann weniger zahlreich und fruchtbar und sterben leichter aus. Sehr gering ist die Zahl der Bastarde zwischen Europäern (Deportirten), die mit Australierinnen, und zwischen Europäern, die mit Neucaledonierinnen im Concubinat leben (de Rochas). Aber die Europäer verhalten sich auch verschieden; die Mulatten am mexikanischen Meerbusen z. B., aus Verbindung von Franzosen und Spaniern mit Negern hervorgegangen, sind nach Nott kräftig und fruchtbar, die in Südcarolina schwächlich, wenig fruchtbar; diese stammen von Engländern und Irländern. Auch auf den westindischen Inseln gedeihen die Mulatten romanischer Abstammung besser als die germanischer; ebenso die auf der spanischen Tierra firma, in Senegal und in Congo, wo die Väter Portugisen sind. Doch

östlichste Gruppe, auf der man Australneger findet, sind die Fidschiinseln. Deren Bewohner haben Manches von den Polynesiern, mit denen sie sich vermischt haben, angenommen, z. B. das Tabu und den Kawatrank, die Nasenflöte und Panflöte. Die Fidschiinsulaner stehen viel höher als die Papuahs, pflanzen Etwas, treiben Handel, sind Handwerker. Unter den Papuahs und Alfurus von Neuguinea soll nur der Unterschied bestehen, daß letztere im Innern, auf waldigen Berghöhen, erstere an der Küste leben. Die Malayen rauben von den Papuahs Sklaven, die im indischen Archipel sehr geschätzt sind. Die Bewohner des Innern von Neuguinea sind die Arfakis d'Urville's; die Küstenpapuahs nennen die des Innern Endamenes, was mit Andamanen zusammenhängt. Alle Bewohner von Neuguinea haben krauses Haar und stehen viel höher als die Neuholländer. Die Wohnungen der Küstenpapuahs stehen auf einem Gerüst und haben eine Plattform, auf welche die Boote gezogen werden. Die Orang-Samang im Innern hält v. Baer für übereinstimmend mit den Alfuren Neuguineas. — Die Papuahs sind viel wahrscheinlicher aus Indien als aus Afrika gekommen.

haben auch wieder Holländer mit Hottentottinnen das Volk der Griquas erzeugt, was sich gleich den von Martius beschriebenen Cafusos in Brasilien erhält, die von Negern und südamerikanischen Indianern stammen*). Die Mulatten werden von Einigen, wenn sie unter sich heirathen, für unfruchtbar ausgegeben. Die Nachkommen der Holländer und Malayenfrauen auf Java sterben bald aus, und oft werden in der dritten Generation nur noch unfruchtbare Töchter gefunden. Auch die Nachkommen der Chinesen und Malayen im indischen Archipel sollen bald erlöschen. Auf Keeling Island fand Fitzroy einen Engländer mit einem malayischen Weibe; ihre Kinder waren lebhaft kupferroth.

Bei den Mischlingen überwiegt bald der Charakter des Vaters, bald der der Mutter; die Dänen erzeugen mit Hindufrauen Kinder von europäischem Typus und europäischer Kraft, aber Gleiches kann z. B. nach Lucas nicht von den Russen gesagt werden; die Mischlinge von Europäern und Mongolinnen folgen nach Klaproth stets dem Typus der Mutter; die von Europäern und Hottentottinnen zeigen nach le Vaillant immer das Naturell des Vaters und Burchell bemerkt noch, daß die Kinder einer Europäerin von einem Hottentotten größer, weißer und von mehr europäischen Zügen seien, als die Kinder der Hottentottenfrauen von Europäern. — Mischung verschiedener Völker schwächt die menschliche Natur nicht; gerade die weltbeherrschenden Nationen sind Mischvölker: die Engländer

*) v. Baer hält es aber auch für möglich, daß das geringere Gedeihen der anglogermanischen Bastarde auf der größern Selbstschätzung der Anglogermanen den Negern gegenüber beruhe und daß die schwarzen Concubinen der Europäer in der Südsee sich vielleicht dem Trunk ergeben oder die Frucht abtreiben. Die Bastarde von Europäern und Polynesiern sind unter sich fruchtbar; die Südseeinsulaner gehören also keiner andern Spezies an. v. Baer findet es sonderbar, daß die Lehre von der Unmischbarkeit der Rassen gerade von Nordamerika ausgehe, wo alle möglichen Völker sich mischen. Und doch gedeihen nur die Nachkommen von Briten und Negerinnen nicht, was man gleich generalisirte, wobei der Rassenegoismus mitspielt. — Die nordamerikanische Regierung hat in der neuesten Zeit zahlreiche Indianerhäuptlinge photographiren lassen, aber $^{9}/_{10}$ davon sind Bastarde von Europäern und Indianern.

sind aus Kelten, Briten, Angelsachsen, Römern, Normannen, die Franzosen aus Kelten, Römern und Germanen, nämlich Franken erwachsen. Aber die Mischung darf nicht zwischen zu differenten Völkern stattfinden; Mischung verschiedener Rassen veredelt nur die geringere Rasse, ohne sie der höheren gleich zu machen. Perier*) kommt zum Schluß, daß nicht durch Kreuzung, sondern durch möglichste Reinerhaltung der Rassen, namentlich der weißen, sich die beste Beschaffenheit des Menschen erhalten lasse, sowohl in körperlicher Beziehung und Lebensdauer, als in psychischer. Das Volk der Vereinigten Staaten Nordamerikas, mehr als ein anderes im Bildungs- und Umwandlungszustand begriffen, hauptsächlich aus Engländern, Irländern, Deutschen mit wenigen Romanen erwachsen, läßt sehr gut auch die Einwirkung des indianischen Typus im eigentlichen Yankee erkennen, der vom Angelsachsen sich psychisch durch sein hastiges, unheimliches und verschlossenes Wesen unterscheidet. — Die Erfahrung zeigt, daß viele Mischvölker, aus verschiedenen Rassen und Hauptstämmen hervorgegangen, sich erhalten können, und keineswegs wieder in die angeblich allein beständigen Haupttypen zurück gefallen sind. Manche Völker halten bei Kreuzung mit andern ihre Besonderheiten viele Generationen hindurch fest, andere verlieren sie bald. Manchmal erhält sich auch eine von andern Völkern überkommene Eigenthümlichkeit unbestimmt lange Zeit**). Zeigt ein Volk, wenn es auch sehr roh ist, eine große Mannigfaltigkeit der Physiognomieen und Formen, wie z. B. die Tschuwaschen, so darf man, weil diese mit der Kreuzung zunimmt, auf einen gemischten Ursprung eines solchen Volkes schließen. Seit undenklichen Zeiten haben so viele Mischungen der Völker stattgefunden, daß Gerdy die Behauptung wagen konnte, daß die primitiven Rassen auf der Erde ganz verschwunden seien.

Die äußeren Umstände wirken bedeutend auf die körperliche und geistige Beschaffenheit der Völker, ohne jedoch den Rassentypus verwischen zu können. Manche, z. B. Desor,

---

*) Bulletin de la société de l'Anthropol. T. I, 1860.

**) Der volle Busen der Spanierinnen z. B. soll arabischer Abstammung sein.

wollen die unruhige Rührigkeit der Nordamerikaner, welche Knox u. A. im Verfall begriffen glauben, der Trockenheit des Klimas zuschreiben. In der That hat sich dort die physische Beschaffenheit der Nachkommen der Europäer ungünstig verändert. Die Amerikaner sind alle mager, haben ganz eigene Physiognomie, sehr schmalen Hals, rauhe, struppige Haare, schlecht entwickelte Drüsen, etwas Fieberhaftes, immer Eiliges in ihrem Benehmen. Sie sind früh reif, früh verwelkt und verlieren bald die Zähne. Die mittlere Zahl der Kinder ist im Abnehmen. Europäer werden auf den Antillen nach längerem Aufenthalte unkenntlich und nehmen manche amerikanische Züge an. Ein höher civilisirtes Volk ist von Klima und sonstigen äußeren Verhältnissen weniger abhängig als ein rohes, indem diese wegen zahlreicher entgegengesetzter Faktoren weniger stark auf dessen physischen und geistigen Zustand wirken. — Die physischen Gesetze eines Landes bestimmen dessen Vegetation und Thierwelt, von welchen dann wieder die Nahrung des Menschen abhängt. Schlecht genährte Völker entbehren nicht nur Kraft und Ausdauer, sondern bleiben auf den untersten Stufen der Cultur stehen. Die nördlichen Jakuten in ihrer dürftigen Natur sind verkümmert, die südlichen groß und stark; die im Westen der Felsengebirge lebenden Indianer stehen leiblich und geistig denen der östlichen Länder nach, deren Subsistenzmittel reichlicher sind. Jene westlichen, nämlich die Carriers, die Indianer am Columbia, die Küsten-Californier, Pacuches, Schoschonies u. s. w. sind meist Fischervölker und schwächlicher als die Jägervölker der östlichen Länder. Die am tiefsten stehenden Menschen: Australier und Feuerländer sind auch jene, bei welchen Hunger und Elend am meisten zu Hause sind. — Je mehr ein Volk von Fleisch lebt, desto abstehender sind die Jochbogen und desto breiter ist das Gesicht, wie z. B. bei manchen tatarischen Stämmen, während bei den pflanzenessenden Hindus und den arischen Völkern Europas die Jochbogen weniger abstehen.

In Bezug auf die Akklimatisationsfrage hat man in neuester Zeit, namentlich durch den englischen Oberst Tulloch und den französischen Oberarzt Boudin, richtige Einsichten gewonnen, gegenüber den ganz falschen, daß alle Menschen in allen Zonen

und Klimaten leben könnten*). Die einen Völker sind akklimatisationsfähiger als die anderen; die größte Verbreitungsfähigkeit kömmt der weißen Rasse und darunter wieder den Juden zu. Der Europäer kann sich in den heißen Ländern der nördlichen Halbkugel als Landbauer wohl nicht erhalten, viel leichter dagegen in den Ländern der südlichen Halbkugel; er verträgt viel besser die Auswanderung in die heißen Länder, als in die kalten. Mitteleuropäer, wenn sie das Land bauen wollen, gehen schon in Nordafrika zu Grunde und nur die höhere Cultur, durch welche sie sich den klimatischen Einflüssen entziehen können, setzt die Europäer in Stand, unter den Tropen zu leben**). Die Kinder der in tropischen Ländern Eingewanderten sterben in noch furchtbarerem Verhältniß als die Eltern; an der Westküste Afrikas erreichen die Kinder von Europäern selten das zehnte Jahr; in Constantine werden Europäer- und Negerkinder unerbittlich hingerafft. Darum vermehrt sich auch die Bevölkerung Aegyptens nicht; bloß die Aegypter halten aus, ohne wahrnehmbare Ursache wirkt die Luft todbringend auf die Nachkommen aller Ausländer: der Araber, Türken, Europäer,

*) Man vergl. hierüber: Boudin, Bulletin de la société d'Anthropologie, t. I, 1860. Kolb in der Zeitschr.: Aus allen Reichen der Natur. 2. Bd. H. 1. Frankf. 1859.

**) Bei der von Napoleon I. nach St. Domingo geschickten Expedition von 30—32,000 Mann hatte man in zwei Monaten über 15,000 Sterbefälle. Mehemed Ali sandte nach dem Feldzug in Morea die unbezähmbaren Arnauten an die Küste des rothen Meeres; in wenigen Jahren waren von 18,000 Mann nur noch 400 am Leben. Ein 1817 nach Gibraltar garnisonirtes Negerregiment ging fast vollständig an Lungensucht zu Grunde. Den Feldzug nach Constantine ertrugen die frisch aus Frankreich gekommenen Regimenter viel besser, als die vermeintlich akklimatisirten; je länger die Soldaten dort dienen, desto schwächer werden sie. Städtebewohner mögen sich wohl akklimatisiren, weil sie nicht im Freien arbeiten. Die Cholera wüthete unter den Europäern in Algier viel stärker als irgendwo sonst in Europa; es starb fast der zehnte Mensch. Von 1000 englischen Soldaten starben auf Ceylon im ersten Jahr 44, im zweiten 48,7, im dritten 49,3. Auf Jamaica im ersten Jahr 77, im zweiten 87, in den folgenden 93. In Guyana vom ersten bis elften Jahr: 77, 87, 89, 63, 61, 79, 83, 73, 120, 109, 140. Daher wechseln jetzt die Engländer die Garnisonen; keine Truppe soll mehr als höchstens drei Jahre in derselben Kolonie bleiben; dadurch wird die Sterblichkeit fast um die Hälfte vermindert.

sogar der Neger. Auch in die Barbareskenstaaten mußten die Türken immer neue Truppen schicken*). Auch am Cap, in Sierra Leona gedeihen die Europäer nicht; nur wo sie den Boden durch Sklaven oder Eingeborene besorgen lassen, erhalten sie sich, so in Ostindien, Java, den Philippinen, Antillen, in Brasilien, am Senegal ꝛc. Selbst die Bevölkerung von Nordamerika würde ohne die starke Einwanderung nicht im richtigen Verhältniß zunehmen**). Die Neger können sich nicht einmal im Norden Afrikas akklimatisiren, noch weniger in Südeuropa; es ist auch nicht erwiesen, ob sie sich auf den Antillen, Bourbon, Mauritius, Ceylon dauernd erhalten lassen; wohl aber dürfte dieses in den Südprovinzen der nordamerikanischen Union der Fall sein, während sie in den Nordprovinzen an Lungenleiden zu Grunde gehen und ungemein häufig wahnsinnig werden. Die Juden hingegen akklimatisiren und erhalten sich in allen Ländern der Erde und haben ganz andere statistische Gesetze der Geburt, Krankheiten und Sterblichkeit als die andern Völker***).

Weit entfernt, daß die verschiedenen Rassen in allen Ländern naturgemäß leben könnten, besteht vielmehr seit ihrer Fixirung eine angeborene Verschiedenheit und jeder Rasse ist ein besonderes Klima vorzugsweise zuträglich; dabei ist die Zähigkeit und Ausdauer der Rassen verschieden groß. Je mehr die klimatischen Zustände eines Landes von denen der Heimath

*) In Algerien liegen die Gebeine von mehr als 100,000 französische Soldaten; von einer Million Civilisten starb der größte Theil oder kam zurück. Das Cap zählte 1830, also 188 Jahre nach Beginn der Kolonisation, noch keine 100,000 Bewohner europäischer Abkunft. In Sierra Leona findet man bis jetzt keine 100 Weiße.

**) Kolb warnt auch — gegen Fröbel — vor der Auswanderung nach Mexiko und Centralamerika.

***) Juden, Germanen, Romanen sind ungeheuer verschieden. Nach Dr. de Neufville starben in Frankreich der vierte Theil Menschen
bei den Christen 6 11/12 Jahr nach der Geburt,
„ „ Juden erst 28 1/4 „ „ „ „
die Hälfte der Christen daselbst ist todt mit 36 1/2 Jahre,
„ „ „ Juden „ „ „ „ erst 53 1/12 „
Aehnlich nach Boudin. In Algerien findet man bei allen eingewanderten Nationen mehr Sterbefälle als Geburten, nur die Juden machen eine Ausnahme u. haben nach Boudin gleichsam ein Monopol des Kosmopolitismus.

verschieden sind, desto größer ist die Sterblichkeit der Einwanderer und steigt noch bei ihren Nachkommen. Deßhalb haben große Erdstrecken, z. B. Nordafrika, ungeachtet öfterer Invasionen im Ganzen noch heute dieselben Stämme zu Bewohnern, wie vor Jahrtausenden. Die Bewohner gemäßigter Zonen vermögen nur durch höhere Cultur auch in anderen Klimaten zu leben, weil sie sich deren Einwirkung durch künstliche Mittel entziehen können, aber Bewohner ganz differenter Klimate können sich auch durch künstliche Mittel nicht erhalten; Neger, wie gesagt, schon in Nordafrika und Südeuropa, Eskimos wahrscheinlich schon in Mitteleuropa nicht mehr.

Ueber Veränderungen der physischen Bildung in längerer Zeit sind noch sehr wenig Beobachtungen vorhanden. Mit dem geistigen, sittlichen und politischen Zustande der Völker ändert sich auch ihre physische Beschaffenheit; mit der höheren Bildung und dem größeren Wohlstand werden die Züge feiner, mit Entsittlichung und Elend roher und gemeiner. Nach Warren's Messungen haben sich die alten Culturvölker Amerikas durch größere Stirn und bessere Schädelbildung vor den wilden Indianern ausgezeichnet, während Morton das Gegentheil behauptet hatte. Die heutigen Engländer sollen in der Schädelbildung von ihren roheren Vorfahren in günstiger Weise abweichen. Türken und Magyaren haben ihre Züge mit dem Heraustreten aus den früheren rohen Zuständen und durch die Berührung und Vermischung mit auf der Culturleiter höher stehenden Völkern verbessert; in abgelegenen Gegenden Ungarns trifft man aber noch jetzt die abschreckende Häßlichkeit, welche den Hunnen eigen war. Je höher und allgemeiner die Bildung eines Volkes wird, desto bedeutender gestaltet sich auch die individuelle Verschiedenheit der Schädel- und Gesichtsbildung, die bei einem Naturvolke sich meistens nach dem Rassentypus richtet. d'Orbigny, Lyell, Hancock, Ward, Williamson u. A. behaupten ganz entschieden eine allmälige Umwandlung des Negertypus in Amerika, eine Annäherung zur weißen Rasse in geistiger Hinsicht, Bau und Hautfarbe, und zwar noch stärker im Norden der vereinigten Staaten als im Süden. Die Longobarden veränderten sich in Italien sehr, wurden dunkler und verloren ihre

germanische Sprache. — Man hat hervorgehoben*), daß die leibliche Organisation eines Volkes im Laufe vieler Generationen sich auch durch spontane Entstehung neuer Eigenthümlichkeiten ändere, welche sich nur auf eine individuelle Anlage Einzelner zum Abweichen in der Körperbildung von ihren Stammeltern zurückführen läßt, ohne daß das Wie und Warum? angegeben werden könne. Kinder desselben Elternpaares sind von diesem und unter sich oft sehr verschieden. Sollte auch diese Quelle von Veränderungen nicht so reichliche Resultate geben, so wirken doch sie und die andern zusammen, um in längeren Zeiten die Typen der Menschenstämme ansehnlich zu modifiziren.

Viele Völker sind von der Erde verschwunden durch Aufgehen in anderen, Kriege und Ausrottung, durch Aussterben in Folge großer Seuchen und mannigfachen Elends; vielleicht auch in Folge der bloßen Berührung mit andern, namentlich der weißen Rasse. Die Grausamkeit der spanischen Eroberer, welche die Indianer in Encomiendas vertheilten mit hartem Frohndienst und Arbeit in den Bergwerken, brachte die Bevölkerung von Mexiko, Peru und noch mehr Centralamerika ganz herunter; Haiti's Urbevölkerung von fast einer Million sank von 1492 bis 1508 auf 60,000, bald nachher auf 14,000 Seelen, und endlich starben wie auf den andern Antillen die Caraiben ganz aus. Merkwürdig ist, daß auch die freien Araucaner im Aussterben begriffen sind, wie man glaubt in Folge der Verheerungen von Ruhr und Blattern, in welchen Krankheiten sie sich hartnäckig gegen jede Behandlung sträuben. Die nordamerikanischen Indianer, die von Westindien und Mexiko, die Australier und Polynesier litten so furchtbar durch die Blattern, daß ganze Stämme ausstarben; Syphilis, Branntwein und Krieg, durch die Europäer ihnen gebracht, vollenden ihren Ruin. Die Australier sind am Verschwinden; ein Stamm von 300 Köpfen kam nach den Basler Missionsberichten in sechs Jahren auf vier herunter. Einer sagte einem Weißen: „Ihr solltet uns Schwarzen Milch, Kühe und Schafe geben, denn Ihr seid hergekommen und habt die Opossums und Kängurus vertilgt. Wir

*) Waiz, Anthropologie der Naturvölker, I, 90.

haben nichts mehr zu leben und hungern." Im Jahre 1858 zählte man auf Neuseeland nur noch 87,766 Eingeborene, nämlich 31,667 Männer und 56,099 Frauen. Man nimmt an, daß die Bevölkerung von 1811—44 um 13 und von da bis 1854 um fast 20 Proz. abgenommen habe. Und doch sind die Maorifrauen sehr fruchtbar; Blattern sind unbekannt, der Branntweingenuß nicht bedeutend, Kämpfe selten. Die Eingeborenen schreiben die Abnahme der europäischen Kleidung zu, die sie nun tragen und die sie gegen alle Wetteränderungen so empfindlich mache; wahrscheinlicher jedoch rührt sie von der ungesunden Nahrung her, die hauptsächlich in Korn besteht, das durch Wasser in faulige Gährung versetzt wird. Fast Alle leiden an Skropheln und genesen selten von einer Krankheit. Die Landenge von Auckland, der jetzigen Hauptstadt von Neuseeland, trägt zahlreiche erloschene Vulkane von 300—900′ Meereshöhe und war nach Hochstetter gegen Ende des 18. Jahrhunderts von wenigstens 20,000 Neuseeländern bewohnt. Die Abhänge der Vulkane waren von mehreren Pallisadenreihen umgeben, jeder Gipfel der Waffenplatz eines Häuptlings; die Ebene umher wurde von seinen Untergebenen bestellt. Vor 40 Jahren ging diese ganze Bevölkerung in den Kriegen des Häuptlings Hongi unter und nun trägt fast jeder Gipfel eines solchen Tuffkegels ein von Wiesen und Kleefeldern umgebenes englisches Gehöft. Die Gegend hat sich aus einer Wildniß in einen Garten umgewandelt — aber die Urbewohner sind verschwunden. Auch auf den Inseln des großen Oceans ist im Allgemeinen die Abnahme der Bevölkerung sichtbar, namentlich auf den Sandwichinseln; zweifelhaft ist, ob auf den Tonga- und Freundschaftsinseln Vermehrung stattfinde, wie Einige wollen. Montrouzier*) gibt Nachricht von riesigen Heuschreckenschwärmen auf Neucaledonien, welche auch hier sich vorzüglich auf Monocotyledoneen, besonders Gramineen warfen. Zugleich mit dem Erscheinen der Heuschrecken in Sidney, Balade, Puepo ꝛc. traten starke Influenza-Epidemieen auf, „welche man in jenen Gegenden

*) Bulletin de la soc. entomologique 1859, p. 145 ff. und daraus in Gerstäcker's entom. Bericht 1859—60, S. 31.

eben so wenig als die Heuschrecken vor der Ankunft der Europäer kannte." Man hat beobachtet, daß beim Zusammenfluß vieler Menschen verschiedener Nationalitäten, z. B. bei großen Festen oder in Lagern, leicht typhöse Epidemieen ausbrechen; die nordamerikanischen Indianer, die Australier und Polynesier leiden durch Krankheiten, wenn sie mit Europäern zusammentreffen. Auf einigen shetländischen Inseln soll die Ankunft eines Fremden bei den Eingeborenen als Husten erweckender Reiz wirken.

Höchst wahrscheinlich haben sich im Laufe der Entwicklung der Menschheit auch die Krankheiten an Zahl vermehrt und zugleich sind Veränderungen insofern erfolgt, als frühere Krankheiten seltener wurden oder verschwanden, neu entstandene an ihre Stelle traten. Historische Krisen waren häufig von großen Epidemieen begleitet; solche traten ein bei den Kämpfen der alexandrinischen Könige unter einander, nach dem Kriege im Pontus, um die Zeit der sogenannten Völkerwanderung, bei den Invasionen der Hunnen, Araber und Mongolen in Europa, bei den Kreuzzügen. Vom schwarzen Tod sagt Bocaccio im Decameron, er habe sich nicht nur durch Umgang mit den Kranken, sondern auch durch Berührung ihrer Kleider und Geräthe auf die Gesunden fortgepflanzt, selbst auf die Thiere. Von den noch gegenwärtig die europäischen Völker quälenden Krankheiten*) ist die Gicht die älteste und hat sich 200 Jahre v. Chr. von Aegypten aus epidemisch verbreitet. Die nach der Eroberung des Königreiches Pontus nach Italien zurückkehrende römische Armee brachte dann den Aussatz mit, der aber erst ein paar Jahrhunderte nach Christus sich ganz festgesetzt hatte und unter allen Ständen die größten Verheerungen anrichtete. Auf den Aussatz folgte der Skorbut, der englische Schweiß und seit 1495 die Syphilis**), hierauf die Anfangs des 17. Jahrhunderts zuerst in England sich zeigenden und von da den ganzen Norden Europa's infestirenden Skropheln

*) Siehe Hecker, Geschichte der Heilkunde. Berlin 1822—29. 2 Bde.

**) Bei den Ostjaken soll nach Krebel die Syphilis, wenn auch in hohem Grade vorhanden, nicht ansteckend sein.

und die Lungenschwindsucht. Die letzten Dezennien unseres Jahrhunderts wurden Blutarmuth und Bleichsucht immer häufiger. Die politischen Bewegungen, die kommerziellen und finanziellen Schwankungen, deren Größe und Wirkung viel bedeutender ist als in früherer Zeit, haben eine Zunahme des Wahnsinns zur Folge, wie sich diese in erschreckender Weise zuerst bei der französischen Revolution von 1789 gezeigt hat. — Ob es Krankheiten gibt, die besondern Rassen ausschließlich eigen sind, oder ob solche, die man dafür gehalten hat, bloß klimatisch begründet sind, ist noch nicht ausgemacht. Die geographische Krankheitslehre gehört zu den erst in neuester Zeit eingehender bearbeiteten Theilen der Medizin*). Mühry unterscheidet von spezifischen Krankheiten solche, welche ubiquitär, d. h. überall vorhanden sind, dann zonale, nur innerhalb bestimmter Isothermen vorkommende, drittens lokale, auf ein bestimmtes Areal beschränkte und dann viertens Orte, die von gewissen Krankheiten frei sind**).

*) Bondin, Traité de géographie et de statistique médicales et des maladies endemiques. 2 vol. Paris 1857. Mühry, die geographischen Verhältnisse der Krankheiten. 2 Bde. Leipzig u. Heidelberg 1856. Pouchet, Programme d'une géographique nosologiqne. Paris 1859 mit dem Motto aus Boudin: „Les maladies de l'espèce hnmaine ne sont les mêmes ni dans le temps, ni dane l'eepace." Ich führe aus dieser kleinen Schrift, welche der Verfasser mir zuzusenden so freundlich war, unten einige Bemerkungen an.

**) Die ubiquitären Krankheiten theilt Mühry in zymotische: Blattern, Scharlach, Masern, Keuchhusten, Erysipelas, Mumps, Croup, Aphthen, Kindbettfieber, pnstula maligna, influenza, catarrhus, wahrscheinlich auch gangranea nosocomialis, ophthalmia coantgiosa, miliaria, pemphigus. Dyskrasien: tnberculosis, scorbutue, diatheeie haemorrhoidalie, rhenma, hydropsia, furunculosis, anthrax, gangraenescentia, carcinoma, helminthiasie, herpes, scabies; außerdem in zerstreuten Gruppen: strumosis, urolithiasis und als zweifelhaft diabetes, albuminaria. Pouchet will diese Liste nicht ganz gelten lassen; Krebs, Skropheln, Skorbut, Phtisis überschritten gewisse Grenzen nicht. — Von lokalen Krankheiten ist das gelbe Fieber eingeschlossen zwischen 48° n. Br. und 27° s. Br. Heimath Golf von Mexiko, Antillenmeer, selten in Westafrika und Panama. Elephantiasis in Barbados, Ostindien, China, Abyssinien, einem Theil Nordafrika's. Andere lokale Krankheiten sind die Beduinenkrätze, Illinoiskrätze, die Krankheit der Bay von St. Paul, der Rome in Schweden, Pinta in Mexiko, Senki in Japan, Radesyge in Skandinavien, Bicho in Brasilien, Mokako in Cayenne, die

ambrinischen, alepischen, biskarischen Blattern, das Geschwür von Mozambik, Beriberi in Ost- und Westindien, la colique végétale in Afrika, Indo-China, Neuseeland, Südamerika, Westindien. Dysenterie oder Leberkrankheiten hausen besonders in heißen Ländern, Phtisis in gemäßigten, Skropheln nie in den Polargegenden, Sumpffieber besonders im nördlichen Theil der nördlich gemäßigten Zone. (Ich bemerke hiebei, daß auch in den Küstensümpfen und Mangrovewäldern des heißen Westafrika, wo sich süßes und Salzwasser mischen, tödtliche, besonders den Europäern verderbliche Fieber herrschen.) Gewisse Wurmkrankheiten kommen nur da vor, wo sich die entsprechenden Helminthen finden; Weichselzopf nur im nordöstlichen Europa und der Tatarei. — Manche Krankheiten scheinen gewissen Rassen oder Stämmen eigen; die „Plage von Yemen" befällt besonders die Negersklaven von Sennaar, Cordofan und Darfur; die Pians sind in Südamerika wohl nur aus Westafrika mit den Schwarzen eingeführt. — Narrheit ist im stillen Ocean äußerst selten. Die Juden waren zu allen Zeiten frei von Pest, Typhus, Kropf, Croup und manchmal auch von der Cholera. Das gelbe Fieber verschont in Neu-Orleans die Neger oder befällt sie nur leicht. Auf der Nigerexpedition der Engländer starben von 145 Weißen 40, von den Negern keiner. Pouchet meint, dieß spräche für eine Mehrheit der Menschenspezies (er schrieb 1858: De la pluralité des races humaines. Paris). Er unterscheidet überhaupt I. allgemeine Krankheiten, II. lokale Krankheiten. Letztere theilt er 1. in solche, die mit der Beschaffenheit des Ortes zusammenhängen, mit dessen physischer und meteorologischer Natur. 2. In Beziehung mit der Vegetation stehende Krankheiten durch giftige oder Schmarotzergewächse. 3. In Beziehung mit der Thierwelt stehende Krankheiten durch Schmarotzer oder giftige Thiere. 4. Solche, die mit der Vertheilung der Menschenrassen in Beziehung stehen. 5. Solche, die mit der Civilisation zusammenhängen; Krankheiten durch ungesunde Gewerbe, Sitten, Excesse (Genuß von Alkohol, Opium).

Sechster Vortrag.

Die frühesten Wanderungen der Völker.

Aenderung des Aufenthalts und aller an diesen gebundenen Verhältnisse ist ein Hauptgesetz des Völkerlebens, eine Hauptbedingung des Fortschreitens für die Menschheit, deren Glieder hiedurch in Berührung und Wechselwirkung tretend, erregend, erfrischend, Abgelebtes zerstörend, neue Zustände schaffend auf einander wirken. Es ist bald die Uebervölkerung eines Landes, welche die Bewohner, die auf dem engen Raume sich drängen, stoßen, in ihrer Existenz verkümmern, zur Auswanderung treibt, bald die Flucht vor weltlicher und geistlicher Tyrannei: es ist das Loos des Besiegten und Unterdrückten, sich zu beugen oder zu fliehen. Völker stoßen auf Völker, die stärkeren treiben schwächere vor sich her und zwingen sie, anderwärts eine Heimath zu suchen. Oder es sind Schaaren kühner Abentheurer, wie die Waräger, die Normannen, die Araber der Wüste ꝛc., welche in der armen, rauhen Heimath von den Gütern und Reizen der Fremde träumend, sich in Schaaren zusammenthun und auf schnellen Schiffen oder flüchtigen Rossen dahin ziehend die fernen Küsten, die reichen Ebenen und Städte plündern und dann wohl sich im schönen Lande als dessen Herren niederlassen.

Die Wanderungen, von denen hier gesprochen werden soll, sind begreiflich nur die für uns frühesten, die ersten, von welchen wir einige Kenntniß erlangt haben und vor ihnen mögen gar manche andere stattgefunden haben, denn überall auch in Europa scheinen vor den arischen Völkern rohere, tiefer stehende und vielleicht von mehr als einer Periode und Rasse vorhanden gewesen zu sein, von welchen Sage und Geschichte kaum deutliche Andeutungen geben, deren Steinwaffen und spärliche Knochen-

reste aber Zeugniß von ihrem Dasein ablegen. Wer könnte auch glauben, daß die Arier selbst am Südabhang und die Turanier am Nordabhang des Kuenlün entstanden seien? Arier und Turanier mußten, ehe sie ihre Wohnsitze in Hochasien hatten, in einer viel weiter rückwärts liegenden Zeit von wärmeren Ländern, wo sie ihren Ursprung genommen hatten, nordwärts gewandert sein und später nach einem Aufenthalte von unbekannter Dauer und großer Vermehrung die einen in östlicher und nördlicher, die anderen in südlicher und westlicher Richtung neue Wohnsitze gesucht haben*). An die Abhänge des mächtigen Schnee- und Gletschergebirges Kuenlün mit seinen bis 20,000 Fuß hohen Gipfeln, welches Ostturkestan von Tübet scheidet, setzt man die ältesten uns bekannten Wohnsitze der weißen und gelben Rasse, deren Namen Iranier und Turanier nach dem Zendavesta**) von Jima's des Guten zwei Söhnen Irat und Tur stammen. Die Zendbücher zählen die Könige von Irat's Reihe auf bis zum letzten derselben Vistaspa (Gustasp), unter dem der Religionsstifter Zarathustra (Zoroaster) lebte jedenfalls lange vor Gründung des persischen Weltreiches unter Kyros und Dareios. Zwischen den Nachkommen von Tur und Irat besteht alte Feindschaft von der Urzeit her; sie stießen sich ab und bekämpften sich, wo sie zusammentrafen, durch alle Zeiten bis zur Gegenwart. Nicht bloß die Sage der Arier, sondern auch die der Chinesen, eines Hauptvolkes der Turanier, weist auf den Kuenlün als Scheidewand zwischen der kaukasischen und mongolischen Rasse hin; das Paradies der Chinesen liegt am Kuenlün; von da zogen sie hinab in das Stromthal des mittleren Hoangho, die jetzigen Provinzen Schansie und Schensie, wo sie auf eine rohe, wie es heißt schwarze Urbevöl-

*) Die Lappen wohnten in alter Zeit weiter südlich und wurden allmälig durch neue Einwanderer in den unwirthlichen Norden gedrängt. Die Schwarzen der südasiatischen Inseln wurden von den Küsten, die sie früher inne hatten, durch die Malayen in das Innere getrieben.

**) Der Zendavesta, „das lebendige Wort", die heilige Schrift der alten Perser enthält die von Zoroaster verkündigte Religion des Parsismus und besteht aus fünf Theilen, deren erster Vendidad, „das von Gott gegebene Gesetz" heißt.

kerung trafen, die bis auf spärliche Reste auf Formosa und auch in einigen Gegenden des Innern von Südchina ausgerottet wurde. In den fruchtbaren Ländern, die sie nun inne hatten, wurde dieser Zweig der Mongolen bald zu einem Ackerbauvolk, welches den Sternenhimmel verehrte, den Pflug und die Bilderschrift erfand. Andere Zweige der mongolischen Rasse verbreiteten sich nach Norden in die unermeßlichen Gebirgs- und Waldgegenden bis zu den unwirthbaren öden Ebenen, welche das Eismeer begrenzt und wurden theils zu Reiter- und Jäger-, theils zu Hirten- und Fischervölkern.

Bei den Indern findet man in sehr früher Zeit die Vorstellung von einem Mann, Stammvater oder Urmenschen, der aus einer großen Fluth allein gerettet worden sei. Die Aehnlichkeit solcher Vorstellungen bei den Semiten und den Ariern im engern Sinn läßt auf eine Vereinigung derselben in sehr früher Zeit schließen, die Trennung mußte lange zuvor erfolgt sein, ehe die Arier ihre Wohnsitze in den Oxusländern verließen*). Die Semiten und die ihnen verwandten Aegypter und Armenier, besonders letztere beide, gehören zu jenen Zweigen der weißen Rasse, welche sich am frühesten vom Hauptstamm abgelöst und die Richtung nach Westen eingeschlagen haben. Die Semiten, zu welchen man Babylonier, Assyrer**), Syrer, Kanaaniter, Hebräer, Moabiter, Edomiter, Ammoniter, Phöniker, Karthaginenser, Araber, Kappadokier, Lyder und vielleicht auch die Armenier rechnen kann, breiteten sich über Vorderasien, das nördliche Afrika und mittelst phönikischer Kolonien über europäische Inseln und Küsten des Mittelmeeres aus. Die Phöniker waren ursprünglich auf den waldigen Inseln Tylos und Arados im persischen Golf, wo sie Holz zum Schiffbau fanden und an der Mündung des Euphrats seßhaft. Die

*) Nach Bailly theilen Hindus, Perser, Aegypter und Chinesen mit uns die Zeit gleich ein; das Jahr in 12 Monate und 365¼ Tag, den Tag in 24 Stunden, die Woche in 7 Tage, worin man auch einen Beweis von Zusammenhang dieser ältesten Völker in früher Zeit finden will.

**) Rawlinson, Hinks, Oppert, Gobineau rechnen das Assyrische zur semitischen Sprachgruppe; Gobineau glaubt, im Gegensatz zu Ersteren, daß es dem Arabischen näher als dem Hebräischen gestanden habe.

Edelsteine und Perlen, die sie brachten, wurden zum Theil in Babylon geschnitten und gefaßt. Von den Armeniern sagt Herodot, daß sie an Alter kaum den Aegyptern nachstehen; mit ihnen hängen die benachbarten Phryger zusammen. Armenien war wahrscheinlich die Heimath der Aramäer und bildete eine Brücke zwischen dem mittlern und vordern Asien. Daß sie in religiöser Verwandtschaft zu Assyrern und Babyloniern standen, bezeugt der auch bei ihnen heimische unzüchtige Cultus der Anaitis.

Rücksichtlich der Aegypter hat man lange gezweifelt, ob sie zu der semitischen oder eigentlich arischen Völkergruppe zu rechnen seien; mir scheinen sie viel mehr Verwandtschaft mit der semitischen zu haben, hauptsächlich wegen ihres starren, das Fremde scheuenden Wesens und ihrer theokratischen Staatsform. Dabei haben sie aber wieder vieles Eigenthümliche; statt des üppigen und sinnlichen Cultus der meisten asiatischen Semiten finden wir hier einen ernsten Cult; die Aegypter waren düster, gedrückt, resignirt; in ihren Mumien und Gräbern trat ihnen überall das Bild des Todes entgegen. Nun hat Lepsius*) nachgewiesen, daß die altägyptische Sprache zum großen Sprachsystem der weißen Völker gleich der abyssinischen gehört und daß Aegypter, Abyssinier und die andern braunen Völker der Ostküste Afrikas wahrscheinlich aus Asien gekommen sind**). Es scheint unrichtig zu sein, daß die Aegypter schwarz waren; sie waren vielmehr, wie ihre Monumente und auch die von Meroe erkennen lassen, rothbraun, die Frauen hellbraun, oft braungelb. Die Aethiopier waren viel dunkler als die Aegypter, welche das älteste Culturvolk sind und sehr früh nach Aegypten gekommen sein müssen. Von ihrer Herkunft aus Asien hat sich bei ihnen keine Tradition erhalten.

*) Monatsberichte der Berliner Akademie 1844, S. 381.

**) Aber nicht so, wie Frank meinte, daß die Inder älter als die Aegypter wären und Einwanderung von Indien in Aegypten stattgefunden hätte. Vielmehr kamen die Aegypter aus den Gegenden zwischen dem persischen Golf und dem Indus nach Arabien und von da über das rothe Meer nach Abyssinien, von wo sie sich nordwärts nach dem Nillande verbreiteten.

In Nordostafrika gibt es noch eine Anzahl Völker, bei welchen die semitische Abstammung mehr oder minder deutlich ist und bei welchen durch Vermischung mit Negervölkern Corruption des Blutes und der Sprachen stattgefunden hat. So hält man die Abyssinier nach Sprache und Leibesbildung für ein Volk von kaukasischer Abstammung, das aber besonders im Westen und Süden viele fremde Elemente aufgenommen hat. Die Aethiopier von Axum haben eine Sage von ihrer Einwanderung aus Südarabien; ihre Sprache wird für den einzigen Rest des himjaritischen oder südarabischen Idioms gehalten. Diese Sprache, die Gheezsprache, war eine semitische; die Blüthe des Reiches von Axum in Abyssinien fällt in das 4. bis 7. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung; das Gheez ist seit dem 14. Jahrhundert aus der Reihe der lebenden Sprachen verschwunden, hat sich aber als literarische und Cultsprache fort erhalten. In Tigre wird ein verdorbenes Gheez gesprochen, welches eine Menge Wörter aus der Galla- nnd Agowsprache aufgenommen hat und in Gurague existirt auch noch eine Tochter der Gheezsprache. Noch weniger von letzterer enthält das Idiom von Amhara und besonders das von Horrar, wo ein arabischer Dialekt auf eine afrikanische Sprache gepfropft scheint. Die Galla sind ein schöner Menschenschlag, oft kaum von den Abyssiniern zu unterscheiden, von Farbe gelbbraun bis tief schwarz. Mit den Negern leben sie überall in Feindschaft und stehen zwischen diesen und den Weißen in der Mitte. Ihre Sprache soll mit jener der zunächst verwandten Danakil und Somali eine Gruppe des semitischen Stammes darstellen. Nach Norden breiten sich die Gallas bis nach Abyssinien hinein aus, nach Westen bis zu den Ländern auf der Ostseite des weißen Nils, im Süden bis zu den Suaheli. — Die Abyssinier und die übrigen Völker der Gheezsprache faßt man unter dem Namen Aethiopen zusammen; sie bilden die Vermittlung zwischen der kaukasischen und der Negerrasse. Die Nuba oder Nubier hingegen gehören schon zu dieser letzteren; sie sind wahrscheinlich von Süden her, namentlich aus Kordofan den Nil abwärts in ihre jetzigen Gebiete gezogen, waren früher negerähnlicher als jetzt, wo sie durch Vermischung mit Arabern in physischer Hinsicht gewonnen und

auch einen Theil ihrer Rohheit abgelegt haben. Der Name Nubier soll von dem altägyptischen nub oder nob, Gold, stammen, Sennaar und Kordofan hießen bei den alten Aegyptern Nubaländer.

Ungewisser als bei den bisherigen Völkern ist die semitische Verwandtschaft bei den Amazirghen, wie sie sich selbst nennen, was Freie, Edle bedeutet, während die Araber sie Berbern heißen, den Bewohnern Nordafrikas mit Ausschluß Aegyptens von der Küste des Mittelmeeres bis zum Südrand der Sahara und bis zum atlantischen Ocean. Sie sprechen die sogenannte atlantische Sprache, welche die Grammatik der semitischen Sprachen, aber ein eigenthümliches Vocabular hat und haben sich zum Theil mit Negern vermischt, wie die Waderag und Wergela, theils mit den alten Römern, mit Arabern der neueren Zeit; manche Stämme, wie die Kabylen des Aureßgebirges, welche weiße Haut, blaue Augen, blonde Haare haben, sind germanischer Abstammung; man will sie von den Vandalen ableiten. Berberische Stämme haben über den atlantischen Ocean auf die kanarischen Inseln übergesetzt und waren vor der Ankunft der Spanier, von denen sie im 15. Jahrhundert ausgerottet wurden, deren Bewohner. Es sind diese die unglücklichen Guanchen, welche in Grotten lebten (der Berg von Urea ist von solchen ganz erfüllt) und ihre Todten mumisirten. Sie hatten die Grube des Olecranums durchbohrt.

Während der semitische Zweig eine mehr südwestliche Richtung verfolgte, nahmen andere Zweige der arischen Rasse eine westliche oder nordwestliche. Von allen Völkern derselben scheinen die Iberier am frühesten in Europa eingewandert zu sein; aber auch sie wie die später folgenden Kelten, Germanen, Slaven trafen bereits auf eine tiefer stehende Urbevölkerung, zum Theil von unbekannter, im hohen Norden vielleicht von mongolischer Abstammung. Die Basken sind ein Ueberrest der alten Iberier; ihre Sprache gehört dem uralischen oder finnischen Stamm an. Gfrörer*) läßt die Iberier und Ligurer mit Tubal und Mesech der japhetischen Geschichtstafel zusammenfallen. —

*) Urgeschichte des Menschengeschlechtes, I, 71.

Sehr alte Bewohner Europas sind ferner die Etrusker und Tyrrhener; erstere, wahrscheinlich vor dem trojanischen Kriege nach Europa gekommen, waren nach Livius schon mehr als 1200 Jahre vor Chr. zu großer Macht gelangt, auch zur See bis in die westlichen Meere gedrungen und ihr Einfluß auf die europäische Cultur in jener frühen Zeit war von großer Wichtigkeit. — Nach den Iberern und Etruskern kam in mehrfach wiederholten Zügen ein gewaltiges Volk nach Europa, welches bald mit dem Namen Kelten belegt wird, bald Gallen, Galater, Gallier heißt und sich über Spanien, Frankreich, die britischen Inseln, einen Theil des südlichen Schwedens und nördlichen Deutschlands, ferner über Oberitalien und einen Theil der Schweiz ausgebreitet hat und aus dessen Vermischung mit den früheren Bewohnern der pyrenäischen Halbinsel, den sehr wenig bekannten Iberern die Keltiberier entstanden sind. Man hat die Wanderschaaren der Kelten in ältere und jüngere unterschieden und die ersteren Gaels, die zweiten Kymren genannt; Manche wollten die Kelten von dem räthselhaften Troja und seinem Gebiet ableiten*). In Frankreich waren nach dem Historiker Thierry die Gaels oder Gallier, wie er sie nennt, die zahlreichern und früher Eingewanderten und bewohnten das östliche Gallien, das eigentliche Gallien Cäsars, die später gekommenen Kymren, die Belgier Cäsars, lebten im nördlichen Gallien, Belgien und Armorica Cäsars. 1845 fand man zu Meudon bei Paris nach Edwards**) ein keltisches Bauwerk mit zahlreichen Knochen; die Gallischen lagen tiefer und waren zahlreicher und schiefergrau, die Kopfknochen oft besonders dick; die Kymrischen waren strohgelblich und lagen oberflächlicher***).

Das große Volk der Kelten ist im Norden Europas bis

*) Nach Williams (Transact. of the roy. Soc. Edinb. v. 13, 1836) war die ursprüngliche Bevölkerung Mittel- und Norditaliens die Kumrische oder Kimbrische, verwandt mit den Kumren Englands; aus Kumren soll ein nicht kleiner Theil der ersten Bevölkerung des alten Roms bestanden haben. Kelten und Latiner, Veneter, Sabiner sollen alle von Troja sein.

**) Des Caractères physiol. d. races humaines.

***) v. Baer hält nach den Knochenresten die Kimmerier Herodots mit den Kimri und vielleicht mit den Cimbern für identisch.

auf wenige Ueberbleibsel in der Bretagne und Wales untergegangen und anderwärts in andern Völkern verschwunden, während die nach ihm gekommenen germanischen Völker, an Zahl und Kraft die mächtigsten Einwanderer aus Asien, das römische Weltreich gestürzt, im Mittelalter die Herrschaft in Europa behauptet und sich bis auf diese Tage theils unvermischt erhalten, theils mit Slaven, Romanen und Kelten Mischvölker gebildet haben, unter welchen die zwei mächtigen Nationen der Engländer und Franzosen sind. (Nach Pictet wäre Baktriana die Heimath der Indogermanen gewesen; der eine Zweig derselben habe sich mehr nach den Oxusquellen, der zweite nach dem Kaspimeere ausgedehnt, so daß sich schon sehr früh zwei Gruppen sonderten, von deren östlicher die indischen und persischen Arier, von der andern die meisten jetzigen Europäer stammen*). Einige behaupten, die Hauptvölker von Iran, Enriene seien Baktrier, Meder, Perser gewesen, über deren frühesten Zeit, namentlich des geistig bedeutendsten, der Baktrier ein undurchdringliches Dunkel ruht. In Baktrien war es, wo, wie bemerkt wurde, unter dem Herrscher Gustasp Zoroaster auftrat, welcher die alte verdorbene Lichtreligion der Verehrer des Ormuzd reformirte. Noch vor dem medischen und vielleicht selbst vor dem ersten assyrischen scheint in Baktrien ein selbstständiges Reich bestanden zu haben, denn der Zendavesta spricht nicht von Medern, Persern, Assyrern; später kamen Baktrier, Meder und Perser in Abhängigkeit von den Assyrern, aber man kennt weder die Zeit noch die Umstände hiebei. Auf den altpersischen Keilinschriften heißen die Meder Mada, bei den Semiten Madai; nach Herodot hießen sie in frühester Zeit Arier, welcher Name aber auch das älteste Zendvolk und die Inder umfaßt**). — Die östlichen Stämme der nachmals Germanen genannten

*) Les origines indo-européennes ou les Aryas primitifs. Bern 1859.

**) In der jüdischen Tradition (s. Knobel, Völkertafel) werden die Gomer für Cimmerier, die Madai für Meder, Javan für Jonier und Griechen, Tiros für Thrazier, Elisah für Aeolier, Askenas für Askanier, Asen (Deutsche), Thogarnia für Armenier, Gog und Magog für Skythen, Kittim für Karier, Riphat für die Riphäer (Kelten), Dodanim für Dardanier oder Illyrier erklärt.

Völker, welche sich bis nach dem Kaspimeere ausdehnten, wanderten zuerst durch das große Völkerthor zwischen dem Altai und Ural in Europa ein und drängten die tschudische (finnische?) Urbevölkerung nach Norden hinauf und ihnen folgten andere. Auch die Skythen und Geten scheinen nach sprachlicher, religiöser und sittlicher Beziehung für Germanen angesehen werden zu müssen; die Skythen wohl nicht für unvermischte, von den Geten will man die Gothen ableiten*). Nach Gfrörer**) soll der Name „Skythen" Schützen, Bogenschützen bedeuten und mit dem indogermanischen Wort skiutan, schießen, zusammenhängen. Herodot berichtet, daß nach großen vorausgegangenen Kriegen skythische Stämme aus Asien hereinbrechend sich in Südrußland und bis zur Donau niederließen. Die germanischen Völker breiteten sich fast über ganz Europa bis in die iberische und italienische Halbinsel, über England, Schottland und Skandinavien aus und zogen, das weströmische Reich über den Haufen werfend und das Mittelmeer übersetzend, nach Nordafrika, wo sie, unter ihrer Natur widersprechende Lebensbedingungen gestellt, das nicht lange bestandene, ruhmlos untergegangene Vandalenreich gründeten. Von den in die Gebiete der zum Theil noch vor ihnen nach Europa gekommenen Pelasger, Hellenen, Italer eingedrungenen Germanen haben sich seit uralter Zeit in Mitte jener romanischen Völker noch Ueberbleibsel erhalten; die sieben Gemeinden im Vicentinischen und die am Monte Rosa im Lesa-, Sesia- und Anzascathale sind Reste altgermanischer Bevölkerung und Sprache. — Stammbrüder der Germannen sind die Normannen, welche mit erstern den hohen, schlanken Wuchs, die blauen Augen und röthlich blonden Haare gemein hatten und auch in der Sinnesart, die Wander- und Kriegslust ausgenommen, nicht bedeutend abwichen. Obschon die Normannen, nämlich Dänen, Norweger und Schweden, in ihrem ganzen Wesen viel Germanisches hatten: poetische Begabung, Freiheitssinn, Trotz auf die Waffen, so war ihnen doch mehr Abentheuer-

---

*) Vergl. Bergmann, Les Gétes. Strassb. 1860, wo zugleich die älteste Religion der Germanen geschichtlich dargestellt wird.

**) Urgeschichte I, 49.

lust und Gewaltthätigkeit als jenen eigen und mehr Neigung zu Raubzügen, hauptsächlich zur See.

Im Gefolge der germanischen Völkerbewegung, aber viel weniger gewaltthätig ging die slavische. Die altslavischen Völker hatten nicht den kriegerischen Sinn, das trotzige Freiheitsgefühl und die Abentheuerlust der germanischen, — im Gegentheil Schmiegsamkeit, Neigung zu Feldbau und friedlichem Gewerbe, manche auch zu Handel und Schifffahrt; die meisten liebten wie die heutigen Gesang und Tanz. Germanische und slavische Völker trafen an vielen Punkten zusammen, keilten sich in einander ein; fast überall unterlagen die Slaven den Germanen und wurden an der Oder und Weichsel schon früh von ihnen abhängig, woraus sich der erbliche Haß der Slaven gegen die Germanen erklärt, wie er namentlich in Polen und Böhmen noch jetzt beobachtet wird. — Nur mit einem Worte, weil die nächstfolgenden Wanderungen meist schon späteren Zeiten angehören, soll unter den Einwanderern aus Asien der Hunnen gedacht werden, welche nach Einigen in ihrem Gefolge die Magyaren, ein tschudisches Volk, hatten, das in Ungarn zurückblieb, während jene wiederholt Mitteleuropa bis nach Gallien überschwemmten und endlich aufgerieben wurden. (Andere sehen die Hunnen für ein tschudisches Volk an und lassen aus ihm die Magyaren durch Mischung mit andern Völkern und Veredlung entstehen.) Ferner der Mongolen und Tataren, welche öftere furchtbare Einbrüche in das östliche bis zum mittleren Europa machten und der Saracenen, denen es, über Nordafrika kommend, gelang, sich für einige Jahrhunderte in Spanien festzusetzen und endlich der Türken, welche das oströmische Reich stürzten und dessen Gebiet in Besitz nahmen.

Am längsten blieben in Mittelasien von dem arisch-oceanischen Stamm nach Ablösung aller genannten Zweige noch die Arier im engeren Sinn beisammen, Inder, Perser, Meder, Baktrier*). Zwischen den Indern und den anderen scheint nun

*) Arja, die Ehrenwerthen, nannten sich nämlich die Sanskritinder, ihr Land Arjavarta; alle andern Völker hießen Mlekhas, sowie auch die Sprachen in Arja- und Mlekhasprachen unterschieden werden. Das Wort

im zweiten Jahrtausend v. Chr. wahrscheinlich in Folge verschiedener religiöser Anschauungen eine Spaltung eingetreten zu sein, welche die Inder veranlaßte, ihre bisherigen Wohnsitze zu verlassen und südwärts zu ziehen. Der gewöhnliche Weg von Westen und Nordwesten her nach Indien geht über die Pässe des Hindukusch (Paropamisus); über sie zogen die Arier herab, über sie kamen Alexander und die mohamedanischen Eroberer. Die eingewanderten Arier ließen sich zuerst im Fünfströmeland nieder, zuerst nur als Hirten, bald als Ackerbauer. 1500 v. Chr. scheinen sie noch am Kabul gewohnt zu haben, von da beginnt ihre Einwanderung in Indien, wo sie, allmälig gegen das gangetische Niederland vordringend, auf eine schwarze autochthonische Urbevölkerung stießen, welche sie bekriegten und theils vernichteten, theils unterjochten. Das Andenken an diese mehrhundertjährigen Kämpfe ist in den epischen Gedichten Ramajana und Mahabharata aufbewahrt, wo die Gegensätze Pandu und Krischna „weiß" und „schwarz" bedeuten. Von dieser schwarzen Urbevölkerung, von welcher außer Herodot auch Ktesias, Eratosthenes, Arrian und Plinius sprechen, scheinen sich noch bis auf den heutigen Tag unvermischte Reste in Vorderindien in den Rawats und Doms, in Hinterindien in den Samang und Bila erhalten zu haben.

Von der turanischen Rasse hatten sich die Chinesen allmälig bis zur Meeresküste ausgebreitet, während andere Turanier nordwärts, zum Theil der Küste des großen Oceans entlang

---

Barbara wird oft statt Mlekha angewendet, manchmal aber speziell für die schwarzen Menschen; von ihm stammt das griechische βαρβαρος. — Die Urheimath der Arier muß ein ziemlich kaltes Bergland gewesen sein; denn Zoroaster (Zapetman) läßt Ormuzd im ersten Capitel des Theiles von Zendavesta, welcher — wie bei den Indern der Auszug aus den Vêdas — den Namen Vêdanta trägt, zu ihm (Zoroaster) sprechen: „Ich habe den Menschen ein herrliches und fruchtbares Land gegeben .... in diesem Lande dauert in gewissen Gegenden der Winter 10 Monate, in andern nur 5 Monate des Jahres; in diesen währt der Sommer 7 Monate. Der Winter ist streng, das Wasser friert, aber das ist ein Segen. Denn nach der Kälte wächst Alles herrlich. Dieses Land liegt im Osten (von Persien), wo die Sterne jeden Abend aufgehen." Der Anführer des ausgewanderten (Hirten-)Volkes wird Djemschid genannt.

zogen, bis zur Behringsstraße, welche Asien von Amerika trennt, manche Völker derselben Rasse, die gleich den Chinesen einsylbige Sprachen haben, sich nach Tübet und Hinterindien wandten. Es scheint keine Nöthigung vorhanden zu sein, für Amerika ein besonderes Entstehungscentrum der Menschheit anzunehmen, indem seine Bevölkerung wohl aus Asien kommen konnte, obschon die physischen Charaktere diese Abstammung nicht immer erkennen lassen. Und zwar waren zwei Hauptvölkergruppen hiebei betheiligt gewesen, nämlich die Turanier des nordöstlichen Asiens und in geringerem Grade polynesische Malayen. (Die Malayen sehe ich als eine Abtheilung der arisch-oceanischen Rasse an, welche sich über einen Theil Südasiens und seiner Inseln, sowie über die Inselwelt des großen Oceans verbreitet und Mischungen mit Turaniern und Australschwarzen eingegangen hat.) Bewohner Nordostasiens haben sich zu verschiedenen Zeiten über Nordamerika verbreitet; die Tschuktschen bewohnen jetzt noch gewisse Striche des nördlichsten Asiens und Amerikas. Dobell (Travels in Kamtschatka and Siberia, 1830, II, 112) fand nordamerikanische Stämme solchen in der Umgegend von Tomsk so ähnlich, daß er auf gleichen Ursprung schloß*). Daß die Amerikaner die Cerealien Asiens und die Zähmung des Rindes und Schafes nicht kannten (wovon sie auch in Amerika eine Art wild hatten), kann vielleicht daraus erklärt werden, daß die nach dem nordöstlichen Asien gedrängten Stämme allmälig zu Jäger- und Fischervölkern geworden waren, von welchen dann über die Aleuten Amerika bevölkert wurde. Der physische Typus vieler Amerikaner gleicht sehr dem mongolischen, in Bauwerken und Institutionen sind auch Analogieen da, aber die Sprachen weichen ganz ab**). Einen kleineren Theil seiner Bevölkerung

*) Gobineau läßt in Widerspruch gegen alle andern Autoritäten die Amerikaner und Mongolen, welche er als gelbe Rasse bezeichnet, in Amerika entstanden sein, von wo sie sich über den höchsten Norden nach Asien und Nordeuropa verbreitet haben sollen.

**) Um Durango in Mexiko will man über eine Million Mumien gefunden haben. Im Ausland 1840 Nr. 239 wird die Meinung ausgesprochen, „daß die Vorfahren Montezumas vom Nil herstammen und daß ihre Civilisation durch Horden asiatischer Tataren vernichtet wurde, die von Norden

kann Amerika über die Südsee erhalten haben und Fitzroy bemerkt, daß zwischen Neuseeland und Chiloe Westwinde vorherrschen, so daß kleine Schiffe diesen Theil des Oceans in fünf Wochen durchschnitten haben. Junken sind von Japan nach Californien in wenig mehr als einem Monat gelangt; manche scheiterten an den Sandwichinseln oder erreichten Südamerika. In den letzten drei Jahrhunderten sah man große Doppel-Piroguen mit Polynesiern Hunderte von Meilen im stillen Ocean verschlagen, ohne Kenntniß ihrer Position. Fitzroy meint ferner, Schiffe von Westindien oder den canarischen Inseln ausgelaufen, konnten leicht durch den Wind nach Südamerika getrieben werden und es sei merkwürdig, daß die großen, den Guanchen ähnlichen Ost-Patagonen die Gewohnheit haben, ihre Todten auf die Ostseite von Hügeln zu tragen, woher, wie sie sagen, ihre Väter gekommen seien. Die ganz verschiedenen Westpatagonen hingegen leiten ihre Abkunft von westlich über den Ocean gekommenen Vorfahren ab und tragen ihre Todten in Canoes an die See, damit sie zu den Geistern der Väter gehen. Der gute Fitzroy will freilich auch in Südamerika nicht nur malayische, sondern auch hebräische Worte gefunden haben*). „Winland" hieß die nordamerikanische Küste zwischen Boston und Newyork, welche der nordische Seefahrer Leif im Jahre 1000 n. Chr. entdeckte und wegen der vielen wilden Weinreben so nannte. Die Schifffahrt bestand dahin und nach Grönland bis zum Jahre 1347 und es scheint, daß sich bei einigen In-

---

herabkamen." Die Muscheln an den Halsbändern der Mumien seien Seemuscheln von den Ufern der Südsee, „wo wahrscheinlich die Urväter der nachherigen Mexikaner landeten." So sollten auch nach Andern die Pyramiden Mexikos auf ägyptischen Ursprung deuten. Auf Analogieen solcher Art ist nicht unter allen Umständen etwas zu geben; ganz verschiedene Völker können unabhängig von einander auf ähnliche Kunst- oder politische oder religiöse Schöpfungen gekommen sein.

*) Bastian III, 376 schreibt: „Die Wabi kamen in Segelschiffen längs den Küsten des Pacific von Peru nach Tehuantepek, wo sie erobernd vordrangen, bis sie von dem Könige von Zapoteeapan besiegt wurden. Zwei Canoes von Ancasso kamen 1696 nach den Philippinen, zwei andere 1720 nach den Marianen. Cook fand verschlagene Tahiter in Wateo. Ein Canoe kam 1820 von Rurutu nach Maurua, 1824 von Rajatea nach Alui."

dianerstämmen noch aus jener Zeit Spuren germanischen Blutes erhalten haben.

In Amerika selbst haben große Wanderungen stattgefunden und die ältesten uns bekannten vom sechsten bis zwölften Jahrhundert nach Chr. sind von Norden nach Süden gegangen. Vor dem Aztekenreich, das die Spanier stürzten, haben nördlicher von diesem seit unbekannter Vorzeit zahlreiche Völker existirt, von welchen die Geschichte und Ueberlieferung fast nichts berichten und von deren Dasein wir hauptsächlich nur durch oft riesenhafte Bauwerke wissen. A. v. Humboldt*) meint, namentlich die Horden zwischen Neumexiko und dem Rio Gila zögen die Aufmerksamkeit auf sich, weil sie auf der Straße jener großen Völkerzüge der Tolteken, Cichimeken, Nahuallaken zerstreut seien, von welchen etwas civilisirten Völkern Bauwerke und Reste des Kunstfleißes übrig geblieben seien. Humboldt hat die aus alten Traditionen und historischen Malereien ermittelten Stationen Huethueltlapallan, Aztlan und Quivira in seinem mexikanischen Atlas bezeichnet, wo die Azteken am Rio Gila und an mehreren südsüdöstlichen Punkten längere Zeit verweilt haben. Die 1846 vom Ingenieur-Lieutenant Albert und später von Möllhausen gesehenen vielstöckigen Familienhäuser, Casas grandes, zu denen man auf Leitern stieg, die man Nachts einzog, haben noch jetzt in den Bauten einzelner Stämme ihre Analogie. Die zum Theil riesigen Skulpturen und zahlreichen religiösen und historischen Malereien der Pyramiden bauenden, die Jahrescyklen kennenden Tolteken stellen meist menschliche Gestalten dar, die im Stirnbau und den außerordentlich großen Habichtsnasen von den jetzigen Bewohnern Mexikos und Centralamerikas ganz abweichen, weßhalb schon Catlin die Frage aufwarf, ob nicht noch unter den nördlichen Stämmen sich solche Gesichtsbildungen finden ließen und ob nicht bei dieser amerikanischen Völkerwanderung, wie bei der asiatischen ostwestlichen, die durch den Anfall der Hiongnu auf die blonden Yueti und Usün veranlaßt war, wie dort im Kau-

*) Im Vorwort zu Möllhausen's Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee. Leipzig 1857.

kasus, so hier nördlich vom Gila einzelne Stämme zurückgeblieben seien? v. Humboldt glaubt bei dem bedauernswerthen Mangel an Materialien dürfe doch die Forschung nicht ermüden und verweist auf Catlin's auf dem Berliner Museum aufbewahrte Oelbilder und Möllhausen's Zeichnungen als erfreuliche Ergebnisse derselben, sowie auf Buschmann's Untersuchungen über die alte Aztekensprache, nahuatl, deren Spuren man auf der Westseite Nordamerikas verfolgen kann. — Manche der aus Asien und von den Inseln des stillen Oceans gekommenen Völker mochten über die Landenge ziehen, welche die beiden Hälften des amerikanischen Continents verbindet und so einen Theil der Bevölkerung Südamerikas bilden; will man ja die Civilisation der südamerikanischen Culturvölker, so verschieden sie von der der Tolteken und Azteken ist, von Nordamerika ableiten.

Die afrikanisch-australische Rasse, in der großen Mehrzahl ihrer Völker durch schwarze Farbe ausgezeichnet, nimmt Afrika von der Sahara südwärts und einen Theil der Länder und Inseln Südasiens und Australiens ein. Sind diese Völker von einem gemeinsamen Ursprung oder haben Südasien und Australien ihre schwarze Bevölkerung aus Afrika oder umgekehrt dieses sie aus Australien und Südasien erhalten? So wenig auch die afrikanischen Neger Seefahrer sind, so haben doch die Küstenstämme kleinere Fahrzeuge und diese konnten oft von der ostafrikanischen Küste und von Madagaskar ausfahrend, vom Lagulhasstrom ergriffen und durch ihn nach Indien und Australien geführt werden, wie Admiral Fitzroy meint, welcher die Westaustralier einigen schwarzen Stämmen Südostafrikas sehr ähnlich findet. Und sind, könnte man beifügen, die Malayen nach Madagaskar gelangt, so konnten auch asiatische Schwarze nord- oder südwärts vom Lagulhasstrom nach Afrika gelangen. Wahrscheinlicher aber hat weder Afrika seine schwarze Bevölkerung zur See aus Asien oder Australien erhalten, noch diese die ihrige aus Afrika*), — sondern beide haben sie aus den süd-

*) Bory bemerkte schon, wären Afrikaner nach Neuholland gewandert, so müßte man sie auf den Mascarenen, Sechellen, Isle de France finden.

lichsten Theilen der gemeinschaftlichen Entstehungszone des Menschengeschlechtes empfangen, Afrika die seine aus den westlicheren Gegenden derselben zu Land längs den Küsten des südwestlichen Asiens, Australien und die südasiatische Inselwelt zur See aus dem mehr östlichen Südasien. — Jedenfalls muß die Einwanderung in Afrika in einer sehr frühen Periode geschehen sein; schon zur Zeit der Karthager verbrannten die Negervölker von Ostafrika (nördlich vom Aequator) das getrocknete Gras und Gebüsch behufs der Bestellung ihrer Pflanzungen nächtlicher Weile und machten mit Trommeln und Geschrei großen Lärm. Jene Völker scheinen auch schon damals die physischen Charaktere und die meisten Gebräuche und Gewohnheiten der Gegenwart gehabt zu haben. Die merkwürdigen Fulbe sind ein Volk sui generis, aber mit Negern gemischt, durch deren fast sämmtliche Länder sie verbreitet sind. Die Araber kennen sie als Fullan, in Haussa heißen sie Fellani, in Bornu Felláta, in den Mandingoländern Fulahs. Ihre Hautfarbe ist gelb, braun oder röthlich. Die südafrikanische Völkergruppe weicht bekanntlich sowohl in physischer Beziehung als im Sprachsystem von den Negern sehr ab; auch gibt es unter ihnen Hirtenvölker, die bei den Negern fehlen. Es ist schon früher bemerkt worden, daß die Verschiedenheit der Neger, Fulbe und Südafrikaner theils in der Verschiedenheit der einwandernden Stämme, in der Lebensweise, der ethischen Beschaffenheit und den historischen Schicksalen beruhen möge, theils in der mächtigen Einwirkung klimatischer Verhältnisse in einer jugendlichen Periode größerer Biegsamkeit der menschlichen Natur, woraus sich erklären würde, daß nur in einer gewissen Breitenzone Afrikas die eingewanderten Stämme zu Negern werden konnten, die übrigens unter sich wieder sehr verschieden sind.

Es mögen am Schlusse dieses Vortrages einige Angaben über Bauwerke zum Theil unbekannter asiatischer und amerikanischer Nationen folgen. In Centralasien hat man in neuester Zeit uralte, ungekannten Völkern angehörige Befesti-

gungen, Begräbnißplätze von meilenweiter Ausdehnung, von einem Graben umgeben, mit Gräbern von verschiedener Art bis 120 Fuß im Durchmesser und 37 Fuß Höhe, künstliche Erdhügel, aufgerichtete kolossale Steine, eine Steinschrift an einem Felsen im See Ikeugua entdeckt. Atkinson fand um Kopal im südlichen Sibirien im Kirgisenlande Spuren alter Kanäle, Trümmerhaufen untergegangener Ortschaften. Man sieht riesige von Steinblöcken aufgeführte Wälle, die Opferstätten umschlossen und zur Vertheidigung dienten, ferner in der Steppe künstliche Hügel und Steinkreise; die Hügel kommen auch in der pontischen Steppe und Ukräne vor, wo sie Mohillen oder Kurgans heißen. Sie dienten als Wegweiser für die auf Eroberung ausziehenden Horden, da, wie man einen solchen Hügel verließ, der folgende in den Sehkreis trat. Auch die heutigen Steppenvölker bauen obschon kleinere nur bis 10′ hohe Mohillen, die zu Süßwasserseen, Flüssen, Quellen führen. Zugleich dienten die Mohillen auch als Grabhügel, und man findet ältere und neuere Gräber unter ihnen. Die Steinkreise stehen entweder isolirt oder häufiger umgeben sie die Mohillen; der merkwürdigste Steinkreis, an Stonehenge und Carnac erinnernd, findet sich im Gebirge südlich von Kopal, am Flusse Kora, wo man im Hintergrund die Gletscher des Alataus sieht. Der bedeutendste der fünf noch aufrecht stehenden Steine ist 76′ hoch, 19′ dick, 24′ breit. Ein noch größerer umgestürzter trägt ein kleines Wäldchen; man findet hier auch einen kuppelförmigen Bau von 42′ Durchmesser und 27′ Höhe, umgeben von einem Steinkreis. Man begreift nicht, wie diese unbekannten Völker im Stande waren, so ungeheure Steine aufzurichten.

Die Denkmäler der amerikanischen Vorzeit findet man entweder östlich von den Alleghanies oder in den Thälern des Mississippi und seiner Nebenflüsse, im ganzen Raume von Maine bis Florida und hier sind entweder einfache Erdhügel oder Erdschanzen. Die Erdhügel sind Begräbnißstätten von 50—70′ im Durchmesser und selten höher als 5′; sie enthalten Skelete, Steinäxte, irdene Geschirre. Einer hatte im Innern einen Steinkreis von 10′ Durchmesser, der zahlreiche mensch-

liche Gebeine barg und die Spuren von Feuer zeigte. Auch in der Zeit nach dem Eindringen der Europäer warfen noch viele Indianer solche Erdhügel auf und bargen die Gebeine der Ihrigen darin. Die Erdschanzen stehen meist auf Uferhöhen oder schroff abfallenden Vorgebirgen und haben oft einen vorliegenden Graben; stets sind sie in fruchtbarer, an Wild und Fischen reicher Gegend angelegt, mit Wasser in der Nähe, mit einem Eingange, der durch besondere Werke vertheidigt wird, mit Pallisaden auf der Höhe. Nur ein Steinwerk hat man bis jetzt aufgefunden; es liegt am Winnipegseeflusse und wurde von den Penacooks erbaut; seine aus Lehm und Schutt gebauten Wälle sind mit regelmäßig gelegten Steinen bekleidet. Außer andern Gegenständen fand man in ihm zahlreiche Tabakspfeifen aus Stein oder Thon. Die indianischen Forts nehmen 1—16 Acres ein. — Viel bedeutender als diese Werke östlich von den Alleghanies sind die im Mississippithal, welche in den südlichen Staaten den Uebergang zu den Bauten der Azteken und Tolteken machen und in ungeheurer Menge, zu vielen Tausenden vorkommen. Es sind Befestigungen, Einfriedigungen für religiöse Zwecke, Grabhügel, Pyramiden, den Teocallis vergleichbar und ganz eigenthümliche Erdreliefs. Die Befestigungen im Mississippigebiet sind riesig im Verhältniß zu denen der atlantischen Staaten; man fand in Illinois Grabhügel von 2000′ im Umkreis und 90′ hoch; die Bauten zu religiösen Zwecken sind gleichsam offene Tempel mit erhöhten Stellen zu Opferaltären; den Erdreliefs in Wisconsin gab man die Form von Menschen und Thieren. Man findet in vielen Werken kleinere Kunstgegenstände aus Steinen und Metallen, die zum Theil aus weiter Ferne stammen *).

*) Anfangs 1860 wurde in den nordamerikanischen Zeitungen von einer ganz in Trümmern liegenden Stadt, am Flusse Pecos, 20 geogr. Meilen über dem Fort Staunton berichtet. Sie war im Viereck gebaut und hatte mächtige Granitmauern mit Schießscharten. Drei Gebäude, jedes von 300′ Länge, mit 35′ hohen Mauern hält man für Tempel und spricht auch von steinernen Basreliefs und Frescogemälden. — Aber diese ganze Nachricht wird zweifelhaft, wenn man die Sucht der amerikanischen Blätter bedenkt, zu übertreiben oder selbst zu erfinden. Schwerlich gab es jemals Culturvölker im hohen Norden Amerikas.

Die Alterthümer in den vereinigten Staaten sind also nur Befestigungswerke (Mauern und Wällen) und konische Grabhügel aus Erde und Kalkstein ohne Inschriften. Viel mannigfaltiger und bedeutender sind die aus Riesenmauern von gewaltigen Felsblöcken, aus Palästen, Tempeln und ornamentirten Götzenbildern bestehenden, durch Morton, Brandfort, Gailhaband, Stephens, Nebel u. A. untersuchten Denkmäler von Mexiko, Palenque, Yucatan, den Inseln des Titicacasees, Bolivia, Quito, welche manche Aehnlichkeit mit denen von Indien und Aegypten haben. Die in Mexiko zeichnen sich durch vorzügliche Skulptur, seltsame Malerei mit ungemein lebhaften Farben aus; am besten erhalten sind die von Guatemala (wie jene in Mexiko), vermuthlich 600—800 Jahre alt, bestehend aus Tempeln, pyramidalen Statuen und Götzenbildern, die vorzüglich wie jene der Hindus roth und gelb bemalt sind, was Manche bewogen hat, eine Verbindung dieser Völker mit Indien anzunehmen, von wo sie einen Theil des Baustyls, Cultus, der Sitten und Gebräuche angenommen hätten. Eine wohl nicht berechtigte Meinung. Die 100—120′ hohen Tempel, aus Quadern und Backsteinen erbaut, glockenförmig oder terrassirte Pyramiden darstellend, haben entweder ein scheitelförmiges Dach, zu oberst mit einer Art Halle oder Kapelle, zu der man auf Außentreppen gelangte, wo geopfert und Feuer angezündet wurde, oder sie sind ohne Dach, mit auf Säulen ruhenden Ueberbauten. Auch die Nischen, Grabstätten, die malerische Ornamentik der Götzenbilder sollen an Indien erinnern und die letztern mit ihren Hieroglyphen ähnlichen Figuren auch an Aegypten. Nach Prescott beschäftigte der Bau des Palastes der Incas in Peru 20,000 Menschen 50 Jahre lang; in Mexiko arbeiteten 200,000 Menschen am kaiserlichen Palaste. — Es ist noch nicht ausgemacht, zu welchem Volksstamme die alten civilisirten Bewohner von Centralamerika gehörten; Prichard rechnet sie zum mayanischen Stamm. Die goldenen Figuren und Götzenbilder in den Gräbern von Cundinamarca und Veragua, welche von dem mächtigen Culturvolke der Chibchas stammen, welche bei der Entdeckung Amerikas einen ähnlichen Staat bildeten, wie die Azteken, Quichuas, Incas, bestehen

nach Wöhler's und Uriconchea's Analyse aus einer Legirung von 57,75 Gold mit 4,78 Silber und 37,45 Kupfer. Die Bewohner von Veragua hatten Gold in der Nähe, die von Cundinamarca weder Gold noch Kupfer; es mußte also ein ausgedehnter Handelsverkehr bestehen.

In der Wüste Atacama findet sich eine etwa 6′ hohe glatte Trachytwand in einer Länge von wenigstens 100 Schritten über und über mit Figuren bedeckt; sie heißt daher Camino de las pintadas. Die Figuren stellen meist Guanacos von allen Größen, Hunde, Füchse, Schlangen?, Vögel, auch Menschen dar; manche sind Hieroglyphen. Alle sind im Umriß in den Felsen eingegraben. Philippi*) läßt sie aus der alten Incazeit stammen; sie wurden vielleicht zum Andenken an eine der großen Jagden gemacht, welche die Incas von Zeit zu Zeit anstellten, wo man die schädlichen Thiere sämmtlich, von den nützlichen nur eine Anzahl Männchen tödtete und deren Fleisch unter die Einwohner vertheilte. Die übrigen Guanacos wurden geschoren und dann wieder frei gelassen. Rings umher ist Alles wüst und öde. Skulpturen und Ruinen von Häusern und Pircas, auf welche schon Darwin**) aufmerksam machte, finden sich überhaupt sonderbarer Weise in ganz unfruchtbaren und wasserlosen Gegenden. Darwin fand die vollkommensten Ruinen dieser Art bei Tambillos im Uzpallata-Passe, wo noch Thüren stehen, die wie in allen alten peruanischen Gebäuden niedrig, nur 3′ hoch sind. Viele liegen so hoch wie der ewige Schnee und in Gegenden, wo keine Pässe sind. Skulpturen sind auch häufig in der an Atacama gränzenden peruanischen Provinz Tarapaca, in Mergel tief eingeschnitten.

*) Reise durch die Wüste Atacama. Halle 1860, S. 75.

**) In seiner Reise: Journal of Researches p. 356.

Siebenter Vortrag.

Die Bedingungen und die Entwicklung der Civilisation.

Dem Beharren der thierischen Natur gegenüber steht die Beweglichkeit der menschlichen, mit ihrem Fortschreiten auf ungebahnten Pfaden nach einem in unermeßlicher Ferne liegenden Ziel; das ist die Grundbestimmung des Menschen, wofür ihm die Perfektibilität im Gegensatz zur Stabilität des Thieres gegeben ist. Damit aber diese zur Bethätigung komme, sind Impulse nöthig, welche die angeborene Trägheit des Menschen aufheben, ihn zum Gebrauch und zur Uebung seiner Kräfte zwingen, welche bei den Meisten ruhen blieben, rüttelten sie nicht Zwang und Noth, Genuß- und Habsucht, Eitelkeit und Ehrgeiz fortwährend auf, so daß jeder den nächsten, ein Volk das andere vorwärts treibt und sich der Einzelne bei richtiger Anwendung seiner Kräfte zu Bildung und Besitz, ein Volk zu Civilisation und Macht erhebt. Die Civilisation ist kein Baum, der von selbst wächst, sondern erfordert die schwere Arbeit vieler Generationen, wobei Ruhe und Stillstand für längere Zeit nicht vergönnt ist, weil jeder neu gewonnene Standpunkt sogleich wieder neue Aufgaben bringt, die gelöst werden müssen. So lassen sich z. B. die gesteigerten Bedürfnisse des Völkerlebens nicht mehr durch die früheren Verkehrsmittel befriedigen, sondern verlangen Eisenbahnen in immer steigender Zahl und zum Theil von der schwierigsten Art mit Durchbrechung der trennenden Gebirge und Ueberschreitung der Gewässer und Abgründe, welche zu ihrer Herstellung neue Erfindungen der Mechanik und Technik erfordern und außerordentliche Geldmittel, deren Beischaffung die Kraft ganzer Generationen in Anspruch nimmt. Um die Concurrenz mit andern zu bestehen, muß ein Volk in

Industrie und Wissenschaft fortschreiten und dabei stets waffengerüstet und wehrbereit sein, weil es sonst verweichlicht und leicht die Beute der Nachbarn wird, — was unaufhörliches Sinnen auf Verbesserung des Kriegswesens, unausgesetzte Waffenübung und die bedeutendsten Geldmittel erfordert. Aber wenn Arbeit und Mühe immer fortwähren, so ist doch nicht Alles nur Mühsal, sondern die Arbeit hat auch die Freude des Erfolges bei sich und es begleitet sie ein gewisser Segen. Die Civilisation wie die Freiheit wollen errungen, nicht geschenkt sein; Raja Brooke versicherte, die Bewohner von Sarawak seien durch die Befreiung von dem bisherigen Druck, die Sicherheit von Leben und Eigenthum und verminderte Abgaben träge geworden. Durch Erleichterungen allein werden die Menschen noch nicht zur Arbeit gespornt, sondern durch Bedürfnisse, welche in ihnen erregt werden und die sie nur durch Arbeit befriedigen können. Seligkeit ist dieses nicht, sondern ein Zustand, wie er für die Erde paßt; Zwang zur Arbeit und Genuß von deren Frucht sind durch Fügung einer höheren Macht Mittel zur Erziehung der Menschheit.

Um sich erhalten zu können, sind die Menschen gezwungen, die Natur aufs Beste zu benützen, was durch Vereinigung ihrer Kräfte gelingt, und der Bestand der Menschheit ist nur dadurch möglich, daß der Mensch ein geselliges Wesen ist, wie er auch nur als ein solches zu verstehen ist, was bereits von den sogenannten staatenbildenden Thieren gilt. Manche halten alle Völker für gleich culturfähig; will ja Buckle*) gleich Mill**) die Rassenunterschiede, überhaupt ursprüngliche Unterschiede

*) Geschichte der Civilisation in England, I, 35.

**) Principles of Political Economy I, 390. — Buckle bezeichnet als die vier mächtigsten Einflüsse der Natur auf das Menschengeschlecht Klima, Nahrung, Boden und die „Naturerscheinung im Ganzen“, für welchen letzteren Ausdruck ich lieber „Physiognomie der Umgebung“ setzen würde. Die letzte übt unter allen den mächtigsten Einfluß und erzeugt nach dem Vf. die verschiedenen Nationalcharaktere (was in dieser Ausschließlichkeit sicher unrichtig ist) und die unzähligen Formen des „Aberglaubens“, worunter, beiläufig gesagt, derselbe auch die meisten religiösen Ueberzeugungen begreift. Klima, Nahrung und Boden hätten hingegen vorzüglich auf die gesellschaftlichen Einrichtungen gewirkt.

der Menschen als eine unbewiesene Hypothese „gewöhnlicher Schriftsteller“ ansehen und die Verschiedenheit der Civilisation bloß als Produkt der Naturwirkung. Die bestimmte Beschaffenheit der Cultur eines Volkes kommt aber nur unter der gleichzeitigen Wirkung seiner physischen und geistigen Art, der es umgebenden Natur und seines Verhältnisses zu den Nachbarvölkern zu Stande, welches letztere in fühlbarster Weise hemmend oder fördernd sein kann, denn in der Culturgeschichte hängt Alles mit Allem zusammen. Die Außenwelt erzeugt im Menschen Anschauungen von bestimmter Färbung und verschieden geartete Begriffe, von welchen wieder die Sitten, Religionen, Künste und Wissenschaften eines Volkes ihren Charakter erhalten. Ist die Natur übermächtig, wie in manchen Tropenländern, so bleibt der Mensch unterdrückt; ist die Gewalt der Natur geringer, so wächst das Vertrauen des Menschen in die eigene Kraft, er verwendet die Naturkräfte zu seinem Dienst und schreitet zu immer größeren Werken fort. Die Gewalt der tropischen Natur mit ihren Stürmen, ihren Erdbeben und Fluthen, gewaltigen oder giftigen Thieren erfüllt die Phantasie des Menschen mit abentheuerlichen Bildern, sein Herz mit Furcht und Schrecken und drückt seinen Geist darnieder. Er fängt an, solche Erscheinungen und Gewalten für übernatürlich zu halten, beugt sich vor ihnen, betet sie an. So kommt es, daß Raubthiere und Giftschlangen, statt getödtet, verehrt werden und sich der Thierdienst entwickelt. Im alten Aegypten hütete man sich, Krokodile zu tödten und jetzt auf Sumatra die nicht minder furchtbaren Tiger. Unter solchen Umständen, bei dieser Aufregung des Gemüths und der Phantasie ist es fast unmöglich, daß der Verstand sich entwickle. In Europa und Nordamerika, wo die Naturgewalten einen mehr gemäßigten Charakter zeigen, sehen wir die menschliche Entwicklung am weitesten vorgeschritten. Die Thier- und Pflanzenwelt mußten die Beschaffenheit annehmen, welche den Bedürfnissen des Menschen am besten entspricht, an die Stelle der wilden Pflanzen und Thiere sind die Culturgewächse und Hausthiere getreten, dann hat der Mensch das Terrain verändert, hie und da große Strecken dem Meere abgerungen, Seen und Moore ausgetrocknet,

Flüsse überbrückt, die Länder durch Netzwerke von Straßen verbunden, die über Berge und Abgründe laufen und den schnellen Austausch der Gedanken vermittelt durch Systeme elektrischer Fäden, den Nerven in seinem eigenen Leibe vergleichbar. Durch die unglaublich vermehrten Communicationsmittel, namentlich durch Schiffe und Eisenbahnen können auch die drückendsten Gefahren der Hungersnoth abgewendet werden und durch die verbesserte Lebensweise und Heilkunde wurde die mittlere Lebensdauer verlängert. Alles dies ist Wirkung des praktischen Geistes, und nicht die Länder, in welchen die Natur ihre Gaben mit verschwenderischer Hand ausstreute, sind jetzt noch die reichsten, sondern die, in welchen der menschliche Geist am thätigsten ist. Dieser erweist sich demnach als der Schöpfer seiner Zustände und seines Schicksals*).

Während in Indien die gewaltige Natur mit ihren Riesengebirgen, ihren mächtigen Strömen, ihrer kolossalen Thier- und Pflanzenwelt den Menschen überwältigte, gestattete die freundliche Beschaffenheit des kleinen Griechenlands den freiesten Aufschwung des Menschen, die schönste Entfaltung seiner Anlagen und Kräfte. Und weil die Mythologie jedes Volkes — so weit sie nicht von andern übernommen wird — Produkt seines eigenen Genius ist, so waren auch die Götter Griechenlands menschlich schön, erhöhte veredelte Menschen mit den Kräften und Schwächen des Menschen, mit seiner Art zu fühlen und zu handeln. Die Götter der tropischen Culturvölker hingegen sind entsprechend der grotesken Phantasie und dem von Furcht und Schrecken erfüllten Gemüthe derselben Ungeheuer, meist blutdürstig und desto populärer, je scheußlicher, — ähnlich wie knechtische Völker auch ihren Tyrannen desto ergebener sind, je grausamer und rücksichtsloser dieselben verfahren. Der uralte, schon vorbrahmanische Gott Schiwa der Hindus erscheint von Schlangen umgürtet,

*) Buckle meint, in Europa sei die geistige Einwirkung des Menschen auf die Natur so stark, daß sie selbst die Macht welthistorischer Krankheiten breche, weil ihm vielleicht die wohlbegründete Ueberzeugung vieler denkenden Aerzte unbekannt geblieben ist, daß die Krankheiten selbst eine bestimmte Lebensdauer haben und nach Erreichung ihrer höchsten Energie wieder abnehmen, durch neue verdrängt werden oder in andere sich umbilden.

mit drei Augen, in der Hand einen Menschenschädel haltend, mit einem Halsband von Menschenknochen, in ein Tigerfell gehüllt, und über seine Schulter erhebt die Brillenschlange ihren Kopf. Seine scheußliche Gattin Doorga oder Kali ist dunkelblau von Körperfarbe, roth in der Flachhand zum Zeichen ihres Blutdurstes, vierarmig, mit einem Halsband von Menschenknochen und einem Gürtel aus Menschenhänden. Die Thaten, welche die indische Mythologie von diesen und anderen Gottheiten berichtet, sind würdig ihrer vorgestellten Beschaffenheit und befriedigen im Verhältniß ihrer Unglaublichkeit. Die Hindus trennen ihre Götter von sich durch eine unüberschreitbare Kluft, die Griechen nähern sich ihnen und gehen durch die Heroen in sie über; der Heroencultus ist den tropischen Völkern fremd. Auch in Mexiko und Centralamerika waren die Gottheiten blutdürstige Wesen und die Religion ein Schreckenssystem, wie auch die auf uns gekommenen Götzenbilder und Tempel erweisen; in Copan findet sich nach Stephens der Todtenkopf sehr häufig angebracht; in Mayapan haben Menschen- und Thiergestalten gräuliche Züge. Opfersteine zu Menschenopfern finden sich in Mexiko sowohl als in Centralamerika*).

In Asien war die Civilisation immer auf die Striche mit üppigem, angeschwemmtem Boden beschränkt, welche vom Osten Südchinas bis zu den Küsten Kleinasiens reichen. Nördlich von diesem mächtigen Gürtel sind unfruchtbare Länder von rohen Wanderstämmen durchzogen, welche nur außer ihrer Heimath civilisirter wurden und (wie bei den Mongolen und Tataren) in China, Indien und Persien große Reiche gegründet haben. Auch die Araber blieben in ihrer Heimath ein ungebildetes Volk in Folge ihrer Armuth; als sie aber Persien, Spanien, einen großen Theil Indiens erobert hatten, veränderte sich ihr Charakter und sie wurden civilisirt, Pracht und Kunst liebend. So sind auch die Völker des größten Theiles des wüsten Nord-

*) Pauw meinte, die Zügellosigkeit der Phantasie und des Urtheils, die überspannten Gedanken, das enthusiastische, zu Chimären geneigte Wesen der Orientalen komme von dem wenigen Schlaf in heißen Klimaten. Langes Wachen verkehre das Urtheil, darum empfehlen die religiösen Sektirer ihren Proselyten nächtliche Meditationen. Im Norden schlafen die Menschen mehr.

afrikas uncivilisirt, weil seine Bewohner arm blieben (Richardson fand weder in der Wüste, noch in Centralafrika einen Fortschritt, sondern Alles bleibt dort seit undenklicher Zeit stationär), während im fruchtbaren Nilthal Reichthum gesammelt werden und Civilisation entstehen konnte*). Obschon aber die erste Civilisation in den fruchtbaren Theilen Asiens und Afrikas entstand, war sie doch nicht die beste und dauerndste, weil der wahre Fortschritt nicht vom Reichthum der Natur, sondern von der Thatkraft des Menschen abhängt, die ins Unbegrenzte gesteigert werden kann, wie dieses Europa beweist. Hier treibt das Klima den Menschen zur Thätigkeit und nur durch die kräftigste Thätigkeit konnte er hier Reichthum erlangen**).

Buckle***) läßt die Civilisation allein durch Naturverhältnisse bedingt sein; nördlich von Mexiko war Amerika entweder nicht warm oder fruchtbar genug, weßhalb seine Bevölkerung gering und uncivilisirt blieb. Aber gerade die Indianer Nordamerikas, diese durch ihren Freiheits- und Wandertrieb zu Jagd und Krieg neigenden Stämme, welche in einem Klima wie das europäische nicht zur Civilisation gelangten, gleich einer Anzahl Völker auch in wärmeren und fruchtbareren Gegenden, zeigen deutlich, daß die Civilisation nicht bloß von natürlichen Ursachen, sondern auch von der Gefühls- und Denkweise, von den geschichtlichen Schicksalen und von dem Auftreten überwiegender Köpfe abhängt. Buckle muß zu sehr gewagten Hypothesen greifen,

---

*) Manchmal wachsen auf einem Morgen Landes bis 200 Dattelpalmen. Die Durra gibt in Abyssinien ꝛc. 240 fältigen Ertrag. In Mexiko trägt der Mais 300—400, unter besonders günstigen Verhältnissen sogar 800 fältig, in weniger warmen Ländern nimmt diese Ertragsfähigkeit schnell ab, ist z. B. in Neu-Californien nur 70—80 fach.

**) In manchen fruchtbaren Ländern ist das Leben verführerisch leicht. Der Javanese baut sein Haus aus Bambusstämmen, Bambusrohr, starken, aus Bambus verfertigten Schnüren, Alap oder Nipablättern und Rohrmatten — ohne Nagel, Haken, Schloß, Riegel, Klammer von Metall, und braucht hiezu bloß sein Hackmesser, Gollok, und ein kleines Messer, Gollok Kitjil, mit dem er außerdem die künstlichsten Schnitzarbeiten ꝛc. auszuführen vermag. So ist auch die Kleidung einfach, die Nahrung gewöhnlich leicht zu erwerben.

***) l. c. I, 88.

um scheinbar zu erklären, warum auch die südamerikanischen Stämme mit Ausnahme der Muiscas, Quitschuas, Aimaras nicht zur Cultur gelangten. Der Passat wehe das ganze Jahr entweder von Nordost oder Südost, überladen mit Feuchtigkeit vom atlantischen Ocean und lasse, von den Anden aufgehalten, alle Feuchtigkeit östlich von diesen niederfallen, woraus die erstaunliche Ueppigkeit der brasilischen Thier- und Pflanzenwelt entsteht, welche durch ihre übermächtige Gewalt keine eingeborene Civilisation aufkommen ließ und selbst das Eindringen der europäischen verhindert. Wollen wir nun auch diese Gründe für das tropische Südamerika gelten lassen, so zeigt doch der Mangel einer Civilisation in den kühlern, mäßig fruchtbaren südlicheren Ländern, z. B. am Uruguay, Paraguay und la Plata, daß zu dieser noch andere Ursachen als bloß natürliche vorhanden sein müssen, so mächtig auch unzweifelhaft die natürlichen wirken. In den heißesten und in den kältesten Ländern scheint höhere Civilisation überhaupt unmöglich zu sein. Sehr nördliche Völker sind weniger arbeitsam als die in gemäßigteren Ländern, indem die Strenge und Dunkelheit des Winters die Arbeit im Freien hindert und Trunk- und Spielsucht begünstigt.

Die außerordentlichen Unterschiede in der Civilisation der Völker haben manche Culturhistoriker zu der Annahme einer aktiven und passiven Menschenrasse veranlaßt, so Klemm*) und Wachsmuth**), welcher nur Indogermanen und Semiten zur Cultur berufen sein läßt: die ersteren mit doppelter Mission für den Orient und für den Westen. Eine solche Annahme aktiver und passiver Rassen, welche verschiedene psychische Organisation voraussetzen würde, bestreitet Waiz***); Geist und Begabung eines Volkes seien nichts Constantes, sondern etwas Flüssiges; es gebe keinen substantiellen Volks- oder Menschheitsgeist, sondern einzig und allein die Individuen seien real. Alle Völker könnten bei glücklichen Conjuncturen zur Cultur fortschreiten, die geistige Bildung ändere sich wie die physische, die

*) Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit. Leipzig. 1. Bd. 1843.

**) Allgemeine Culturgeschichte. Bd. 1, S. 43—44.

***) Anthropologie der Naturvölker, I, 344, 388.

jedesmalige Fähigkeit hänge von der bereits erwähnten Culturstufe ab und in jeder Rasse gebe es sehr tief und sehr hoch stehende Völker. Nach Waiz beruhen die Culturunterschiede nicht auf verschiedener Begabung, sondern auf bestimmten Ursachen und Motiven. Der Reichthum der Natur in der heißen Zone und die Menge des Wildes machen viele Arbeit und Hausthiere unnöthig und sehr große Hitze läßt keine geistige Anstrengung zu, weshalb alle Culturvölker den mäßig warmen Ländern angehören. Völker mit wenig Bedürfnissen und in Besitz von gewissen Thieren oder Pflanzen, welche die meisten dieser Bedürfnisse befriedigen, haben weniger Antriebe zur Anstrengung *). — Man kann Waiz nur beistimmen, wenn er sich gegen die Annahme aktiver und passiver Rassen erklärt; daß aber Unterschiede in der psychischen Anlage und Beschaffenheit existiren, ist schon früher erwähnt worden.

Ohne Zweifel entwickelt die Civilisation Hirn- und Nervensystem und macht die Menschen zu feinerem und schnellerem Empfinden und Denken fähig — wohl unter einer gewissen Beeinträchtigung der Fruchtbarkeit. Die wilden und die civilisirten Völker unterscheiden sich von einander durch eine Reihe nicht bloß geistiger, sondern auch körperlicher Merkmale. Die Naturvölker, namentlich die Jägervölker Amerikas und die Hirtenvölker Asiens zeichnen sich durch die Fähigkeit vor den civilisirten aus, größere Anstrengungen und Entbehrungen längere Zeit hindurch zu ertragen; es ist bei ihnen die Naturheilkraft größer **). Mit Ausnahme des Geschmacks besitzen die uncultivirten Völker schärfere Sinne und behalten sie häufiger ungeschwächt bis ins höchste Alter; Hottentotten, Buschmänner, Mon-

*) Die Lappen und viele Tungusen befriedigen einen großen Theil ihrer Bedürfnisse bloß mit dem Rennthier, manche Indianerstämme, wie die Sius mit dem Büffel, der ihnen Nahrung gibt, dessen Felle für Hüttenbedeckung, Kleidung und Kähne dienen, zugleich Handelsartikel sind, dessen Sehnen für den Bogen und zu Zwirn und Stricken gebraucht werden ꝛc. Man weiß ferner, welch mannigfacher Nutzen von der Cocospalme und dem Brodfruchtbaum gezogen wird.

**) Brehm berichtet, daß unter vier Sklaven, an welchen die Sklavenhändler in Ostsudan die Exstirpation des Penis und der Hoden vornehmen,

golen, Indianer haben unglaublich scharfe Augen und Ohren; ein Hottentottenbastard sah in einer Entfernung von 1000 Meter die Kopfbewegung einer im trockenen Gras, das ihre Farbe hatte, liegenden Gazelle. Nach de Salles*) haben alle rohen Völker mit den civilisirten verglichen einen großen Mund und dicke Lippen; die meisten der ersteren gebrauchen wie wir die rechte Hand häufiger und darum fertiger als die andere, die Indianer von Yucatan aber brauchen beide Hände gleich gut; manche wilden, aber auch manche selbst ziemlich cultivirten Völker, wie z. B. viele Hindus, können die Zehen wie Finger gebrauchen. Der Wilde ist von seiner Naturumgebung und auch von seinen Leidenschaften und Begierden ganz abhängig, träg und gleicht durch seinen Mangel an Stetigkeit, Planmäßigkeit und Selbstbeherrschung dem Kinde. In dem engen Kreise, den die Naturvölker haben, bewegen sie sich jedoch gewandter, als z. B. die europäischen Bauern in dem ihren, „was sich, sagt Bastian**), vielfach in scharfer Beobachtung, schlagenden Bemerkungen, treffenden Vergleichungen zeigt ... der Neger findet leicht bezeichnende Beinamen für jeden Europäer und meist sehr rasch seinen Charakter aus, wie in Ambriz einer meiner Bekannten von energischem Charakter schon in den ersten Tagen iron-tree (Eisenbaum) getauft wurde." Aus Surinam schreibt ein Reisender: „Ein Aufbrausender wird Strohfeuer oder Waldfeuer genannt. Einer, der gut behandelt, aber bei Fehlern gerecht straft, heißt Ganveri nach dem Fisch Pimelodus, der, wenn richtig gefaßt, kein Uebel thut, sonst aber sticht. Die Eigenschaften der Thiere, Pflanzen oder anderer Dinge weiß der Neger in dieser Beziehung auf treffende und witzige Weise zu verwenden." Auch das elendeste Volk hält in der Regel sein Land für das beste in der Welt, seine Lebensweise für die angenehmste und vernünftigste, sich selbst für das vorzüglichste

einer genese; immer noch ein günstigeres Verhältniß als bei Europäern stattfinden würde. Auch andere Fälle erweisen bei den Negern und noch mehr bei den Indianern große Naturheilkraft, z. B. bei sehr schweren Verwundungen durch Feuerwaffen, Quetschung.

*) Histoire générale d. races humain. Paris 1859.

**) Der Mensch in der Geschichte, I, 67.

Volk. Alle uncultivirten Völker glauben, wenn man zu ihnen kommt, man habe sein Land verlassen, um ein besseres aufzusuchen. Beispiele, daß Naturmenschen ihr Land verlassen aus Begierde, andere Völker oder die Welt überhaupt kennen zu lernen, sind äußerst selten. Es ist aber dafür gesorgt, daß auch der Naturmensch sich nicht unglücklich fühlt, im Gegentheil oft glücklicher als der civilisirte; er ist bedürfnißloser, die Ruhe, die er genießt, behagt ihm besser als die unruhige, rastlos strebende Thätigkeit der Gebildeten, die ihm sogar unvernünftig erscheint. Die moralische Verkehrtheit ist bei Naturvölkern oft sehr groß, wie z. B. nach Brehm*) die Neger von Ostsudan an Betrug, Diebstahl und Mord nichts Arges finden, Lüge und Betrug sogar für ein Zeichen geistiger Ueberlegenheit ansehen und den Mord von der Tödtung im Kriege oder durch Urtheilsspruch erst unter der Herrschaft der Türken unterscheiden gelernt haben. Bei wilden Völkern aller Rassen findet sich oft eine kaum glaubliche Rohheit; nordamerikanische Indianer sah Parkman über einen erlegten Büffel wie wilde Thiere herfallen und die besten Stücke roh auffressen, bis sie über und über mit Blut besudelt, gesättigt davon abstanden, und Johnston erzählt Aehnliches von den Danakil, die man doch zur weißen Rasse zählt. Oft führen besondere Schicksale ein Volk zu tieferen Stufen der Verwilderung fort, wie z. B. nach Gardiner die Immithlanga, ein Stamm der Zulu-Kaffern, durch die äußerste Noth zum Verzehren der eigenen Kinder getrieben, seit dieser Zeit regelmäßig die Kriegsgefangenen aufzehrten**). Aber auch in Mitte der civilisirten Völker, so in manchen Quartieren der Weltstädte oder in abgelegenen Gegenden kommen Beispiele empörender Wildheit vor; die ältesten Bewohner Europas und jetzt noch die in manchen Distrikten Polens, Rußlands, Irlands, selbst Frankreichs sind kaum höher cultivirt als viele Negerstämme.

*) Reiseskizzen aus Nordostafrika, I, 162, 175.

**) Im 13. Jahrhundert wurden nach Abd-Allatif in Folge großer Noth manche Menschen in Aegypten zu Cannibalen und allmälig verbreitete sich die Gewohnheit, Menschenfleisch zu essen, unter allen Klassen der Bevölkerung.

Wenn der Wilde auch längere Zeit in civilisirter Gesellschaft lebte, ändert er sich doch nur wenig und oberflächlich; junge Australier, von Kindheit an von Europäern erzogen, ihren Stamm gar nicht kennend, entliefen, älter geworden, in die Wildniß; von Indianern in Paraguay und Nordamerika ist Aehnliches bekannt, denn die Cultur ist nicht das Werk einer Generation. Von den Kruhs auf der Pfefferküste wird gesagt, daß das Bischen Gesittung und Bildung, was sie etwa im Dienste von Weißen erworben haben, nach der Rückkehr in die Heimath schnell wieder abgestreift wird. Aber auch Menschen der civilisirten Völker verwildern unter Wilden sehr bald, meist nicht aus Noth, sondern aus dem Hang zu ganz freiem, ungebundenem Leben, wie man dergleichen Europäer auf den Fidschiinseln gefunden hat, welche Cannibalen waren wie die Ureinwohner. Alle diese Thatsachen dürfen aber nicht als Beweis dafür gelten, daß alle Rassen und Völker in geistigen und gemüthlichen Anlagen einander ganz gleich seien, da im Gegentheil hier bedeutende Verschiedenheit stattfindet. Manche Neger- und Indianerstämme sind besonders mordlustig, wie denn Indianer jedes Vogelnest in ihrem Bereich zerstören, während die Araber gastfreundlich auch gegen die Thiere sind. Nordamerikanische Indianer wüthen unter den Büffeln, die Zulukaffern unter den Antilopen aus purer Mordlust und tödten vielmal mehr, als sie brauchen können.

Völker, die den Acker bauen, sind leichter zum Fortschritt anzuleiten, als die herumschweifenden Hirten und Jäger, welche letztere Künste und Bedürfnisse verachten und in ihrem Unabhängigkeitsgefühl sich dem Europäer überlegen glauben, während die Ackerbauer leichter ihre Inferiorität einsehen und das Bedürfniß der Belehrung empfinden. Fischervölker sollen furchtsam und falsch sein und geneigt zu niedrigem Schacher. Rücksichtlich der Religion sind die Heiden für europäische Cultur viel empfänglicher, als die starren, hochmüthigen Moslims. — Die erste Grundbedingung der Civilisation ist Seßhaftigkeit, eine zweite Erwerbung von Eigenthum und Ansammlung von Besitz. Schon bei den ersten Anfängen der Gesellschaft bildet sich der Begriff des Eigenthums, mit welchem das Individuum gleichsam sich erweitert und größere Bedeutung erlangt.

Man sehe nur, wie schon viele Kinder so begierig sind, Eigenthum zu erlangen und wie eifersüchtig auf dasselbe, so daß es zu unzähligen Streitigkeiten unter ihnen Anlaß gibt. Wenn ich Urzustände der Menschheit verstehen will, so vergleiche ich hiezu das Benehmen und Gebahren der Kinder*). Ja selbst bei Thieren finden sich schon Spuren der Vorstellung des Eigenthums. — Das erste Eigenthum sind Nahrungsstoffe, Kleidungsstücke, Geräthe und Waffen; die am tiefsten stehenden Wilden: Feuerländer, Australier, Buschmänner schweifen ohne festen Wohnsitz, die wenige armselige Habe mit sich führend, herum und leben von der Hand in den Mund. Es wird dann versucht, einige Vorräthe für die Zeit des Mangels aufzuhäufen, das Fleisch der Jagdthiere, die Fische zu trocknen, man sammelt Früchte, Samen und Wurzeln, was die Idee zum Pflanzenbau erweckt haben mag. Die Jagdbeute ist unsicher, der Jäger leidet oft bittern Mangel, — darum haben die Völker der alten Welt bald gelernt, nützliche Thiere zu zähmen und sind zu Hirten geworden. Für die Cultur der Reitervölker Hochasiens ist das Pferd nicht sehr förderlich gewesen und noch weniger für die Amerikas, welche das Pferd nicht einmal ziehen, sondern nur einfangen. Wenn ein primitives Volk von einer gar zu dürftigen Natur umgeben ist, so kann es sich aus eigener Kraft kaum zu Wohlstand und Gesittung erheben, wie z. B. die Bewohner der niedrigen Koralleninseln des großen Oceans ärmer, schmutziger, wilder sind als die bedeutend über ihnen stehenden, von einer reicheren Natur begünstigten Bewohner der vulkanischen Hochinseln. Viehzucht und Landbau sind die ersten nachhaltigen Mittel zur Erwerbung und Häufung von Eigenthum und verlieren diese Bedeutung auch auf den höchsten Culturstufen der Völker nicht. — Verzehrt ein Volk Alles, was es hat, so wird kein Kapital angehäuft und es fehlen die Mittel zur Unterhaltung

*) Wachsmuth I, 12 ist der Ansicht, daß man, um die Anfänge der Culturgeschichte zu begreifen, nicht als Analogie das Leben jetziger Wilden herbeiziehen dürfe — was ich allerdings für zweckmäßig erachte. Man merke wohl, es handelt sich nicht um Identität, sondern um Analogie. War denn nicht jedes Culturvolk zuerst wild und barbarisch?

nicht arbeitender Klassen. Wird hingegen mehr erzeugt als verbraucht, so bildet sich ein Fond, der zur Ernährung einer intelligenten und gebildeten Klasse dienen kann, die ihren Unterhalt nicht selbst erarbeitet. Hat einmal die Ansammlung von Reichthum begonnen, so vertheilt er sich unter die arbeitende, zahlreichere und die intelligente, minder zahlreiche Klasse, welche die erstere leitet. Der Arbeitsmann erhält Lohn und der Unternehmer, welcher zahlreiche Kräfte verwendet, bereichert sich und sammelt Kapitalien.

Im Fortgang der Culturarbeit ergeben sich vielfache Hindernisse, die zum Theil in der Härte und Sprödigkeit der zu behandelnden Aufgaben, zum Theil in der Unvollkommenheit der menschlichen Natur begründet sind. Bei jedem Zweig menschlichen Thuns, den man betrachtet, muß man staunen über die Verkehrtheit und die Irrthümer, in welche die Menschen verfallen sind: so in der Rechtspflege, im Gesundheits- und Armenwesen, in der Finanzverwaltung, in der politischen Oekonomie und in dem Verkehr zwischen den Nationen. Aber selbst in der Technik, bei Gegenständen, welche der täglichen praktischen Anwendung unterworfen sind, wo das Unzweckmäßige, Beschwerliche und Gefährliche sehr schnell hätte die Augen öffnen müssen, wie man denken sollte, begegnet man dem beharrlichsten Unsinn, um nur Eines zu erwähnen, z. B. im Schiffbau. Im Mittelalter und bis in die neueste Zeit herein baute man auf die Kriegsschiffe drei bis vier Stock hohe, mit Geschützen besetzte Castelle mit eigenem Mast- und Segelsystem, und zwar nur auf das Hintertheil oder auf beide Enden; man verpflanzte, so weit es immer möglich war, die Festungsthürme auf die Schiffe, statt wie die neuere Zeit thut, das Kriegsschiff selbst mit Beibehaltung seines Wesens zu einer schwimmenden Festung zu machen. Im späteren Mittelalter bekamen auch die Kauffahrer ein Castell auf den Hintertheil. Die Castelle wurden immer höher, thurmähnlicher, daher immer widersprechender der Natur des Schiffes und immer gefährlicher, weil der über das Wasser ragende Theil mit dem unter ihm in keinem Verhältniß mehr war und die für den Angriff des Sturmes günstigste Gestalt entstand. Deshalb waren solche Schiffe fast nicht mehr zu

steuern und jeder Sturm hatte mit ihnen leichte Arbeit. Manche Kriegsflotte der Hansa fand gleich der Armada Philipps II. hauptsächlich wegen der ungeschickten Bauart ihren Untergang. — Ein Haupthinderniß der Civilisation im Mittelalter war ferner die unendliche Leichtgläubigkeit, nicht nur der Massen, sondern der verhältnißmäßig Gebildetsten und Höchststehenden. Erst mit dem erwachenden Skepticismus, der nach und nach sich über alle Gebiete ausdehnte, lebte der Geist der Forschung, der Prüfung in der Politik und Religion und der Sinn für Duldung auf. Fortschritt in der Erkenntniß ist jedoch weder möglich bei dem blinden Autoritätsglauben und der unbedingten Hingebung an Meinungen und Ueberzeugungen vergangener Zeiten, weil diese auch im günstigsten Fall nur zeitlich geltende Fassungen der Wahrheit sind, noch ist er möglich beim absoluten Skepticismus, der an Allem, zuletzt am eigenen Dasein zweifelt und nicht begreift, daß die Menschheit zu allen Zeiten im Besitz von Wahrheiten war, nur daß diese dunkler oder lichter, mit Irrthümern vermischt oder reiner zu ihrem Bewußtsein kamen. Es ist kaum etwas widerwärtiger als vollendete Skepsis, weil sie auch in der Regel mit jener Blasirtheit verbunden ist, die nichts mehr bewundern kann. Nach Ludwig XIV. begann eine solche Periode des Zweifels und Spottes; Herodot hielt man für einen Märchenschreiber, die Berichte von Manetho und Diodor über Religion und Geschichte der ältesten Culturvölker erschienen lächerlich. Zeiten dieser Art sind für jede höhere Wahrheit verloren. — Man kann ganz leicht in der Bildung rückwärts gehen, indem man bereits errungene Wahrheiten verkennt oder verliert; ich glaube, eine Hauptursache des langsamen Fortschrittes der Menschheit liegt darin, daß so viele Erkenntnisse und Erfahrungen auf dem wissenschaftlichen und praktischen Gebiet immer wieder vergessen werden.

Es möchte nicht ganz richtig ausgedrückt sein, wenn Buckle*) schreibt, daß jede große Reform nicht darin bestanden habe, etwas Neues zu thun, sondern etwas Altes abzuschaffen und daß die werthvollsten Gesetze jene gewesen seien, welche alte

*) A. a. O. I, 237.

Gesetze aufhoben, wobei er sich auf die Abschaffung der englischen Korngesetze beruft. Ihrer Natur nach muß allerdings jede große Reform die Verneinung früher vorhandener Zustände sein, aber dadurch räumt sie nur die Hindernisse weg, die der freien Entfaltung der neuen Ideen im Wege stehen und erst, indem sie an die Stelle des früher Bestandenen ein Anderes setzt, wird sie zur positiven Macht des neuen Lebens. Jesus von Nazareth wäre nicht Gründer der christlichen Religion geworden, hätte er sich begnügt, das Unhaltbare und Geistfesselnde in der mosaischen Gesetzgebung oder genauer, die starre und einseitige Anwendung der mosaischen Gesetze durch die Pharisäer aufzuheben und hätte er nicht auch neue fruchtbare Ideen ausgesprochen, die zur Grundlage eines andern Glaubens werden konnten. — Wenn neue Zustände sich ankündigen, neue Gestaltungen am historischen Horizont aufsteigen, so gibt es unter den Herrschenden und Gebildeten immer eine Zahl von Personen, welche, obschon sie das Unangemessene und theilweise Unwahre der bestehenden Verhältnisse einsehen, die neuen Ideen bekämpfen, nicht weil sie sie für verderblich halten, indem sie dieses nur vorgeben, sondern weil sie dieselben als ihren Interessen schädlich ansehen. Diesen Individuen, welche, wie man zur Ehre der menschlichen Natur glauben darf, doch nur eine Minderzahl bilden, steht die viel zahlreichere Klasse der Aengstlichen gegenüber, welche von den neuen Ideen, deren Wahrheit ihnen mindestens zweifelhaft ist, Gefahr für das Bestehende, ihnen als wahr Geltende fürchten und dieselben zu bekämpfen für eine sittliche Pflicht erachten. Diese letzteren darf man nicht zu hart beurtheilen, weil einmal die Fassungskraft der Menschen sehr ungleich ist, und deßhalb Manche die neue Wahrheit nur schwer einsehen, andererseits nothwendig Rücksicht auf die Bedürfnisse und Bewegungsgesetze der Volksmassen zu nehmen ist, welche immer längere Zeit zur Aufnahme und Schickung in die neuen Ideen bedürfen. Wollte man daher die alten Zustände gewaltsam aufheben, ehe die neuen gehörig vorbereitet sind, so wäre Verwirrung und Anarchie das Ergebniß, die tausend Hebel, Räder und Verbindungsfäden im Mechanismus der Gesellschaft kämen in eine Unordnung, aus welcher nur die starke

Hand der Despotie wieder zu erlösen vermöchte. Daher soll man die weltlichen und geistlichen Gewalten nicht tadeln, wenn sie mit Rücksicht auf das große Ganze der praktischen Einführung neuer Ideen nicht sogleich Thür und Thor öffnen, sondern das Bestehende zu halten suchen, bis die neue Wahrheit als solche klar erkannt und ihre Anwendung im Leben vorbereitet ist.

Religion, Literatur und Gesetzgebung sind nach Buckle I, 249 nicht Ursachen der Civilisation, sondern höchstens deren Wirkungen, selbst immer Produkt vorhergegangener Veränderungen; wenn sie ohne Zweifel den Zustand der Menschheit beeinflussen, werden sie doch noch mehr von ihm beeinflußt. Die Zunahme der europäischen Civilisation verdankt man einzig, meint er, dem Fortschritt der Wissenschaft, welcher wieder von der Menge der entdeckten Wahrheiten und deren Verbreitung abhängt. Der Weisheit der europäischen Regierungen will Buckle*) hiebei keinen Antheil zugestehen; „jede von ihnen hat ihren Unterthanen großen Schaden zugefügt und zwar fast immer in der besten Absicht; so haben sie durch ihre Schutzpolitik die Interessen des Handels gefährdet, durch Veranlassung des Schleichhandels die Verbrechen vermehrt, durch ihre vermeintliche Beförderung der Religion und Bekämpfung der religiösen Irrthümer die Zunahme der Heuchelei und des Meineides hervorgerufen. Sie haben versucht, die Freiheit der Presse zu zerstören und haben mit Hilfe der Kirche ein ausgedehntes System literarischer Polizei eingerichtet." Daß in diesen Vorwürfen ein Kern der Wahrheit in argen Irrthum eingehüllt ist, kann kein Unbefangener bezweifeln, wenn er bedenkt, daß ohne die Beihülfe und kräftige Unterstützung der Regierungen niemals die Wissenschaft solche Fortschritte hätte machen können und daß von ihren Erkenntnissen die Regierenden eben sowohl berührt wurden als die Regierten, und wenn jene Einrichtungen trafen, welche nicht für alle Zeit sich als vortheilhaft herausstellten, sie doch für eine gegebene nützlich und nothwendig sein konnten. Dabei ist nicht zu leugnen, daß die Regierungen nicht eine über der ganzen Gesellschaft schwebende, von ihr unabhängige Macht seien,

*) l. c. I, 240. 242.

sondern, wie sie auf die Gesellschaft wirken und sie bestimmen, auch wieder von ihr, aus der sie hervorgehen und mit welcher sie zusammenhängen, bestimmt werden und manchmal auch genöthigt sind, den Interessen einzelner Klassen der Gesellschaft Rechnung zu tragen. Für das Mittelalter mag es gelten, daß Wissenschaften und Künste viel weniger durch die weltlichen Machthaber gefördert wurden als durch Handel und Verkehr, — in der neueren Zeit haben sie sicher ihre Hauptstütze in den Regierungen gehabt. Von den Handelskompagnieen, wie den britischen und holländischen, ist es bekannt, daß sie, gleichgültig gegen die intellektuellen und sittlichen Verhältnisse der Bewohner ihrer Kolonieen, wenig oder nichts für die Cultur thun*).

Nach Buckle I, 192 hängen die Veränderungen bei jedem Culturvolke im Ganzen nur von drei Dingen ab: „Zuerst von dem Umfang des Wissens seiner ausgezeichnetsten Männer, zweitens von der Richtung, welche dieses Wissen nimmt, d. h. von den Gegenständen, auf welche es sich bezieht, drittens und vor Allem von der Ausdehnung, in welcher dieses Wissen verbreitet ist und von der Freiheit, womit es alle Klassen der Gesellschaft durchdringt.“ Nach ihm wird die Totalität menschlicher Handlungen unter dem höchsten Gesichtspunkt durch die Totalität des menschlichen Wissens regiert. Manche Individuen erheben sich über die sittlichen und intellektuellen Begriffe ihrer Zeit, andere bleiben zurück, die allermeisten verhalten sich

*) Es kam mir eine ganz eigenthümliche Angabe von Grey zu Gesicht, die bei keinem andern Schriftsteller über Australien vorkömmt. Nach Grey wäre der verthierte Zustand, in dem sich die Australier befinden, nicht Ergebniß eines Mangels an Verstand, sondern im Gegentheil eines complicirten Systems von Gebräuchen und Einrichtungen, die alle freie Regung des Gedankens hemmen und sie in hoffnungsloser Barbarei halten, indem deren kluge Berechnung jeden Versuch, sie umzustoßen, unmöglich macht. — Hat Grey richtig beobachtet, so hätte sich also der Geist der Australier (vielleicht in einer frühern Periode höherer Cultur mit einer herrschenden Kaste) selbst unzerbrechliche Ketten angelegt, wie der Geist manches andern Volkes durch politische oder religiöse Systeme. Solche Völker gleichen dem fascinirten Huhn, das man auf den Tisch legt, auf dem ein Kreidestrich gezogen ist, welchen es fortwährend anstarrt und sich nicht zu erheben wagt.

ihnen conform, sind Mittelgut, weder in Laster und Tugend, noch in Intelligenz ausgezeichnet*). Waitz**) spricht ebenfalls aus, daß die Erkenntniß wesentlich die Weltgeschichte fortbewege, während alle anderen Mächte nur von zweitem Range sind, — die Erkenntniß, welcher aber, sobald das Stadium der Unwissenheit aufhört, vielerlei Irrthümer vorausgehen und andere sie fortwährend begleiten. Man kann jedoch Waitz nur theilweise beistimmen, wenn er die Meinung äußert, daß erst die Erkenntniß Gutes und Böses unterscheiden lehre und daß erst sie bewirke, daß das Gewissen zu sprechen anfange; wenigstens tritt ein solcher Grad der Erkenntniß dann schon sehr früh ein und wir treffen schon in den allerältesten Sagen und Religionssystemen zum Theil so reine Moralgrundsätze wie in der Gegenwart, die doch an Erkenntniß unendlich weiter fortgeschritten ist, so wie es unter den unwissendsten und ununterrichteten Menschen nicht an Individuen fehlt, welche in dieser Beziehung eine sehr richtige Anschauung haben. Die eigene Erfahrung wird fast Jeden eher zu der Meinung bewegen, daß das Gewissen nicht eine im Intellekt, sondern im Gemüthe wurzelnde Macht sei, ein instinktives, angeborenes Princip, das schon in sehr früher Zeit, ehe noch hinreichende Belehrung stattgefunden hat, seine Stimme im Menschen vernehmen läßt, allerdings bald klarer, bald dunkler, wie ja auch der Instinkt unter zweifelhaften und complicirten Umständen irren kann. Und wenn Waitz***) gegen Aristoteles, welcher der menschlichen Natur einen ursprünglichen Wissenstrieb eingepflanzt sein läßt, behauptet, nicht ein solcher, sondern das plumpe, praktische Bedürfniß treibe die Menschen, welche von Natur träge seien, zur Erkenntniß, so scheint mir auch diese eine zu weit gehende Behauptung. Die wenigsten Menschen sind ganz gleichgültig gegen eine Erweiterung ihres Wissens, gegen bessere Einsicht in die Dinge, wenn dieselbe ihnen auch keinen praktischen Nutzen ge-

*) A. a. O. I, 152.
**) Anthropologie der Naturvölker I, 471.
***) A. a. O. I, 474.

währt und die Geschichte der Wissenschaften lehrt, daß unzählige schwere Arbeiten, mühevolle und gefährliche Untersuchungen und Unternehmungen von edeln Geistern bloß aus Liebe zur Erforschung der Wahrheit ausgeführt worden sind.

Eine dritte wesentliche Bedingung der Civilisation, ohne welche diese kaum merklich sich entwickelt, ist das Auftreten schöpferischer Genies, hervorragender Geister unter einem Volke, deren Wirksamkeit um so kräftiger und ausgebreiteter sein wird, wenn sie etwa anderwärts schon Erfahrungen und Kenntnisse in nützlichen Dingen, im Kriegswesen, in der Regierungskunst erlangt haben. Herrscher, Religionsstifter, Weise und Dichter haben auf die Völker den mächtigsten Einfluß geübt, und namentlich die ersteren drei, wenn sie als Gesetzgeber auftraten, welche die Staatsform und oft das Leben der Einzelnen bis in das kleinste Detail auf Jahrtausende hinaus feststellten. Es genügt aber nicht, daß bevorzugte Geister sich ihrem Volke gegenüber organisatorisch verhalten, indem die Ordnung der Dinge, welche sie schaffen, auch den Keim der Fortentwicklung in sich haben muß, nicht starr in sich abgeschlossen und exclusiv sein darf, wie es z. B. die Lehre des Confucius und auch die mosaische Gesetzgebung sind.

Es ist immer der Mensch, welcher am mächtigsten auf den Menschen wirkt; nur bei den Uranfängen der Bildung mögen die Menschen auch von den Thieren gelernt haben; so nach der Meinung der Alten vom Papiernautilus, einer Sepie mit Schaale die Schifffahrt, was höchstens für die Anwohner des stillen und Mittelmeeres wahr sein konnte, die Kamtschadalen vom Bären, gegen welchen sie deshalb eine Art Verehrung haben, die sie allerdings nicht abhält, ihn zu tödten und zu verzehren, die nordamerikanischen Indianer vom Biber, der nach Kohl's Angabe sie ihre Wigwams bauen lehrte. Dieß Alles will aber fast Nichts sagen im Vergleich zu der Wirkung, welchen der Einfluß eines civilisirten Volkes auf ein noch uncivilisirtes ausübt und den ich als vierte Bedingung des Culturfortschrittes aufstellen möchte. Dabei kommt es hauptsächlich darauf an, auf welcher Entwicklungsstufe die beiden Völker

stehen, wie deren Machtverhältniß und die Art der Berührung ist. Ein noch uncultivirtes Volk, an Zahl und Macht gering, wird zum civilisirten unausbleiblich in ein Abhängigkeitsverhältniß gerathen, das bis zum härtesten Druck, zur Sklaverei und unter Zutritt des Fanatismus zur Ausrottung schreiten kann, wie dieses bei den Kriegen der Römer mit den Iberern, bei dem Zusammentreffen der europäischen Eroberer mit den amerikanischen Ureinwohnern und in manch' anderen Fällen eingetreten ist. Trifft ein uncultivirtes, aber kräftiges Volk mit einem höher civilisirten, aber weniger kriegerischen zusammen, wie z. B. die Mongolen mit den Chinesen, so kann es kommen, daß die Eroberer die Sitten, die Staatseinrichtungen und die Religion der Besiegten annehmen oder erstere modifiziren und unterdrücken, wie die germanischen Völker in den von ihnen bezwungenen Ländern des römischen Reiches es thaten. Als die Assyrer die arischen Baktrier, Meder und Perser unterwarfen, entstand eine Verquickung der religiösen Systeme, wobei die Assyrer von den Westariern den Licht- und Feuerdienst annahmen, ihnen aber den Molochs- und Mylittencult aufzwangen. Die Religion des weit verbreiteten malayischen Stammes war ursprünglich eine polytheistische und hat sich in ihrer reinsten Form und am längsten auf den philippinischen Inseln erhalten; im 15. Jahrhundert nahmen viele Malayen des indischen Archipels den Mohammedanismus an. Nichts ändert aber den ganzen Ideengang und somit die Entwicklungsrichtung eines Volkes so sehr als die Aenderung der Religion, weil sie den innersten Kern des Menschenwesens berührt. Kein Wunder, daß die Traditionen und die Sitten der Malayen durch den Islam, zu dem sie sich nun bekannten, verändert wurden und diese Veränderung ihren Schatten auch rückwärts in die Vergangenheit warf, wodurch die gebildetsten aller Malayen, die Javanesen, das Verständniß ihrer eigenen Geschichte so sehr verloren, daß in die (noch vorhandenen) Verzeichnisse ihrer Könige sich Namen von Heiligen des Islam einmischten, während bei den Eingeborenen der Nachbarinsel Bali, welche ihrer Religion treu blieben, die altjavanische Geschichte und Tradition sich wohl erhalten hat. Geistige Ueberlegenheit und höhere Cultur üben einen oft unwiderstehlichen

Einfluß auf Völker aus, bei denen die Bedingungen für Cultur gegeben sind*), was auf einem edlen Zug des menschlichen Wesens beruht, das im Allgemeinen das Vollkommene liebt und nach demselben strebt, und Bastian**) sagt mit Recht: „Die arischen Stämme haben mehr Fürstenthümer als mit dem Schwerte und dem Bogen der Xatriyas durch ihre überlegene Bildung erworben.“ — Auch einzelne mächtige Geister, die aus der Fremde zu einem Volke kamen, wie die von Osten her zu den Peruanern gekommenen Incas, oder solche, die nur noch im Reiche des Geistes lebend, zur Kenntniß der Völker gelangten, haben die nachhaltigsten Wirkungen hervorgebracht, wobei ich nur an den außerordentlichen Einfluß erinnere, welchen die Classiker, nachdem die Nacht des Mittelalters zu schwinden begann, auf die christliche Welt übten und an den des Aristoteles auf die Araber.

Berührung fremder Völker kann den ganzen Nationalcharakter ändern. Der Capitän Cook fand die Bewohner der Tongainseln unkriegerisch und schlaff, aber wenige Jahre später wurden sie durch den Einfluß der Fidschiinsulaner unter Finow zu barbarischen Eroberern. Die meisten Völker ahmen mehr oder minder die Sitten und Gebräuche ihrer Nachbarn nach, woraus sich z. B. die rasche Verbreitung des Tabakrauchens über die ganze Erde, des Genusses von Thee, Opium rc. über eine Anzahl von Ländern erklärt. Auch spezielle Umstände vermögen die Lebensweise zu ändern, wie z. B. die brasilischen Cayapos und Guaycurus, welche sich früher viel der Canoes auf den Strömen bedienten, zum Theil wie die Chiriguanos und manche nordamerikanische Indianer, als sie in den Besitz des Pferdes kamen, zu Reitervölkern wurden, gleich vielen Mongolen seit der ältesten Zeit. Nachdem die französischen Ingenieure eine Masse von artesischen Brunnen in der Provinz Constantine gegraben hatten, gaben die erstaunten und erfreuten Nomadenstämme das Wanderleben auf, siedelten sich in deren Nähe an und begannen Ackerbau zu treiben.

*) Manche Völker sind jedoch wenigstens für europäische Cultur ganz unempfänglich; so die Zigeuner.

**) A. a. O. III, 359.

Mag in manchen Fällen der Einfluß der Europäer auf die uncultivirten Völker der fremden Erdtheile von Nutzen gewesen sein, so kann doch schwerlich Jemand, der diese Verhältnisse einigermaßen kennt, sich der Einsicht verschließen, daß er in der großen Mehrzahl der Fälle für sie nur verderblich war. Seit dem 15. Jahrhundert haben die Europäer eine Menge wilder Völker ganz oder theilweise ausgerottet; auf die Guanchen folgten die Eingeborenen Amerikas, wo der Vertilgungsproceß noch immer fortwährt, dann kamen die Hottentotten, Buschmänner und Kaffern an die Reihe, hierauf die Neuholländer, die Bewohner von Tasmanien und Neuseeland. Die Neger sind nicht wohl auszurotten, weil die Europäer in den Negerländern nicht lebensfähig sind, und die Mongolen wegen ihrer großen Zahl und bessern Wehrkraft nicht. — Die Europäer haben Elend über die Eingeborenen fast aller anderen Erdtheile gebracht durch Gewissenlosigkeit und schreiende Rechtsverletzung im Verkehr, unsäglichen Betrug, Gewaltthat und Raub, zahllose Ausschweifungen, Ansteckung mit Krankheiten, Branntwein und Opium, durch Krieg mit ihnen und Hetzerei zum Kriege unter sich*). Die daneben gehenden Versuche, die dem Verderben geweihten Bevölkerungen zum christlichen Glauben zu bekehren, sind zum Theil durch ihre Heuchelei widerwärtig und können da, wo sie aus edler Absicht unternommen werden, im Angesicht der von den Europäern begonnenen Gräuel wenig nützen. Die ungemeine Vermehrung der Europäer, die steigenden Bedürfnisse zwingen zur Eröffnung immer neuer Handelswege, zur Besitznahme fremder Gebiete; man versucht, Völkern die europäischen Waaren aufzudrängen, welche sie nicht im mindesten bedürfen, wie z. B. den Chinesen und Japanesen. Sind, wie kaum zu bezweifeln, die abendländischen Weißen zur Beherrschung der übrigen Menschheit bestimmt, so sollten alle edler Denkenden unter ihnen dahin wirken, daß die Herrschaft

*) „Man ist aber mildthätig genug, immer auch gleich mit für den Arzt zu sorgen, das Contagium und die Medizin zusammenschickend. Das Schiff, das den ersten Bischof nach Rangun brachte, hatte auch die erste Ladung Opium an Bord." Bastian a. a. O. III, 234.

nicht durch Gräuelthaten erlangt und nicht zum Fluch für die anderen Rassen werde.

Die Civilisation, in den fruchtbaren und wärmeren Gegenden Asiens und Nordostafrikas, zunächst an den großen Strömen dieser Länder beginnend, hat ihren Gang nach Westen genommen und in dem von der Natur so sehr begünstigten Europa ihre schönsten Blüthen und Früchte getrieben. Unser Erdtheil, mit seiner Basis auf Asien ruhend, die vielbuchtigen Küsten gegen den atlantischen Ocean, sowie gegen ein nördliches und ein südliches Binnenmeer öffnend, sich durch die warmen Luftströme der Sahara und den atlantischen Wirbel eines viel milderen Klimas erfreuend als alle andern Ländergebiete zwischen gleichen Breitengraden in beiden Halbkugeln, scheint zum Wohnplatz für die weiße Rasse wie geschaffen und von der Natur selbst zum Wohnsitz der edelsten Völker und zum lebhaftesten Verkehr bestimmt. Das langgestreckte Amerika besitzt zu wenig Häfen, namentlich an seiner Westküste; ein großer Theil seiner Länder hat Tropennatur, der äußerste Norden und Süden sind ganz unwirthlich und die gemäßigten Länder der Nordhälfte sagen der weißen Rasse weniger zu als Europa und Vorderasien, während die gemäßigten Länder der Südhälfte eine zu geringe Ausdehnung haben. Bei Asien ist die Continentalmasse zu groß, als daß zwischen den centralen und peripherischen Ländern schnelle Wechselwirkung möglich wäre, Afrika hat schwer zugängliche Küsten und bei ihm wie in Asien trennen gewaltige Gebirgsketten die Völker und machen, abgesehen von den klimatischen Verhältnissen, das Entstehen großer Nationen fast unmöglich. Australien ist mehr als alle übrigen Erdtheile in Inseln zerfallen und sein kleiner Continent stellt gleichsam einen Torso ohne Glieder vor, hat nur wenige Flüsse und einen Theil seiner Küsten durch Korallenriffe gesperrt. Man begreift, wie die weiße Rasse instinktmäßig nach Europa gezogen, hier ihren Aufschwung nehmen konnte und zugleich, daß europäische Civilisation nicht überall möglich sei und nicht für alle Völker passe.

Man kann nicht zweifeln, daß die Menschheit überhaupt im geistigen Fortschritt begriffen ist; unsere Einsichten

haben sich, mit denen der Alten verglichen, nicht nur erweitert, sondern auch vertieft, wir begreifen die Welt, selbst die Gottheit besser als sie; Belehrung und Kenntnisse sind viel leichter zu erlangen als früher; das Leben ist reicher an Genüssen, mannigfaltiger, freier geworden und seine sinnliche äußere Form in Nahrung, Wohnung &c. geregelter, der menschlichen Natur angemessener. Und doch hat man gefragt, ob die Menschen durch die Civilisation auch glücklicher geworden seien? Waitz*) glaubt diese Frage verneinen zu müssen; jedem gefalle seine Welt und er finde in ihr die Befriedigung, welche der Lauf der Natur, der Alle mit gleichem Maaße mißt, ihm beschieden hat; das Wohlbefinden werde durch die Civilisation nicht vergrößert, nur verändert; die Civilisation verlange ferner unaufhörliche Arbeit, könne also den Genuß nicht steigern und manche wenig civilisirte Völker seien sehr glücklich gewesen. — Ich denke, sie waren glücklich in Folge günstiger Conjunkturen, nicht weil sie uncivilisirt waren und zweifle im Ganzen, daß die ausgesprochene Ansicht überwiegende Zustimmung finden werde. Wenn viel besser gesicherte Rechtsverhältnisse, erträglichere, zum Theil befriedigende politische Zustände, seltenere und kürzer geführte Kriege, größere Religionsfreiheit, ein unaufhörliches Fortschreiten in Gewerben, Künsten und Wissenschaften mit einer Vermehrung der edelsten, einer immer größeren Menschenzahl zugänglichen Genüsse, glücklich machen können, so wird Niemand zweifeln, daß unsere Zeit glücklicher sei als die Vergangenheit mit ihren zahllosen Fehden, Reichs-, Bürger- und Religionskriegen, mit ihrer Folter und ihren Scheiterhaufen, der ewigen Furcht vor dem Jenseits. Das Ideal des menschlichen Herzens kann jedoch das irdische Leben des Einzelnen nicht verwirklichen; die Menschheit im Ganzen wird aber um so glücklicher sein, je vollkommener sie wird und als der höchste Culturzustand ist der zu erachten, an welchem sich mit Bewußtsein der sittlichen Ziele der Menschheit die größte Zahl von Individuen betheiligt.

*) A. a. O. I, 477 ff.

Achter Vortrag.

Die Familie und der Staat.

Wie in der elementaren Welt alle Kräfte der Atome nur zur Wirksamkeit kommen, wenn viele Atome sich zusammengesellen, wo dann Phänomene der complicirtesten Art erzeugt werden, so treten auch alle Fähigkeiten der menschlichen Individuen nur im Verein derselben hervor und es erzeugt sich dann in Folge des reichen Inhalts des menschlichen Wesens der äußeren Natur gegenüber eine neue Reihe von Erscheinungen und Gestaltungen des Lebens. — Schon in kleineren Kreisen zeigt sich eine Fülle durch Wechselwirkung hervorgerufener neuer Thätigkeiten; das „viribus unitis" macht Erfolge möglich, welche selbst sehr gewaltigen Individualitäten unerreichbar blieben. Die kleinsten und kleineren Kreise der Menschen, die Familien, Zünfte, Gemeinden sind in immer umfassenderen beschlossen, bis hinauf zu den größten, den Völkern, wo Millionen näher verwandter Individuen in Beziehung zu einander stehen und durch gemeinschaftliche Interessen und Ziele, oft auch durch dieselbe Sprache und Religion mit einander verbunden werden. Der Naturgrund, auf dem sich die größeren Vereine aufbauen und erhalten, ist die Familie, eine kleinste Genossenschaft, in welcher der Familienvater als Mittel- und Haltpunkt erscheint. Die Anstrengungen, welche er für die Existenz der Seinigen zu machen hat, entwickeln nach verschiedenen Richtungen hin seine eigenen Kräfte und bringen ihn in vielfache Berührung mit andern Individuen und mit dem großen Ganzen, dem Alle angehören. Vergolten werden sie ihm, wenn er die rechten Mittel und Wege getroffen hat, durch die wachsende Zahl und das Gedeihen der Nachkommen, in denen er sich selbst verjüngt erblickt. Ohne Kinder

würden nicht der Fleiß und die Mühe angewendet, nicht die Entbehrungen übernommen werden, welche zur Erhaltung und zum Sammeln von überschüssigem Eigenthum nothwendig sind; ohne Familienreichthum gäbe es aber auch keinen Nationalreichthum. So mächtig das Gefühl der Vaterlandsliebe ist, so würde es doch ohne die Liebe zur Familie seine ursprünglichste Unterlage entbehren, und ohne sich dessen immer klar bewußt zu werden, liebt und vertheidigt der Einzelne im Vaterlande zunächst die Seinigen, den häuslichen Heerd, die Heimath. Bei der Familie ist es vor Allem nöthig, auf das Verhältniß der beiden Geschlechter bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten ein Augenmerk zu haben.

Man kann die Behandlung, welche die Frauen erfahren, füglich als einen allgemeinen Maßstab für die Stufe der Humanität ansehen, auf welcher ein Volk und eine Zeit stehen. Bei vielen wilden und halbwilden Völkern werden die Frauen als niedrigere, unreine Geschöpfe betrachtet und allerlei Beschränkungen und Demüthigungen unterworfen, von den öffentlichen Festen, sogar von den religiösen Handlungen ausgeschlossen, in ihren Freuden und Genüssen beschränkt, aber mit harten Arbeiten überbürdet. Die Frauen der nord- und südamerikanischen Indianer scheinen nicht unfruchtbarer zu sein, als die anderer Völker; daß so wenige Kinder da sind, ist eine Folge der Abtreibung oder des Kindermordes, welcher besonders die Mädchen trifft, um, wie Indianerinnen europäischen Reisenden sagten, sie vor einem Leben voll Elend zu schützen. Bei dieser Culturstufe werden den Frauen die mühseligsten Arbeiten aufgebürdet und der Mann übt über sie als Sklavinnen die härteste Herrschaft und ein Recht über Leben und Tod. Die samojedische Frau darf mit ihrem Manne nicht essen, muß, wenn sie die Hütte aufgeschlagen hat, sich und jedes Stück, das sie hineinträgt, zuerst ausräuchern, ehe sie die Hütte betreten kann, darf nicht durch eine Reihe Schlitten gehen, sondern muß um sie herum oder unter den Stangen durchkriechen, darf in der Hütte einen bestimmten Raum nicht überschreiten 2c. Bei den Tscheremissen darf die Frau das Keremet nicht betreten, so wie sie im Alterthum bei der jährlichen Prozession in Paphos auf

Cypern vom Tempel ausgeschlossen waren. Buddha ließ erst auf die Bitten Anandas die Frauen an seinem Gesetz theilnehmen und Mahomed gewährte nur auf Ayschas Bitten den Frauen einige Vergünstigungen. Aristoteles betrachtete das Weib überhaupt als eine verstümmelte geschwächte Bildung und ähnlich spricht sich auch Thomas von Aquino aus. Arg tadelt der Hexenhammer die Bosheit und den Unglauben der Weiber; „es geschehe ihnen, was den Gottlosen geschieht." In Tahiti war den Frauen der Genuß gewisser Speisen untersagt (bloß für die weiblichen Mitglieder der Arreois wurde bei den Festen dieses Tabu aufgehoben) und sie durften nicht das Feuer der die heiligen Ceremonieen vollziehenden Männer benützen. Die Verbrennung der Wittwen steht auch in Verbindung mit diesem Begriff der Unterordnung des Weibes; sie werden verbrannt und leiden zum Theil gerne den Feuertod, um mit ihren Männern in das Paradies zu kommen, so bei den Hindus und nach Masudi bei den slavischen Frauen. Man darf sich nicht wundern, wenn Chinesen, Hindus und Muhamedaner den Frauen eine Seele absprechen, da ja auch Kirchenväter ernstlich zweifelten, ob sie eine solche besäßen*). Duhautcilly berichtet, ein Chinese, nach seinen Kindern befragt, rechne nur die Knaben, und wenn er nur Mädchen habe, antworte er, er habe keine Kinder. Gilt es für Brutalität im ganzen Orient, Frauen hart zu begegnen, so erklärt sich dieses theils aus dem Selbstbewußtsein der Männer, die es unter ihrer Würde halten, eine Frau zu beleidigen, theils aus Achtung für die Eigenthumsrechte der Männer, denen die Frauen angehören, welche bei allen genannten Völkern nur als Waare und Hausrath gelten. Bei

*) Der alte Streit, welches Geschlecht höher stehe, wird von Philosophen und Physiologen gewöhnlich zu Gunsten des stärkeren entschieden. Der Anatom Kobelt z. B. meinte, weil die Geschlechtsorgane beider Geschlechter im Embryo anfänglich gleich gebildet sind und die Differenz erst in den spätern Monaten hervortritt, wobei die weiblichen Sexualorgane dem früheren Typus nahe bleiben, sei das männliche Geschlecht das höher entwickelte. Das Richtige ist wohl, daß das eine Geschlecht diese, das andere jene körperlichen und geistigen Anlagen vorzugsweise und einseitig ausbilde, beide zusammen aber erst den ganzen Menschen darstellen.

den sogenannten klassischen Völkern, den Römern und Griechen, war die Stellung der Frauen keineswegs beneidenswerth, indem ihnen nicht nur alle Theilnahme am öffentlichen Leben abgeschnitten war, sondern ihnen auch die Bildung vorenthalten wurde, selbst in Athen, wo man die Frauen und Jungfrauen streng zu Hause hielt und auf ihr Gemach, die Gynäkonitis beschränkte. Weder die Gesetze, noch die Sitten waren zu Gunsten der Frauen, die in Unmündigkeit und Abhängigkeit ihr Leben hinbringen mußten und die Gesetze, welche das stärkere Geschlecht zu seinen Gunsten machte, wurden nur selten durch die geheimnißvolle Macht der Sitte gemildert, manchmal sogar durch diese noch verschärft.

Es sind die Germanen, bei welchen uns zuerst erfreulichere Ansichten über den Werth der Frauen begegnen. Auch bei ihnen wurde zwar in früherer Zeit die Ehe als ein Handel betrachtet und man setzte die neugeborenen Kinder aus, wenn der Vater sie nicht zum Zeichen der Anerkennung und Aufnahme in die Familie aufhob — aber die Germanen sahen die Frauen keineswegs für geistig niedriger an, sondern nur für das schwächere, des Schutzes bedürftige, darum dem Manne untergeordnete Geschlecht. Nun waren aber die germanischen Völker diejenigen, welche für die Aufnahme und Entwicklung des Christenthums die meiste Empfänglichkeit zeigten und die Humanitätsideen, welche durch das Christenthum kamen, verfehlten bei ihnen ihre Wirkung auch zu Gunsten der Frauen nicht. Dem gesellte sich noch als ein wesentliches Moment die Verehrung Marias bei, der Mutter Christi, der „Himmelskönigin", deren Glanz auf das ganze Geschlecht niederstrahlte und deren Cultus auch im Herzen des rohen Ritters und Knechtes die milderen Saiten ertönen machte. Kein Wunder, daß allmälig die Schuppen von den Augen fielen und daß der Sinn für die Schönheit und Milde des Weibes sich aufschloß, bis zuletzt im Ritterthum die Hingebung an die Frauen und die Widmung zu ihrem Dienste den Gipfelpunkt erreichte. In der modernen Anschauung der gebildeten Völker nehmen die Frauen nicht gerade diesen romantischen Standpunkt, sondern im Ganzen die Stelle ein, welche ihnen gebührt; ist der Mann

der Geist in der Familie, so ist die Frau die Seele; herrscht er durch Verstand und Kraft, so herrscht sie durch Gemüth und Anmuth, und beide werden durch die Liebe zu gleicher Höhe erhoben, wobei der Mann die Familie nach außen, im größeren Ganzen vertritt, während die Frau deren inneres Leben entfaltet und lenkt.

Die Gewinnung der Frauen, die Ceremonieen bei der Verheirathung, die Eheverhältnisse weichen bei den verschiedenen Nationen außerordentlich ab und fänden ihren Platz in einer Geschichte des weiblichen Geschlechtes, die aber, wie Wachsmuth meint, erst noch geschrieben muß*). Die Ehe und das

*) Es mögen nur ein paar mir eben beifallender, weniger bekannter Angaben hier Platz finden. Namentlich bei afrikanischen und asiatischen Völkern machen sich die Liebhaber Einschnitte in Arme und Beine zum Beweise ihrer feurigen Liebe und stellen sich mit Blut bedeckt vor das Fenster ihrer Geliebten. (So die Türken nach Lamotraye, Milady Montague; die alten Moskowiter und Perser nach Corneille Lebruyn, die Neger von Matamba und Congo nach Labat.) Virey sah Franzosen und Deutsche, die sich zweifellos aus ähnlichem Grund Liebesembleme in die Haut gravirten. — Von Glycine chinensis macht man in Japan einen besonderen Gebrauch. Ein Liebespaar, das nicht an sein Ziel gelangen kann, übergibt einem Priester einen Zettel mit beiderseitiger Handschrift. Dieser befestigt ihn an eine Blüthentraube der genannten Pflanze und befruchtet selbe heimlich, wenn der Zettel von einem entsprechenden Geschenk begleitet war. Aeltern und Verwandte fügen sich dann gläubig dem so kund gegebenen göttlichen Willen. — Im Lande Ahir (einer der Oasen der Sahara, von Tuariks bewohnt) bleiben die heirathenden Töchter immer im Wohnorte des Vaters; haben die Männer einen anderen, so kommen sie von Zeit zu Zeit auf Besuch zu ihren Frauen. Der Mann muß die Frauen kaufen, für 2, 3, 4 und mehr Kameele, die immer ihr Eigenthum bleiben und durch deren Dienst sie sich und ihre Kinder ernährt. Die Männer heirathen aber, wenn ihr Vermögen es erlaubt, mehrere Frauen und sind daher auf einer beständigen Wanderschaft von einem Orte zum andern begriffen, während die Frauen außerdem ihre Liebhaber halten. Richardson, Bericht über eine Sendung nach Centralafrika, S. 213. — Hinsichtlich der abscheulichen Sitte der Infibulation im Sudan sagte der Kadi von Bara zu Escayrac de Lauture: „Es ist ein nichtswürdiger Brauch und verstößt gegen den Geist der Religion; wenn ich aber mit meiner Tochter eine Ausnahme machen wollte, so bekäme sie gewiß keinen Mann.“ — Bei den Tschuktschen kann sich nach Krascheninikow ein Mädchen nur verheirathen, nachdem sie mehrfache Proben ihrer Geschicklichkeit im Stehlen abgelegt hat. — Bei den Saken mußte der Jüngling mit der Jungfrau vor der Verhei-

Familienleben stehen in mannigfacher Beziehung zum Leben im größeren Ganzen und zur Religion, und die Priester haben zu allen Zeiten einen möglichst großen Einfluß hierauf sich zu sichern gesucht. Die Verbindung dieser wichtigen Institutionen mit religiösen Vorstellungen und mit der Lebens- und Staatsform eines Volkes veranlaßt eine Menge sonderbarer Gebräuche, die um so fremdartiger, um so abentheuerlicher sein werden, je eigenthümlicher jene Vorstellungen und Formen sind. Polygynie herrscht bei den meisten Völkern der warmen und einiger nordischen Länder und nothwendig muß hier der Einfluß der Frauen in der Regel viel geringer sein als bei der Monogynie; doch genießen bei den in Vielweiberei lebenden Galla die Frauen demungeachtet ziemlichen Einfluß und hie und da wird eine sogar Herrscherin oder Anführerin im Kriege*). Polyandrie

---

rathung (nach Aelian) erst ringen, um sie zu besiegen, wie mit Brunhilde oder mit Aigiarn, Prinzessin von Caidu, nach Marco Polo, oder mit Atalante, Bastian III, 293. — Die Buschmänner rächen es fürchterlich, wenn etwa ein Gastfreund von den Küstenstämmen Einem seine Frau entführt hat. Er erschießt im nächsten Dorf den ersten besten und brüllt den Einwohnern zu, wer er sei und daß sie den Mann verantwortlich machen müßten, der ihm sein Weib gestohlen. Diese fühlen keine Erbitterung gegen den Mörder, der nur eine schwere Beleidigung gerochen hat, und weil sie den Entführer gewöhnlich nicht erreichen können, tödten sie im nächsten Dorfe einen Menschen und dieses wieder einen in einem anderen, so daß sich die Blutthat in einer Nacht vielleicht sechsmal wiederholt. Das Morden wird fortgesetzt, bis jedes Dorf auf seiner Hut ist. Dem Häuptling desjenigen, in dem der letzte Mord verübt wurde und der keine Vergeltung mehr üben kann, bleibt nichts übrig, als den Entführer aufzusuchen und die Sühne durch Geld von ihm anzunehmen, worauf der Friede im Lande wieder hergestellt ist. Leighton Wilson Westafrika S. 204.

*) Außer der Ansicht vom Weibe bei barbarischen Völkern ist die Polygynie auch durch das frühe Verwelken der Frauen motivirt. Von nordischen polygynischen Völkern nennt Prevost die Tataren, Krascheninnikow und Steller die Kamtschadalen, Chappe, d'Auteroche, Pallas sibirische Stämme Lahorton, Denys, Hennepin, Dumont nordamerikanische Indianer. — Bei der Vielweiberei, wo die Frau häufig nur Eigenthum ist, kommt es vor, daß die Frauen bei gegebener Gelegenheit sich gerne auf das empfindlichste an ihren Männern rächen. Eroberung wurde nicht selten durch die Weiber erleichtert. Die Kamtschadalinnen kamen den Russen und Kosaken bereitwillig entgegen, die Peruanerinnen und Mexikanerinnen erleichterten die Unternehmungen

kommt nur sehr vereinzelt vor, z. B. in Tübet nach Stewart und Boyle, in Calecut nach Tachard, bei den Kanaoris nach Jacquemont*).

Bei den meisten Völkern ist die Ehe zwischen nahen Verwandten untersagt; Ausnahmen hievon waren z. B. die Skythen, wo Väter ihre Töchter, und die alten Perser und Incas, deren Könige öfters ihre Schwestern heiratheten. Es fehlt in der Geschichte nicht an Tyrannen, welche zu politischen Zwecken die Ehe verboten oder erschwerten**), und nicht an Sekten und Genossenschaften, welche Ehelosigkeit zum Gesetz machten; Erschwerung der Ehe ist auch in den stehenden Heeren durch die Natur der Sache geboten. Der Cölibat der katholischen Geistlichen beruht, was man auch dagegen einwenden kann, auf einer großartigen Auffassung der Aufgabe der Kirche und hat mächtig zur Herrschaft derselben im Mittelalter beigetragen. Es ist schon längst widerlegt, daß derselbe von Pabst Gregor VII. eingeführt

der Spanier und verriethen die Anschläge ihrer Landsleute; Mariana, die Geliebte des Cortez, war das Hauptwerkzeug zur Eroberung von Mexiko; eine Tochter des letzten schmählich erdrosselten Inca wurde die Mätresse Pizarros, eine andere Peruanerin die Buhlerin des Almagro. Theils das Neue und Fremde, theils das Vorzüglichere, namentlich die größere Kraft zieht an den Eroberern an.

*) Voyage dans l'Inde, livr. 25, p. 402. Dieses kleine abgesonderte Volk von etwa 10,000 Seelen bewohnt den Kanaver im Himalayah. Fast Alle kennen sich unter einander und leben sehr einig. Sie behaupten, daß die Frauen sich nie über den Ursprung eines Kindes irren; auch ist jeder Mann geneigt, sich eine zweifelhafte Vaterschaft zuzueignen und ist stolz auf den Zuwachs der gemeinschaftlichen Familie. Liebe scheint so wenig bei Männern als Frauen stattzufinden, daher gibt es auch weder Eifersucht noch Streit.

**) Der Tyrann Chaka, König der Zulus und Gründer des Zulureiches, ließ die Frauen tödten, von denen er Kinder zu erwarten hatte und wollte auch, daß seine Krieger keine Kinder hätten. Jeder Krieger, der einen Auftrag nicht auszuführen vermochte, wurde hingerichtet; die Soldaten seines Heeres, das auf 30—50,000 Mann angegeben wird, erhielten erst spät die Erlaubniß zu heirathen, durften aber mit ledigen Weibern leben. Obwohl er bei seinen Kriegszügen auch Weiber und Kinder nicht schonte, war doch sein Zweck nicht die Vernichtung, sondern die Unterwerfung und Zinsbarmachung der Stämme, die er mit Krieg überzog.

worden sei, indem er bereits in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche von vielen Klerikern beobachtet wurde, ohne daß noch Gesetze hiefür bestanden, da die Virginität wie bei Christus, dem Gründer der Kirche, so auch bei deren Priestern als ein wesentliches Erforderniß angesehen wurde. Diese Ansicht scheint später eine Abschwächung erfahren zu haben, worauf dann die Cölibats**gesetze** kamen, und zwar die ersten schon im 4. Jahrhundert. Die Erkenntniß, daß der Cölibat ein mächtiges Mittel zur Förderung hierarchischer Zwecke sei, gehört einer spätern Zeit an. Die Kirche mußte oft die Klerogamie dulden und sah sich genöthigt, den Cölibat auf die höheren Stufen der Kleriker zu beschränken. — In Tibet soll — wohl übertrieben — die Zahl der männlichen und weiblichen Talapoinen fast die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. Durch den Cölibat einer zahlreichen Geistlichkeit muß freilich der Fortschritt der Bevölkerungszunahme wesentlich beeinträchtigt werden. — Es hat ferner zu allen Zeiten Sekten gegeben, welche wegen besonderer Zwecke Ehelosigkeit zur Pflicht machten; nach **Pickering** findet sich unter den Hindus eine solche, Manabhawas genannt, wo die Ehe streng verboten ist; man tödtet regelmäßig die Kinder und die Sekte erhält sich nur durch Ankauf.

Manche sonderbare Gebräuche bei der Verheirathung und bei der Niederkunft erklären sich aus den Vorstellungen, welche sich die Völker von der Gewalt außermenschlicher geistiger Wesen, der Dämonen oder Götter machen, so die sonderbare Sitte, welche nicht bloß bei brasilischen und afrikanischen Völkern, dann bei Tatarenstämmen und Bewohnern ostasiatischer Inseln (Carlo), sondern auch bei europäischen in früher Zeit zu Hause war*),

*) Diodor von Sicilien erzählt sie von den Corsen und Apollonius von Rhodus schreibt eine fast ähnliche Sitte den am schwarzen Meere lebenden Tibarenern zu. Nach Moreau de Jonné's Naturgeschichte des Weibes II, 143 kommt jene Gewohnheit jetzt noch in einigen Gegenden an den Pyrenäen vor. Nach Strabo, Plinius, Pomponius Mela fand sie sich auch bei den Thrakern, Skythen, Cantaberern, Keltiberiern, Illyriern und Liguriern. — Glaubwürdige Personen sagten mir, daß in manchen Distrikten des Kantons Bern die Frau nach der Entbindung die Uniform des Mannes anziehe und sich damit zu Bette lege. Mit diesem Vorstellungskreis hängt auch zusammen,

daß nach der Entbindung der Frau sich der Mann zu Bette legt oder wenigstens seine gewohnten Beschäftigungen für einige Zeit einstellt, während die Frau sogleich wieder ihren Arbeiten nachgeht. Die Vorstellung hiebei ist diese, daß durch die gewohnte Lebensweise des Mannes um diese Zeit die Dämonen-Mächte gereizt, möglicherweise beleidigt werden und dann ihre Angriffe auf den schwächsten Punkt, den Säugling, richten möchten. Deßhalb legt sich der Mann wie bei den alten Illyriern, so jetzt noch bei manchen brasilischen Stämmen, dann bei den Cassange in Afrika nach der Entbindung der Frau nieder, um den Krankheitsdämon zu täuschen und seine Aufmerksamkeit vom Säugling abzulenken oder er vermeidet wenigstens zu jagen und Bäume zu fällen, wie es bei den Bowakken geschieht. Bei vielen Indianern Brasiliens enthalten sich Mann und Frau, wenn die Geburt eines Kindes naht, aller Fleischspeisen.

Bei Völkern, wo die Population sehr rasch zunahm, so daß Sorge um die Möglichkeit, sich zu ernähren, eintrat, kommt öfters Kinderaussetzung vor; sie war z. B. in Athen gebräuchlich und ist es seit alter Zeit in China und Afrika*).

was Krebel a. a. O. S. 21 von den Esthen berichtet. „In der Brautnacht darf nichts Geschlechtliches, in manchen Gegenden nicht einmal Berührung des Busens stattfinden, weil sonst später beim Stillen die Brüste erkranken würden. Als Mittel zur Erleichterung der Geburtsschmerzen betrachtet man das in Mitleidenschaftziehen des Mannes. Um dieses zu bewirken, gibt man ihm am Hochzeitsabend viel Bier mit Ledum palustre versetzt, um tiefen Schlaf herbei zu führen; während dessen kriecht die Frau, ohne daß der Mann etwas davon merkt, weil sonst der Zauber schwindet, durch die Beine des Mannes. Auch wurde früher zu gleichem Zweck ein abgeschlachtetes noch zappelndes Huhn an die Pudenda gehalten."

*) Bei mehreren Negervölkern werden mißgestaltete Kinder und Zwillinge getödtet, in einem Dorfe bei Benin nebst der Mutter geopfert; bei den Ibus wird eine Mutter, welche Zwillinge geboren hat, ausgestoßen und muß einen harten Reinigungsproceß durchmachen, bis sie wieder in die Gesellschaft zugelassen wird. In Bonny werden alle Kinder nach dem vierten getödtet und die Mutter verbannt. Die Indianer am Orinoko tödten eines von zwei Zwillingskindern, weil sie hier ein Zeichen von Untreue erblicken, während ihre Frauen Zwillingsgeburten für etwas Thierähnliches, den Menschen Herabwürdigendes ansehen. Aehnliche, manchmal auch religiöse Vorstellungen mögen die Neger leiten.

Rücksichtlich der Gewalt des Familienvaters über die Kinder beobachten wir eine ähnliche Stufenfolge wie in seiner Macht über die Frau, so daß sie bei wilden oder halbcivilisirten Völkern fast unbeschränkt ist und bis zur Verfügung über Leben und Tod reicht; so in frühester Zeit auch bei den Hebräern, Griechen, Römern. In roheren Verhältnissen verwendet der Mann das heranwachsende Kind gleich der Frau zu seinem Dienste, indem es sich nach seinen Begriffen von selbst versteht, daß der Stärkere die Macht über den Schwächeren habe. Bildet sich der Staat mehr aus, so wird derselbe die Gewalt des Vaters über die Familie, namentlich über die Söhne beschränken, weil er diese für den öffentlichen Dienst nöthig hat, während die Behandlung der Frauen und Mädchen erst in sehr ausgebildeten Verhältnissen bei den Gesetzgebern Berücksichtigung findet. So mangelhaft sind aber hierin noch manche Gesetzgebungen, daß es oft schlimm um die weiblichen Familienglieder stände, hätte sich nicht eine Macht der öffentlichen Meinung gebildet, die über Rückfälle in die Sitten einer barbarischen Zeit ihr Urtheil spricht.

Nur sehr selten sind Völker aus einer oder aus verwandten Familien hervorgegangen und werden in diesem Falle eine größere Gleichförmigkeit in ihrer ganzen Beschaffenheit zeigen, als in jenen viel häufigeren Fällen, wo sie aus einem Aggregat von Familien mehr oder minder differenter Art oder selbst aus verschiedenen Stämmen zusammenwachsen. Ein Beispiel ersterer Art bieten uns die peruanischen Incas, welche man als eine zur Kaste erweiterte Familie bezeichnen kann. Erwächst ein Volk aus mehreren Bestandtheilen, nach einem Kriege z. B. aus Siegern und Besiegten, so spricht sich diese Art der Entstehung gewöhnlich durch das Dasein von Freien und Unfreien aus, ein Unterschied, der erst nach Jahrhunderten durch die Bildung und die Aenderung der Vermögensverhältnisse ausgeglichen wird. Es hat bedeutende Politiker gegeben, welche die abstrakte Gleichheit aller Menschen als keineswegs heilsam für die Gesellschaft angesehen haben; Calhoun findet die Annahme völliger Gleichheit und somit Gleichberechtigung aller Menschen unhaltbar und sie veranlaßt nach ihm nur rohe

Gewalt der Menge und Unterdrückung aller in der Minderzahl befindlichen Rechte und Interessen. Fragen wir die Geschichte, so lehrt sie uns, daß zu allen Zeiten und bei allen Völkern nie Gleichheit, sondern immer Ungleichheit bestanden, daß es überall verschiedene Rangklassen der Gesellschaft mit verschiedenen Rechten und Pflichten und von verschiedenen Bildungsstufen gegeben habe und daß jene völlige Gleichheit nur ein Erzeugniß der neuen philosophischen Spekulation ist*). Das wahre Verhältniß ist dieses, daß neben dem Streben nach Gleichheit überall unter den Menschen auch das Streben nach Ungleichheit vorhanden ist, daß in jedem Kreise bis herab zu dem kleinsten sich immer die Einen über die Andern zu erheben trachten; selbst unter Sklaven, unter Verbrechern macht sich dieser allgemeine Hang der Menschennatur geltend. Den Germanen, ohne Zweifel demjenigen Stamm der Menschheit, in welchem die humanen Ideen die größte Kraft und Innigkeit hatten, war doch der Begriff eines allgemeinen Naturrechts der Menschen fremd; neben den Freien bestand die Klasse der Unfreien, im Kriege oder auch im Spiel Besiegten, in denen aber deßhalb doch nicht die Menschenrechte durch rohe Behandlung verletzt wurden. Das Knechtswesen nahm seit den Wanderungen und Eroberungen und dem Emporkommen der Feudalität überhand. In der Periode der germanischen Völkerwanderung wurden die Besiegten zu Unfreien, obwohl in verschiedenen Graden gemacht, deren unterster die Sklaverei war. Sklaverei wurde im frühern Mittelalter in ganz Europa getrieben, obschon sich die Kirche jederzeit dagegen erklärt hatte**). Am schwersten hatten es wohl die Slaven

*) Mehr als Gleichheit vor dem Gesetz ist kaum zu erreichen und auch nicht zu verlangen. Ungleichheit in allen Beziehungen scheint vielmehr ein Weltgesetz zu sein, aber weil sie so sehr verschiedener Art ist, führt sie selbst wieder Compensation herbei, indem, wenn z. B. die Einen im Range, Besitz, Genuß bevorzugt sind, die Andern ihnen in Verstand, Kenntnissen, Bildung vorangehen; die Einen zeichnen sich durch Schönheit, die Andern durch dauerhafte Gesundheit, die Dritten durch Genügsamkeit aus und sich glücklich zu fühlen ist bei den verschiedensten Beschaffenheiten möglich.

**) Waiz a. a. O. II, 271 führt an, wie sich die Begriffe über Sklaverei merkwürdig geändert; im Mittelalter gab es öffentliche Sklavenmärkte

unter deutscher und magyarischer Herrschaft. Durch die Feudalität litt auch die Gemeinfreiheit; selbst die Kirche nahm Leibeigene und Hörige. Aber selbst unfreie Genossenschaften hatten im Mittelalter merkwürdiger Weise für ihre innern Angelegenheiten Autonomie, und da diese selbst den Juden zu Gute kam, so konnten sich diese bei aller Verfolgung erhalten.

Wie die Bildung fortschreitet, verschwinden allmälig die Unterschiede der Geburt oder es macht sich neben dieser noch der Maßstab der Bildung geltend, und zwar allmälig in solchem Grade, daß vornehme Geburt ohne Bildung nur zum Nachtheil des Betreffenden ausschlägt. So lange der strenge Unterschied der Freien und Unfreien, einer herrschenden und einer dienenden Kaste besteht, bleiben auch die Kenntnisse im Besitz der ersteren und die zweite wird in Unwissenheit erhalten. Die Kenntnisse haben aber eine Aehnlichkeit mit dem Licht und der Wärme, sie streben sich auszubreiten, ihre Strahlen dringen herab in die tieferen Schichten der Gesellschaft, erleuchten und durchdringen auch diese, und was zuerst nur Geheimgut der Priester oder Edeln war, theilt sich später, besonders in Krisen eines Staates auch den Geringeren mit und erhebt diese aus der Niedrigkeit. Die Geschichte lehrt aber weiter, daß dieses nur für kurze Zeit stattfindet und daß die Erkenntniß sich bald wieder in einer kleinern Anzahl von Köpfen sammelt, die aber jetzt nicht mehr allein der bevorrechteten Klasse, sondern auch den andern angehören; es ist neben der Aristokratie der Geburt eine Aristokratie der Bildung entstanden, womit nothwendig auch viele andere Schranken fallen müssen, welche sonst die verschiedenen Gesellschaftsklassen von einander trennten. Bis dahin vermeiden die herrschenden streng jede Vermengung mit der

in Frankreich, Italien und England, wo man ohne Anstoß gekaufte oder geraubte Menschen feil bot. Engländer wurden noch im 12. Jahrhundert vielfach nach Irland verkauft, in den Kohlengruben von Schottland, auf den westlichen Hebriden gab es Leibeigene, die es härter hatten als die Neger. Nach Norris waren die Mitglieder der Society for propagating Christianity, zum Theil vornehme Geistliche, im 18. Jahrhundert Sklavenbesitzer in Westindien und verwendeten einen großen Theil ihres Einkommens von den Sklaven auf die Ausbreitung des Christenthums.

unteren und diese wird durch Gesetz und Sitte verpönt; Verbindung mit einer Person aus den tiefern Klassen zieht Verlust der Rechte, wenn nicht noch Schlimmeres nach sich. Schon bei barbarischen und halbcivilisirten Völkern wurde oder wird streng auf die Standesprivilegien und Standespflichten gehalten, wie in Indien, in Tyrus, im alten Rom, wo die Kämpfe der Patrizier und Plebejer oft die Republik bis in den Grund erschütterten, in Genua und in vielen andern Staaten. Der mexikanische Adel, der eine drückende Herrschaft über die leibeigenen Klassen und unterworfenen Völker ausgeübt hatte, deren Haß sich dann gegen die mexikanischen Zwingherren richtete, mußte in der Stunde der Gefahr einen Theil seiner Herrschaft über die in Unterwürfigkeit Gehaltenen fahren lassen, zu spät, um die Eroberung des Reiches durch Cortez und seine indischen Verbündeten aufzuhalten, welche ohne diese Umstände nicht möglich geworden wäre. Selbst auf den Südseeinseln finden wir die Klassen der Edeln und der Geringen; „wie Arjuna fürchtete Finow auf Wawau bei den fortdauernden Kriegen die Vermischung der edeln Geschlechter mit dem Volk"*), denn nächst der Revolution ist es vor Allem der Krieg, welcher den Unterschied der Stände erschüttert und theilweise aufhebt und die „Geringen" zum Bewußtsein ihrer Macht bringt. — Der **Grad** des Abhängigkeitsverhältnisses kann wieder sehr verschieden sein und gewährt auf den tiefsten Stufen der Sklaverei und Leibeigenschaft dem Herrn das Recht über Gut und Blut des Beherrschten und löst sich zuletzt in eine Abgabe oder eine Abfindung auf, wenn nicht durch eine gelungene Revolution auch diese unnöthig wird. Im alten Rom haben freigelassene Sklaven nicht selten ihre Herren beherrscht; heutzutage können am Cap Lopez und am Gabun in Guinea auch Sklaven Ansehen und Reichthum erwerben und es gibt solche, die angesehener und reicher als ihre Herren sind; ja sie können selbst wieder Sklaven besitzen. Ein Sklave am Gabun antwortete auf die Frage, warum er sein Gold nicht zu seiner Loskaufung benutze: „Ich habe so

*) Bastian a. a. O. III, 373.

viel Freiheit als ich brauche, und ziehe es vor, mir für mein Gold einen Sklaven zu kaufen, der mir dient.“ —*) Der Mensch hat, wie das Recht auf Freiheit, so den unvertilgbaren Trieb nach ihr zu streben. Wer einigermaßen die Gräuel kennt, welche die herrschenden Klassen im Mittelalter gegen die niederen verübten, welche sie verachteten, beschimpften, aussaugten und bis auf das Blut quälten, der begreift auch die Gräuel der Bauernkriege. Wollte man jedoch alle Lasten abschaffen, so wäre die Cultur der Nationen, die Erreichung der Staatszwecke, die Macht-

*) Portugiesen raubten zuerst an der Küste von Guinea Neger oder handelten solche ein; ihnen folgten die übrigen europäischen Seevölker. In den Vereinigten Staaten züchtete man gleich von der ersten Zeit der Einfuhr die Neger wie Hausthiere; man verkaufte sie aus Maryland, Virginien, Kentucky nach den südlichen Staaten, wo sie früher seltener waren. Muhammedaner und Neger selbst behandeln ihre Negersklaven viel menschlicher, als dieses in den Kolonien der Weißen geschieht, besonders in Westindien, wo es zum Theil Princip war, die Neger sich geradezu todt arbeiten zu lassen und dieses durch grausames Peitschen zu erzwingen, während sie in den Vereinigten Staaten aus Berechnung zwar menschlicher behandelt, aber moralisch noch tiefer herabgedrückt wurden. — Die Europäer haben früher etwa 150,000 Sklaven aus Afrika ausgeführt, die Muhammedaner 50,000. Nach der Unterdrückung des Sklavenhandels sank die erstere Zahl auf ungefähr 60,000. Die englischen Bemühungen zur Abschaffung des Sklavenhandels nützen aber sonst wenig, weil die Negerkönige dem Sklavenhandel nicht entsagen und ihre Unterthanen nicht zu friedlicher Thätigkeit anhalten wollen. Der gewaltthätigste und roheste Menschenraubstaat ist Dahomey; es gehört zu seinen Regentenpflichten, jedes Jahr einen Raubzug zu machen, wo Alles, was man nicht gefangen wegführt, erschlagen wird, die Dörfer niedergebrannt werden, das Land zur Wüste wird; in verzweifelten Gefechten gibt stets die Amazonengarde von 5000 Weibern den Ausschlag. Bei der Thronbesteigung und andern Veranlassungen werden Menschen zu Tausenden geschlachtet. — Die englische Negeremancipation kam zu rasch, so daß viele Pflanzer zu Grunde gingen, weil vielleicht die Mehrzahl der Neger sich nicht zu freier Arbeit hergeben will; die Abolitionisten in Nordamerika werden, wenn sie siegen, wenigstens für eine gewisse Periode die gleiche Calamität für die Südstaaten herbeiführen. Hier ist unendlich schwer zu helfen, weil andere Völker die Arbeit im Freien in heißen Ländern nicht aushalten. Und doch soll im Interesse der Menschlichkeit die Sklaverei ein Ende nehmen. Der Weg hiezu wäre, meine ich, die Neger in ihrer afrikanischen Heimath zur Erzeugung der Kolonialprodukte zu veranlassen, indem man in ihnen das Bedürfniß nach europäischen Industrieprodukten erweckt. Wenn der Handel

stellung nach außen vernichtet, weßhalb z. B. gegenwärtig der Czar Alexander II. alle weiter gehenden Ansprüche der Bauern zurückweist, die mit der Leibeigenschaft sich aller Lasten entbunden wähnten. Eine Art Sklaverei, z. B. in der Form der Fabrikarbeiter wird wohl noch lange und gerade unter den Nationen am meisten fortbestehen, welche man als die vorgeschrittensten und vermeintlich glücklichsten preist. Von Nordamerika meinte A. v. Humboldt*), es gewähre den traurigen Anblick, daß die Freiheit nur ein Mechanismus im Elemente der Nützlichkeit sei, wenig veredelnd und wenig Geist und Gemüth anregend.

In den wunderbaren Organisationen, welche man Staaten nennt, suchen die Menschen, vom Selbsterhaltungs- und Vervollkommnungstriebe geleitet, die sittlichen Ideen zu verwirklichen und die Culturbedürfnisse zu befriedigen. Während die sogenannten Thierstaaten (der Bienen, Ameisen, Termiten) ihren Typus in der gleichen Spezies unverändert beibehalten, sehen wir in der Menschengattung die verschiedensten Staatsformen von den schwächsten Anfängen**) bis zur complicirtesten Gestaltung verwirklicht und zugleich in immerwährender Veränderung und Umbildung begriffen. Die Form der Staatsverfassung hängt zunächst vom Genius der Völker, dann von den histo-

der Europäer mit den Negervölkern sich hebt (in neuester Zeit sind zum Gold und Elfenbein auch Baumwolle und Palmöl als Ausfuhrartikel gekommen), so wird auch der Sklavenfang und Verkauf abnehmen. Kauft man keine Sklaven mehr, so werden die afrikanischen Völker zur Cultur von Nutzpflanzen gezwungen, wobei dann freilich zu verhindern wäre, daß sie eben hiedurch nicht wieder in eine neue Sklaverei, nämlich in die ihrer habsüchtigen Fürsten gerathen. — Auf Haiti kann ein Weißer weder Grundeigenthum noch Bürgerrecht erwerben; zieht er vor reichen und angesehenen Negern, namentlich vor Damen nicht den Hut, so verfolgt man ihn mit Schimpfworten. Verkehrte Welt mit anderwärts verglichen!

*) Briefe an Varnhagen S. 295.

**) Bei den Indianern Nordamerikas findet sich, etwa mit Ausnahme der Krihs und Irokesen, keine eigentliche Regierung; Alles hängt von Sitte und Brauch, von Herkommen und Meinung, von instinktiven Trieben ab, für Gesetze in europäischem Sinn haben ihre Sprachen nicht einmal ein Wort. Als Rink die Nikobaren fragte, wer über sie gebiete, antworteten sie lachend, wie er glauben könne, daß Einer gegen solch' eine große Zahl etwas vermöge?

rischen Schicksalen und der Culturstufe ab. Die Staaten des Alterthums, namentlich des Orients hatten ihre Anfänge in der Autokratie und Theokratie, die germanischen und normannischen in der Demokratie, so daß bei der Volksversammlung die Souveränität war (wie jetzt noch in einigen Schweizerkantonen) und von ihren Beschlüssen auch die Fürsten abhingen, wo es deren gab. Die Stufen zur monarchischen Gewalt öffnete der Oberbefehl im Kriege und sie wurden rasch erstiegen, wo Eroberung und Besitznahme fremder Gebiete stattfand. Wenigstens dem mittelalterlichen Staate und auch der Kirche war hingegen Absolutismus nicht eigen, indem in den kleinsten wie in den größten Kreisen die Macht des Vorstandes beschränkt war. Bei den Orientalen hingegen hat sich die despotische Regierungsform bereits in der ältesten historischen Zeit entwickelt — das Sinnbild des ägyptischen Königthums ist die Sklavenpeitsche — und bis auf diese Tage sich als die fast ausschließliche erhalten. Bei der Despotie ist keine öffentliche Meinung möglich und eine öffentliche Moral nur in sehr beschränktem Maaße; die Meinung des Herrschers ist in allen Dingen maßgebend, verwandelt das Laster und Verbrechen in Tugend und Schönheit und läßt die Tugend als Verbrechen erscheinen. Sklavische Unterwürfigkeit und Liebedienerei sind die Normen des öffentlichen Lebens und das ewige Einerlei wird höchstens durch Empörungen der Vasallen und Söldner und Palastrevolutionen unterbrochen, welche nicht die Freiheit, sondern nur einen Wechsel des Herrschers herbeiführen. Die vollendetste Ausbildung hat der Despotismus in den alten assyrischen und persischen Reichen erlangt; vor dem Großkönig waren selbst die vornehmsten Vasallen nur Knechte, unter sich und von den Geringen wohl verschieden, vor dem Herrscher, dem Inhaber aller Macht, dem Spender aller Gnaden, gleich nichtig*). — Der Despotismus

*) Im Chalifat sind die charakteristischen Züge des orientalischen Despotismus ebenfalls sehr stark ausgeprägt, so die Unsicherheit alles Lebens und Eigenthums, das Wüthen der Herrscher gegen die nächsten Verwandten durch Gefangensetzung, Blendung, systematische Ermordung, wogegen auch wieder die Mehrzahl der Chalifen, nämlich 38 von 59, gewaltsam ums Leben kam. — Bei den Unterthanen der Despoten entwickelt sich häufig ein alles

paßt nur für ganz rohe Völker oder vorübergehend für Zustände gänzlicher Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung, denn besser ist immer noch eine Willkürregierung, welche die Massen zur Arbeit und Ordnung anhält, als gar keine Regierung. Besonders ebene reiche Länder sind für den Despotismus geeignet, weil die Bewohner solcher schlaffer, weicher und feiger sind, ihn auch wegen der leichteren Befriedigung der Lebensbedürfnisse eher ertragen.

Die meisten Völker befinden sich bei der Monarchie am besten, verlangen aber hiebei um so mehr Antheil an der Regierung und Sicherstellung gegen despotische Uebergriffe, auf einer je höhern Stufe des politischen Bewußtseins sie stehen. (Auch die Israeliten ließen sich das Königthum nicht länger vorenthalten, obwohl ihnen Samuel sagte, was ein König ihnen thun würde, den sie mit Gewalt haben wollten.*) Diesen Trieb zur monarchischen Regierungsform erzeugt einerseits das Bedürfniß nach einer Concentration der höchsten Gewalt behufs kräftigerer Niederhaltung der Bösen, Eigenmächtigen und Ehrgeizigen, welche mit ihrem Anhang immerwährende Unruhe und Unsicherheit erhalten, andererseits der Glanz, welchen das Königthum um sich verbreitet, und die Möglichkeit, durch dasselbe zu gesicherteren Ehren zu gelangen, als diese die demokratische oder aristokratische Regierungsform zuläßt. — In bis dahin republikanischen Staaten wird das Königthum vorbereitet durch Abschwächung der ständischen und municipalen Freiheiten und Rechte, durch Centralisirung der Gewalten, durch fortwährende Agitation der Partheien und ihrer Führer, durch die Blindheit und Einseitigkeit ersterer und ihre übertriebene Bewunderung und Hingebung an die letzteren, bis es dem schlauesten und glücklichsten derselben gelingt, sich endlich als Präsident, als Protektor oder

Maaß überschreitender Legitimitätsschwindel und eine ganz unfruchtbare sklavische Hingebung; nach Kämpfer drängten sich in die Blindengesellschaft der Forkisados in Japan die vornehmsten Personen, nachdem der von dem Taikun Joritomo überwundene und begnadigte Feldherr Kakeligo sich die Augen ausgerissen und sie dem Taikun zum Geschenke angeboten hatte, um sich der Empörung gegen ihn für immer unfähig zu machen.

*) I. Könige 8.

Diktator an die Spitze des Gemeinwesens zu stellen und sich zuletzt die Krone aufzusetzen. Findet sich dann etwa noch ein Cassius und Brutus, welche den Cäsar tödten, so nützt dieses gewöhnlich nichts, weil hinter Cäsar bereits Augustus steht.

Die Frage nach der besten Form des Staates hat in ihrer Allgemeinheit keinen Sinn und kann demnach nicht beantwortet werden. Bedenkt man, daß der Staat die Institution ist, durch welche die sittlichen Ideen verwirklicht werden sollen, deren Urquell die Gottheit ist, so sollte man die Theokratie für die vortrefflichste Staatsform halten, welche auch in alter und neuer Zeit oft bestanden hat. Unterordnung aller weltlichen Gewalt unter die kirchliche war auch die leitende Idee des Pabstthums in seinem Kampfe gegen den Kaiser und die Fürsten, denn das Irdische als das Geringere und Vergängliche sollte dem Himmlischen und Ewigen untergeordnet sein. Daß Theokratieen sich demungeachtet nicht für immer erhielten, rührt einestheils von ihrer Vertretung durch Menschen her, an deren Schwächen und Leidenschaften sie scheiterten, andererseits von der veränderten Weltanschauung im Laufe der Zeiten. Wenn nach Priestley der einzig vernünftige und eigentliche Zweck einer Regierung die höchste Glückseligkeit des Volkes ist, so wird jene die beste sein, welche diese Glückseligkeit herbeizuführen vermag, indem sie den Zuständen, Bedürfnissen und der Bildungsstufe eines Volkes möglichst angemessen ist und ihm nach Kräften Rechnung trägt. Eilt sie der Entwicklungsstufe des Volkes voraus, so wird sie öfters unpassende Maßnahmen treffen, wie z. B. unter Kaiser Joseph II. geschah, während eine Regierung, die einem in kräftiger Entwicklung begriffenen Volke hemmend entgegentritt, von diesem in die Länge nicht ertragen wird. Ein rohes Volk wird weder zur Demokratie, noch zur gemäßigten Monarchie geeignet sein, sondern bedarf eine unumschränkte Gewalt, welche durch die Despotie oder Aristokratie geübt werden kann. Für größere Staaten paßt in der Regel die Republik weniger als die Monarchie, weil die bedeutende Complikation der Verhältnisse und die Theilnahme an der großen Politik eine einheitliche Zusammenfassung der Gewalten und in vielen Fällen eine rasche Entscheidung fordern, welche

verantwortlichen Executiven abgeht. Die vollkommenste Verfassung für große Völker, die energisch in den Weltverkehr eingreifen, scheint die englische zu sein, eine konstitutionelle Monarchie oder vielleicht richtiger eine Republik mit repräsentativen Staatskörpern und monarchischer Spitze, und man kann sich nicht genug über den langsamen Gang der Civilisation und die schwierige Verbreitung großer und fruchtbarer Ideen wundern, wenn man bedenkt, daß gerade im Ausgang des 17. und durch das ganze 18. Jahrhundert, wo England sich großer Freiheiten und dieser musterhaften Verfassung erfreute, auf dem Continent unter Frankreichs Vorgang die Zeit der vollendeten Fürstengewalt eintrat, für welche erst im 19. Jahrhundert Beschränkungen kamen, wenn man die vorübergehende ausnimmt, welche die Monarchie Ludwigs XVI. kurz vor ihrem Untergang in der Revolution erfuhr*). Frankreich, dieses Land des Wechsels, das von 1789 bis zum Staatsstreich von 1852 mehrmal an der Spitze der demokratischen Richtung stand, hat vom 17. Jahrhundert an bis zur Revolution den Despotismus gefördert und auch im übrigen Europa die unbeschränkte Fürstengewalt möglich gemacht, während es seit 1852 der Lenkung eines einzigen Willens gehorsam nach dessen Interessen bald die Demokratie, bald die Fürstengewalt begünstigt. — Die Freiheit mag zwar durch die feurige Energie der romanischen Völker zeitenweise gefördert werden, sie wird aber schwerlich ihren bleibenden Sitz bei ihnen aufschlagen.

*) Richelieu sagte: „Les rois doivent suivre leur marche sans s'inquiéter des cris du peuple, comme la lune suit son cours sans être arrêtés par les aboiemens des chiens.“

Neunter Vortrag.

Religion und Cultus.

Während der Staat zunächst die Förderung der irdischen und zeitlichen Interessen der Menschen zur Aufgabe hat, tritt er doch auch für die ewigen Interessen ein, indem er den sittlichen Ideen Raum zur Bethätigung schafft. Die Sphäre jedoch, in welcher sich die ewigen Interessen und eine über die ganze materielle Welt hinaus reichende Richtung des Menschen wesentlich geltend machen, ist die Religion und das Institut für ihre Verwirklichung ist die Kirche, deren Betrachtung Gegenstand der nächsten Vorträge sein soll.

Zum Wesen der menschlichen Natur gehört als ein Hauptmoment, an unsichtbare Gewalten zu glauben, die in das menschliche Schicksal wie in das Leben der Körperwelt eingreifen, das Gemüth theils mit Furcht und Schrecken, theils mit Liebe und Bewunderung erfüllen, und welche der Mensch zu versöhnen, zu gewinnen, zu verehren sich gedrungen fühlt*). Es gibt nur wenige Völker, die ganz ohne Religion und Cultus zu sein scheinen, wie z. B. die Eingeborenen bei Cap Mount, welche, als Smith

---

*) Sprenger, Mohammad I, 224 schreibt: „Der Religionsinstinkt ist der Kompaß der Menschheit auf den Fluthen der Zeit, und um ihn zu begreifen, muß man ihn mit dem Instinkt der Sitten und Sprache vergleichen. Alle drei haben so viel mit einander gemein, daß sie wie Elektrizität, Licht und Wärme sich als Zweige desselben Stammes erweisen dürften. Die Vernunft ist die Dienerin der heiligen Inspirationen, dieses Gottes in uns." — Wenn der Geist des Menschen in Ewigkeit her von Gott vorgesehen war, so muß er im irdischen Leben sich des in ihm vorhandenen göttlichen Momentes bewußt und dadurch zum Forschen nach demselben und zur Verehrung seines Ursprunges sich angetrieben finden, was man dann als Ergebniß einer besonderen Offenbarung ausgelegt hat.

sie nach ihrer Religion fragte, antworteten: sie gehorchten ihren Häuptlingen und bekümmerten sich nicht um das, was oben wäre. Die Abbadies, welche in der großen Sahara umherschweifen, erkennen keinen Gott an, sprechen aber Gebete für ihre Gesundheit, von der allein sie sich abhängig fühlen; auch die Tschuktschen wissen nach James Mitchell*) von Religion wenig oder nichts und scheinen von einem höheren guten Wesen keine Vorstellung zu haben; in Uebereinstimmung mit der ihnen überall feindlich entgegen tretenden Natur, die sie mit immer neuen Schrecknissen umgibt und kaum eine wohlthätige Seite zeigt, hat ihr Ideenkreis sich gebildet und sie sehen um sich nur zerstörende, dämonische Gewalten, ein Heer von Kobolden und Teufeln, welche sie zuweilen versöhnen und günstig stimmen müssen, die ihnen aber im Ganzen nicht so überlegen sind, daß sie nicht manchmal sie besiegen und vertreiben könnten. Manche Kaffernstämme meinen, es sei unnöthig, Humma, den höchsten Gott, zu verehren, da er, sie möchten opfern oder nicht, sie durch Hitze und Trockenheit quäle und verderbe**). Die Alexander den Großen besuchenden Gallier hatten keine Angst vor Göttern, sondern nur, daß etwa der Himmel einstürzen möchte. De Lauture schrieb: „Es ist ein seltsamer Irrthum, anzunehmen, daß alle Völker an das Dasein eines Gottes glauben; ich habe viele Wilde gesehen, die davon keinen Begriff hatten." — Es können aber manchmal religiöse Vorstellungen, zum Theil bis zu einem System ausgebildet, vorhanden sein, wenn auch die Reiseberichte sie leugnen, weil wilde und halbcivilisirte Völker mit ihren Aeußerungen hierüber sehr zurückhaltend sind, abgesehen von den Sprachschwierigkeiten der Mittheilung. Manche rohe Stämme haben wenigstens eine Ahnung unsichtbarer Mächte

*) Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte, Juni 1859, S. 279.

**) Andere Kaffernstämme denken anders. Die Basutos im Hinterland der Kolonie Natal sind ein Kaffernstamm, wandern mit ihren Heerden umher, schlafen auf Thierfellen und sind ganz dürftig bekleidet. Sie glauben an ein ewiges Wesen, Unsterblichkeit und ihre Priester behaupten mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehen; wenn ein Basuto stirbt, wird er zu einem Gotte. Die Erde halten sie für ein ungeheures Thier, auf welchem alle Geschöpfe als Schmarotzer leben.

und Vorgänge, wie die Arru-Insulaner, welche nach Kolff geschnitzte Menschen- und Thierbilder haben, um ihre Hütten vor bösen Geistern zu bewahren, oder die Dajaks, die zwar ohne Priester und Cultus leben, aber Wahrzeichen und Augurien besitzen oder die Neucaledonier, bei welchen sich bei gleichem Mangel das Tabu und die Zauberei finden.

Die religiösen Vorstellungen werden theils erzeugt durch die psychologische Beschaffenheit eines Volkes, — wie das Volk ist, so ist auch sein Gott, sprach der Apostel Paulus — theils durch seine Geschichte und die es umgebende Natur. Rohe Vielgötterei scheint die verbreitetste Religionsform bei den primitiven Völkern zu sein; bei manchen dieser, namentlich nomadisirenden, findet man reinere Begriffe von der Gottheit, als bei höher civilisirten, wenn sich bei letzteren ein systematischer Götzendienst ausgebildet hat, wo sie dann mit ihren Anschauungen an den selbstgemachten Idolen haften, so daß z. B. die Skythen in mancher Beziehung über den Griechen, die Hebräer und Araber über den Syrern standen. Weil sich die sinnliche Vorstellung der Götter anthropomorphistisch gestalten muß, indem der Mensch kein bedeutenderes Wesen kennt, als sich selbst, so haben die meisten Götzenbilder wenigstens theilweise die Menschenform, und zwar eine desto edlere, je entwickelter das Schönheitsgefühl und der Kunstsinn eines Volkes sind, eine groteske oder abschreckende bei Völkern von wilder und ungezügelter Einbildungskraft.

Man leitet gewöhnlich den Ursprung der Religion aus der Furcht und dem Abhängigkeitsgefühl des Menschen her, als wenn nicht zahllose Erscheinungen in der Natur, deren Schönheit, die angenehme Einwirkung der Wärme und des Lichtes, das Farbenspiel im Luftkreise, der Sternhimmel 2c. im Menschen auch die Gefühle der Bewunderung und der Liebe hätten wecken und die Majestät und Regelmäßigkeit der Naturphänomene nicht schon in den ersten Menschen Gedanken an deren Ursprung hätten erzeugen müssen; der Quellen, aus denen die Religion sich bildet, sind sicher mehrere. Die Gefühle der Furcht und Abhängigkeit scheinen mir vielmehr nur zu ihren unedleren Formen: zum Fetischismus, Thierdienst, dem rohen

Polytheismus und zur Vorstellung solcher Götter führen zu können, deren vorherrschender Charakter das Wilde, Grimmige, Unheilbringende ist. So bei vielen Negern und anderen Bewohnern tropischer Länder der östlichen und westlichen Halbkugel; manche Neger mögen sich durch die gewaltige Natur ihres Landes erdrückt und unfähig fühlen, den starken und gefährlichen Thieren ihrer Urwälder zu widerstehen, manche Indianer Südamerikas kann ein sonderbar gebogener Ast, ein ungewöhnlich geformter Baumstamm schon erschrecken. Die Nomadenstämme der weiten Steppen Asiens haben nicht mit Schrecknissen der Wälder, Gebirge und Ströme, nicht mit übermächtigen Thieren zu kämpfen; bei Tage die endlose Fläche vor sich, bei Nacht den klaren Sternhimmel über sich, waren sie geeignet, erhabenere und ruhigere Vorstellungen von übermenschlichen Kräften und Wesen zu erlangen. Wir können uns, um die erste Bildung religiöser Ideen zu begreifen, in die Seele eines Wilden versetzen, der etwa keine oder wieder vergessene Mittheilungen hierüber von seinen Eltern und älteren Freunden erhalten hätte. Er muß, wenn er die Sinnenwelt beobachtet, deren Kräfte er nicht kennt, auf den Gedanken kommen, daß unsichtbare Wesen sie bewegen*) und wohlthuend und freundlich, oder schmerzhaft und verderblich auch auf ihn wirken: Geister sind es, welche die Pflanzen wachsen, die Thiere sich bewegen, Meer und Ströme fluthen, Sonne und Mond auf- und untergehen lassen, welche Leben geben oder Krankheit schaffen und Tod. Er bleibt entweder bei der Ahnung eines großen Unbekannten, eines mächtigen Geistes, des Manitou, wie der nordamerikanische Indianer stehen, von dem Alles kommt und vor dem er sich beugt oder er stellt — etwa bei der Krankheit und dem Tode seiner Mutter, seines Bruders — Vergleichungen an; es war ein guter Geist, der sie bei Leben und Gesundheit erhielt, es ist ein böser, der sie krank machte und tödtete**). Es ist ein guter

*) Die Wilden glauben ja auch in Schiffen, Maschinen, Fernröhren Geister vorhanden.

**) Die Giagues glauben an zwei gute und zwei böse Götter; die einen freuen sich über die Zufriedenheit der Menschen, die anderen über ihren gegenseitigen Haß, ihre Verfolgung und Vernichtung. Collin de

Geist, der die sanfte Wärme, den befruchtenden Regen spendet, die Speise gibt, es ist ein böser, der im zerschmetternden Blitz, im Gluthwind, in der vernichtenden Fluth über ihn hereinstürmt oder den Erschöpften verschmachten läßt. Das Alterthum hielt die Miasmen, welche den Sümpfen und dem Brackwasser entsteigen, die Menschen krank machen und tödten, für die Pfeile erbitterter Götter, welche durch den Cultus versöhnt und gebunden werden mußten. Weil der uncultivirte Mensch Alles auf sich bezieht, gut nennt, was ihm nützt und angenehm ist, böse, was ihm schadet *), weil er das große System der Natur nicht kennt, in welchem sich Gut und Böse immer zur Einheit ausgleichen, so kann er leicht zur Annahme solcher entgegengesetzter Weltprinzipien kommen, wie sie sich in Ormuzd und Ahriman, in Gott und Teufel, in Bielbog und Czernobog ausgebildet haben; es fiel zwei Jahrtausende hindurch der Widersinn nicht auf, daß der doch allmächtige Gott ein feindliches Gegenwesen dulden könne, das seine Plane und Einrichtungen fortwährend durchkreuzt und zerstört. Im Mittelalter und selbst noch im 16. und 17. Jahrhundert war die Einsicht noch so unvollkommen, daß man in vielen Vorgängen der Natur die Wirkung des Teufels sah; Balthasar Beckers berühmtes Buch: Die bezauberte Welt, war ja hauptsächlich gegen diesen Wahn gerichtet **).

Plancy Dict. infernal I, 156, woselbst auch berichtet wird, was die Königin dieses Volkes zur Gewinnung der bösen u. der guten Götter vornehmen läßt.

*) Ein Buschmann, um den Unterschied von gut und böse befragt, erwiderte nach einigem Besinnen, gut sei, einem Anderen seine Frau zu stehlen, böse sei, wenn Einem die eigene Frau gestohlen werde.

**) Luther schreibt in den „Tischreden": „Hier verliert man sein Auge, dort seine Hand; Dieser fällt ins Feuer und verbrennt sich zu Tode, Jener fällt ins Wasser. Ein Anderer steigt auf die Leiter und stürzt den Hals ab. Ein Anderer kommt vom Boden herunter, daß er selbst nicht weiß, wie ihm geschehen und was solche unvorhergesehene Fälle mehr sind, deren sich denn täglich viele zutragen, das sind eitel Teufelswürf' und Schläg', damit er immerdar nach uns sticht und wirft, nur daß er uns alles Unglück zufügen möge." St. Augustin ließ die Dämonen die Luft verderben und so die Krankheiten bewirken. Bastian bemerkt, daß bei den Dajaks die Unheil stiftenden Belauvans umherspringen und daß den Dschur am weißen Nil der böse Kerjot über der Erde schwebe.

In manchen Fällen entwickelt sich die Idee eines mächtigen, unerbittlichen Schicksals, welches über dem Menschen waltet und dem er weder widerstehen noch entfliehen kann; mancherlei Vorzeichen kündigen oft die von ihm herbeigeführten unheilschwangeren Ereignisse an: Zeichen am Himmel, fremdartiges Geschrei der Vögel, unregelmäßige Lage der Eingeweide des Opferthieres, Schreckgestalten in der nächtlichen Vision. Mit der Erweiterung und Vermehrung der Vorstellungen treten die sonderbarsten Associationen derselben ein und auf einer späteren Stufe der Entwicklung erscheinen dann die ordnenden Köpfe, welche in das Chaos System bringen; Dichter und Theosophen sind die Schöpfer der Mythologieen, deren Stoff sie im Vorstellungskreise der Völker großentheils bereit finden.

Bei aufgeregten Gefühlen kann der Wilde in seiner Einbildung etwa sogar ein sonderbar gestaltetes Holz oder einen solchen Stein für etwas Göttliches halten, außerordentliche Kräfte in denselben verlegen und von ihm Hilfe hoffen. Dieses ist der Ursprung des **Fetischismus**; das Holz oder der Stein werden zu seinem Fetisch, welcher ihm, wenn er selbst keinen findet, etwa auch von den erfahrenen Feticieros oktroirt oder auf sein Ansuchen verkauft werden kann, und zwar Fetische für alle möglichen Bedürfnisse*). Wenn wir sogar bei cultivirten Völkern

*) **Waiz** a. a. O. II, 168 urtheilt vielleicht etwas zu günstig, wenn er schreibt: „Die Religion des Negers pflegt als eine eigenthümliche rohe Form des Polytheismus betrachtet und Fetischismus genannt zu werden.... Aber bei tieferem Eindringen erkennt man, daß mehrere Negerstämme, bei denen sich ein Einfluß höherer Völker kaum vermuthen läßt, in der Ausbildung ihrer religiösen Vorstellungen viel weiter vorgeschritten sind, als fast alle anderen Naturvölker, so daß sie auf der Grenze des Monotheismus stehen, wenn auch ihre Religion mit rohem Aberglauben vermischt ist. Zum Besten, was über die Religion der Neger geschrieben worden ist, gehört die Darstellung bei **Wilson** S. 209 ff. Sie sucht zu zeigen, daß das, was man Fetischismus genannt hat, die Verehrung zufälliger Dinge, denen der Neger übernatürliche Kräfte zutraut, von seinem Glauben völlig verschieden sei, eine Ansicht, die sich schon in der Allg. Histor. d. Reisen III, 466 bestimmt ausgesprochen findet, und daß sie Alle ein höchstes Wesen als Schöpfer aller Dinge annehmen, für das sie wenigstens *einen* Namen haben, der bei allen großen feierlichen Gelegenheiten dreimal von ihnen angerufen wird."

die Wahrnehmung machen, daß schon mancher Krieger oder Schütze den Glauben faßte, in seinem Schwert oder Gewehr sei ein besonderer Geist vorhanden und der Knabe, der mit einem Ball oder Schusser besonderes Glück hat, in diesen eine eigene Kraft anzunehmen geneigt wird, so darf es nicht befremden, wenn nach der Angabe von Reisenden ein Neger-Schmid sich über seinen eigenen Hammer wundert, der so trefflich zu arbeiten vermag, ihn verehrt und vor ihm Weihrauch anzündet. Die Geschicklichkeit des Meisters und die etwaige Vortrefflichkeit des Werkzeuges werden dem Fetisch zugeschrieben. Es ist namentlich die Jugend, die Zeit der Pubertätsentwicklung, die Zeit der Ideale, Träume und Projekte, die Zeit des Glaubens und des Hoffens, wo das Blut in höheren Wogen strömt und die Phantasie ihre schimmerndsten Gebilde erzeugt, welche auch in dieser Richtung sich am fruchtbarsten erweist, und in der die Einführung der Jünglinge in den Kreis der Männer bei manchen Völkern, wie den Spartanern und Römern unter besonderen Ceremonieen erfolgte. Wie der Neger sich nach seinem Fetisch umsieht, so trennt sich um diese Zeit der junge Indianer, nachdem er die Waffen führen gelernt hat, von den Seinigen und verbirgt sich in einem Baumwipfel seines Urwalds, um den Gedanken über das nachzuhängen, was die Indianer die „Medizin" oder „große Medizin" nennen. Diese ist nämlich ein bestimmter Gegenstand, bei den Irokesen Ojaron genannt, meist ein Thier, in dessen Gestalt ihm sein Schutzgeist, Otkon, Okki oder Manitou nach vorausgegangenem Fasten und Kasteien in einer Vision oder im Traume erscheint und welchen Gegenstand oder welches Thier er als das Symbol seines Manitou dann zum schützenden Genius für das ganze Leben wählt. Er

---

Es ist möglich, daß es sich so verhält; hatten ja auch die Aymaras neben dem Elementendienst ein höchstes Wesen, Pacha-Camac, den unsichtbaren Schöpfer und Erhalter aller Dinge. — Die Neger können sich leicht den verschiedensten Umständen anpassen, mehrere in Widerspruch stehende Religionen zugleich annehmen. Die in Senegambien herrschende Religion ist nach Leigthon Wilson ein vollständiges Gemisch von Heidenthum, Judenthum und Islam; in Nordguinea vereinen sich Heiden- und Judenthum; in Südguinea Heidenthum, Judenthum und Spuren eines verderbten Christenthums.

darf nur einmal im Leben eine solche Wahl treffen, seine „Medizin machen", und kann diese unter gewissen Umständen verlieren, wo ihm dann nichts übrig bleibt, als seinen Feind zu besiegen und sich dessen Medizin anzueignen*).

Die Fetische, wenn auch schlechte sinnliche Dinge, haben doch übernatürliche Kräfte, weil sie Aufenthalt eines höheren Wesens oder diesem heilig sind. Daher erscheinen sie dem Neger bald als dieses selbst, als Gott, bald als das Bild desselben, als Götze, bald als das von Gott Besessene oder ihm Geweihte. Die Fantis kaufen nach W. J. Müller**) Fetische, die als mächtig berühmt sind, und wenn sie die Proben der Macht und Hilfsleistung, auf die man sie stellt, zu bestehen scheinen, so räumt man ihnen den Vorrang vor den alten Göttern (Fetischen) ein, die dann für überwunden angesehen werden. (Analoge oder sonst hieher gehörige Erscheinungen sind, wenn die Mexikaner nach Clavigero die Götter der besiegten Völker in einem eigenen Tempel einschlossen, die Peruaner sie in den Sonnentempel aufnahmen, die Römer ein Pantheon für die Götter aller Völker errichteten.) Man begreift auch leicht, daß zwischen den Fetischen der Neger und den Talismanen der Orientalen, den Amuleten der alten Aegypter, namentlich dem Scarabäus, und der Europäer eine Verwandtschaft besteht. Schindler schreibt hierüber: „Alles trug im Mittelalter Amulete. Selbst der streitfertige Andreas Osiander legte seine goldene Kette gegen den Aussatz nicht ab und verwahrte sich gegen den Vorwurf des Hochmuths. Nach einer Hamburger

*) Lafiteau in s. Moeurs d. Sauvag. americ. 1724, I, 339 führt an, daß der Jüngling gleichsam als unrein angesehen wird, so lange er die Weihe nicht erhalten hat, welche nicht nur eine Prüfung seines Muthes und seiner Standhaftigkeit bei Entbehrung und Qual ist, sondern zugleich einen religiösen Charakter hat und ihn erst, wenn er seine „Medizin" erworben hat, befähigt, mit höheren Wesen in Verbindung zu treten. Waiz a. a. O. I, 460 meint, vielleicht sei auch die Defloration der Mädchen durch die Priester (in Caraccas, auf Cuba, in einigen Theilen Perus, auf Teneriffa) so zu deuten, — was nur bei manchen Völkern und auch da nur für gewisse Zeiten Wahrheit haben mag.

**) Die afrikanische Landschaft Fetu, Hamburg 1676, S. 55.

Correspondenz aus der Krim standen die als Freigeister verschrieenen Franzosen mit den Beduinen, Türken und Russen auf ganz gleicher Stufe im Glauben an die Amulete. Canrobert wurde durch ein solches an der Alma das Leben gerettet, die Generale Bosquet und Forey trugen Splitter vom heiligen Kreuz, Prinz Napoleon ein gegen Hieb und Stich bewahrendes Amulet; bei manchen Todten fanden die französischen Aerzte oft christliche, türkische, selbst jüdische Amulete vor. Die afrikanisch-französischen Truppen und die Tunesen trugen eine Nachbildung des Talismans El Kerep auf der Brust, die Türken und Aegypter Koransprüche in den Händen, die Russen trugen außer Taufkreuz und Heiligenbilder geweihte Medaillen, vor den Amuleten des Fürsten Menzikoff und Oberst Galowrin wichen die schwersten Bomben zur Seite."

Die sogenannten Mokissos*) in Congo sind Verpflichtungen, welche die Priester jedem Neugeborenen für sein ganzes Leben auflegen, z. B. genau bestimmte Kleider zu tragen, Verbot, dieses Wild, Vogel, Fisch, Kraut, Frucht zu essen, über kein Wasser zu gehen, wäre es auch nur vom Regen entstanden, das Haar oder den Bart oder beides nicht zu scheeren, Früchte nicht ganz aufzuessen oder im Gegentheile sie aufzuessen, wenn sie auch noch so groß wären, das Meer nicht zu sehen, keine europäischen Produkte zu brauchen, die Erde nicht mit den Füßen zu berühren rc. Es scheint mir, daß mit den Mokissos bewußt oder unbewußt der Zweck verbunden ist, einem Menschen eine individuelle Marke zu geben und damit einen Anhaltspunkt für sein Denken und Fühlen, durch welche Bindung des Individuums an eine ganz spezifische Vorschrift demselben eine besonnene Beziehung auf sich selbst verliehen wird. Wenn wir unsere Kinder oft zu etwas ganz Speziellem dauernd verpflichten, so ist dieses ein analoger Vorgang. Fürsten und Häuptlinge haben sich bei manchen Völkern besonderen Vorschriften und Maßnahmen zu unterziehen, die meist auf ihre Sicherung vor schädlichen Einflüssen und vor Entweihung ihrer geheiligten Person Beziehung haben. Man weiß, wie unnahbar die Herrscher

*) Allgemeine Historie der Reisen IV, 680 ff.

großer asiatischer Staaten, in der Gegenwart besonders die von Japan und China sind; nach Kämpfer berührt der geistliche Erbkaiser von Japan, der von Tensjo-Dai-sin abstammt, die Erde nicht, sondern muß stets getragen werden; auch darf er sich nicht mit bloßem Haupte der Luft aussetzen, das zu bescheinen auch die Sonne nicht würdig ist. Man schneidet ihm Nägel und Haare im Schlafe und zerbricht die Werkzeuge sogleich, da jedem Andern, der sie berühren wollte, alsobald die Kehle anschwellen würde. Der König von Loango, dessen Person geheiligt ist, muß sich allerlei Vorschriften unterziehen, darf z. B. in einem seiner Häuser nur essen, im andern nur trinken. Wer den König essen sieht, muß sterben; es traf dieses Schicksal sogar ein Kind, welches man unbedachtsam im Speisegemach gelassen hatte und einen Lieblingshund des Königs; mit dem Blute des Kindes bespritzte man den Fetisch des Königs. Beim Trinken desselben können Andere da sein, müssen aber ihre Gesichter verhüllen; trinken sie selbst, so müssen sie dem König den Rücken zukehren. An der Pongoküste verbergen sich die Häuptlinge, wenn sie vor einander trinken, hinter einem Schirm oder einer Wand. All dieses beruht auf der Meinung, daß man beim Essen, Trinken und Schlafen durch Zauberei mehr als sonst gefährdet werde. — Ich muß noch des Tabus der Südseeinsulaner gedenken. Es ist ein Verbot, gewisse Dinge zu berühren, oder auch gewisse Dinge zu thun oder nicht zu thun und geht von Herrschern oder Priestern aus. So sichern auf manchen Inseln dieselben ihr Eigenthum selbst gegen jede Berührung durch das Tabu, machen es unverletzlich, heilig, hier durch weiße Farbe, anderwärts durch einen Büschel trockenes Kraut oder anderes Kennzeichen. Wird das Tabu auf Schweine, Früchte ꝛc. gelegt, so dürfen diese nicht verkauft werden, wenn z. B. europäische Schiffe im Hafen liegen. Auf Nukahiwa wurde wenigstens früher ein Jahresfest, Koika genannt, gefeiert, wo jeder Freude Tuba war, die feindlichen Stämme daher ohne Gefahr mit einander verkehren konnten. Auf Hawai, wo es Freistädte wie in Judäa gab, wurden durch Ausrufer die Tabus verkündet; beim allgemeinen Tabu durfte außer den Priestern Niemand aus seinem Hause gehen, kein Feuer ange-

zündet werden, es mußte Todtenstille herrschen. Auf vielen Inseln sind die Canoes für die Frauen Tabu, so daß, um auf die europäischen Schiffe zu gelangen, sie dahin schwimmen müssen. — Wer ein Tabu übertritt, ist ein Frevler und Taugenichts und die Atuas verhängen über ihn Krankheit oder plötzlichen Tod.

Um den Thierdienst zu begreifen, welcher sogar bei civilisirten Völkern der alten Zeit, z. B. bei Aegyptern und Indern vorkam und bei uncivilisirten auch heutzutage noch gefunden wird, muß man vor Allem bedenken, daß auf tieferen Culturstufen das Primat des Menschen nicht so entschieden erscheint, als auf den höheren, vielmehr die ganze Natur von geheimnißvollen, unbegreiflichen Kräften belebt vorgestellt wird und die Thiere ja theilweise als die Lehrmeister und Vorbilder der Menschen, als die lebendigsten Beispiele der Kraft, Schnelligkeit, Schlauheit gelten und viele in der That in Sinnesschärfe, Muskelstärke und mancherlei Fähigkeiten dem Menschen überlegen sind. Bald führte Angst und Furcht, bald Hochschätzung des Nutzens, der Stärke, Schönheit, Seltsamkeit, des Geheimnißvollen der Thiere zu deren Schonung oder Verehrung: wie der Schlange, des Stieres in Indien und Aegypten, des Löwen, der dem afrikanischen Wilden als Herr der Schöpfung erscheint, der Insekten fangenden Eule in Athen, des treuen Hundes in Persien, der Katze in Aegypten und des Leguans am Bonny, weil beide Ungeziefer und Mäuse vertilgen. Die Leoparden sind in Südostafrika furchtbar, sehr stark und gewandt, tödten manchmal Frauen, schleppen Kinder fort, zwingen die Einwohner nicht selten — wie die Tiger in manchen Gegenden Indiens — ihre Dörfer zu verlassen, weil sie diesen angeblich mit übernatürlichen Kräften ausgestatteten Thieren nicht widerstehen zu können glauben. In den Vorstellungen der Völker über die Weltgeschichte spielen die Thiere eine große Rolle; nach den amerikanischen Indianern haben manche Thiere eine besondere Erkenntniß der Zukunft oder stehen in einer eigenen Beziehung zum großen Geiste; andere sind zum Schutze des Menschen da; es wohnen Schutzgeister desselben in ihnen, darum verstehen sie auch unsere Sprache. Manche Völker leiten ihren Ursprung von Thieren her, die Dayaks von einem Hirsch, die Sahosneger

von einer Löwin, die Tübeter von Affen. In einem vor einigen Jahren in der allgemeinen schweizerischen naturforschenden Gesellschaft gehaltenen, später gedruckten Vortrage „über die culturgeschichtlichen Beziehungen der Thierwelt zum Menschen"*) habe ich hervorgehoben, daß der eigentliche Thierdienst wie aller Fetischismus in einer zweifachen Art vorkomme, einmal bei sehr primitiven Völkern, welche den Thieren Zauberkräfte zuschreiben, durch die Beistand in Unternehmungen erlangt werden könne; zweitens indem die Thiere als Symbole höherer Mächte verehrt werden. Man dachte sich auch Naturkräfte, Flüsse, Gebirge unter Thiergestalten, Thiere wurden auch aus Furcht verehrt, wie z. B. in Aegypten das Krokodil, oder wegen ihres Nutzens, wie der Ibis und der Stier. Indem der Mensch das Thier bewundert, verliebt er sich gleichsam in das Niedere, gibt sich ihm hin, womit die Bezauberung geschehen, der Verstand gefangen ist und nur noch ein Schritt bis zur Anbetung bleibt. Der aus der Volksphantasie hervorgegangene Thierdienst wurde von den Priestern, welche in ihren Geheimlehren meist eine ideale Götterwelt annahmen, es aber angemessen fanden, sich den Volksvorstellungen zu accommodiren, dadurch veredelt, daß die „heiligen Thiere" in Beziehung zu den Göttern gebracht oder zu Symbolen derselben gestempelt wurden; Götter wurden häufig mit Thiermasken dargestellt, Anubis mit einem Hundskopf, die Isis mit dem Kopf eines Stieres, andere Götter mit Habichtsmasken; der schwarze Stier von Memphis, das vornehmste aller heiligen Thiere, und der Wolf wurden mit Osiris in Beziehung gebracht, das Schaf mit dem Licht- und Feuergeist Neph. Jeder Art der verehrten Thiere war ein bestimmter Landstrich besonders gewidmet und bedeutende Einkünfte waren zu ihrem Unterhalt angewiesen; die Namen mancher Städte, wie Kynopolis, Lykopolis, Leontopolis, Krokodilopolis deuten auf das Thier, dessen Dienst in ihnen vorherrschte. Die abgestorbenen heiligen Thiere wurden mumisirt und von Katzen, Hunden, Schakalen, Ichneumonen, Ibisen, Krokodilen haben

*) Illustrirtes Familienbuch, herausgegeben vom österreichischen Lloyd in Triest, Bd. 10, H. 2, S. 53 ff.

sich zahlreiche Mumien bis auf unsere Zeit erhalten nebst unzähligen Darstellungen in Farben und Bildern aus Bronce oder gebrannter Erde, die als Amulete dienten. Heilige Thiere der Inder sind der Elephant, Symbol der Klugheit und Stärke, die Affen, welche schaarenweise von den Brahminen gehalten werden, der Ochse, welcher Schiwa vorstellt, die Kuh, auf welcher die Allmutter Bhawani reitet, der Rabe als Symbol der Seelen der Verstorbenen, der Habicht, Schwan, ein großer, glänzender, gehörnter Käfer, das Symbol von Sonne und Planeten. Zoroasters Religion, der Parsismus hat einen wohlthätigen Stier Saraseck und mancherlei fabelhafte Thiere, theils auf der Seite von Ormuzd, theils auf der von Ahriman stehend, wie ja auch dem bösen Prinzip in der ägyptischen Mythologie Thiere geheiligt waren. Auch bei den Griechen gab es heilige Thiere, wie z. B. die Athener den Stier wegen des Ackerbaues verehrten. Die Moxosindianer vor ihrer Bekehrung durch die Jesuiten verehrten aus Furcht den Jaguar; bei den Congonegern von Cassange ist der Adler Schutzgeist des Landes, bei denen von Dahomey sind die vornehmsten Tempel der Schlange geweiht, andere dem Panther. Bei den Germanen waren heilige Thiere die Pferde und wahrscheinlich auch die Rinder, ferner der Adler, Rabe, Specht, Kukuk, welcher die Gabe der Weissagung hatte; die Schlange ehrten sie aus Furcht, Bär, Wolf und Fuchs sahen sie mit Scheu an. Bei den alten Preußen und Litthauern findet sich ein ausgebreiteter Thierdienst, der sich bei letzteren bis ins 17. Jahrhundert erhalten hat. In manchen christlichen Ländern gilt der Rabe noch als weissagend, manche Menschen glauben ein Haus von Feuer bewahrt, auf dem Storch und Schwalbe nisten und ein Gewehr versage für immer, mit dem man eine Elster getödtet. Bei den Hebräern galt die Schlange von Urzeit her (im Cap. III. der Genesis erscheint sie ja als Verführer des ersten Menschenpaares) als eine Incarnation des bösen Prinzips, aber auch als ein Sinnbild der Verständigkeit, so daß Jesus sagen konnte: Seid klug wie die Schlangen und harmlos wie die Tauben. Die eherne Schlange, welche Moses aufrichtete, um die wegen Murrens gegen Gott bei Oboth von feurigen Schlangen, Sarafs Gebissenen zu heilen,

war ein magisches Mittel, welches durch seinen Anblick die Vertrauenden heilte. In Aegypten galt die Schlange, welche im Winter schläft und im Frühling zu neuem Leben erwacht, als Symbol der sich stets erneuernden Naturkraft und zugleich der wohlthätigen Gotteskraft; sie ist auch Genius der Berggegenden und heilende Göttin und diente in Aegypten und Griechenland beim Wahrsagen und der Zauberei. Als Symbol der heilenden Kraft ward sie dem Aeskulap, der Athene und dem Hermes zugegeben, wegen des Furchtbaren in ihrer Natur hingegen den Gorgonen, den Eumeniden, der Göttin des Neides 2c. Schlangenkultus kam auch vor in Phönikien, Chaldäa, Syrien, bei den Hindus, sogar bei den Lappländern; in der germanischen Mythologie hat die Schlange keinen guten Ruf.

Von den irdischen Gegenständen, dem Thier, dem Baum*), dem Berg oder Strom erhebt sich der Mensch auf einer erweiterten Stufe der gläubigen Reflexion zum Himmel, der über Allem ist, und concentrirt sich hier besonders leicht auf die Sonne, seltener auf den Mond oder auf beide. Die Moluchen, die Neger am blauen Nil verehren die Sonne, weil es nichts Herrlicheres und Wohlthätigeres gibt; die Indianer Neumexikos riefen: der Gott der Christen ist todt, aber unser Gott, die Sonne, stirbt nie. Wollten ja selbst Kirchenväter, wie Tertullian, Cyrillus, Theodoretus den Glauben an die Sonne nicht verdammen und Justinus den an Sonne und Mond nicht; auch Origenes preist und rühmt die Sonne, deren Verehrung als eines höchst vollkommenen, fleckenlosen Wesens ungemein verbreitet war: schon in früher Zeit bei den Parsen, die bei Tag die Sonne, bei Nacht den Mond verehrten, beide als Zeugen Gottes und Feinde des Teufels, des Freundes der Finsterniß, dann bei den Persern, den Peruanern. In den 78 Capellen des Sonnentempels von Cuzco standen die Bilder der 78 Untergötter, welche man nach Laet nur verehrt und allein die Sonne angebetet habe. (Hierocles im Commentar zu Pythagoras unter-

*) Manchmal wurden Bäume von ungewöhnlicher Gestalt oder in deren Nähe sich etwas Bedeutendes ereignet oder an die sich irgend eine Sage oder eine abergläubige Meinung geknüpft hatte, Gegenstand der Verehrung.

schied einen obersten Gott als Urheber der übrigen.) — Vorstellungen von solcher Vollkommenheit, wie sie in der Zendreligion und noch mehr im Monotheismus sich darbieten, wo das eine oder beide Prinzipien geistiger Art, sind nicht das Werk eines Einzelnen, sondern bilden sich erst nach großen Irrungen und Kämpfen aus dem chaotischen Gewirre dunkler Ahnungen, verworrener Begriffe und phantastischer Anschauungen hervor, bis es endlich einem Geiste von besonderer Idealität und Energie gelingt, sie in voller Klarheit auszusprechen*).

Man kann überzeugend nachweisen, wie die Götter der Menschen aus den äußeren Umständen entstanden sind, indem die Gottheit zwar allgegenwärtig ist und Alles durchdringt, der Mensch aber wegen seiner Beschränktheit nur einzelne ihm besonders imponirende Offenbarungen derselben zu erfassen im Stande ist**). „Auf dem Hochlande Asiens ist es der Wolkenhimmel, der Wolkenherrscher, welcher das Leben regiert, durch wohlthätigen Regen, verwüstenden Hagel... Als Regenspender auf den Wolken erscheint der Indra der Arier, als waldbewohnender Gewitter- und Regenherr der Zeus der Pelasger und als Wolkenherr der Wodan der Altdeutschen. Vom Olymp überschaute Zeus die Welt. Andere Völker gelangten früh in Flußthäler oder an die Meeresküste und fanden hier übermächtige Gewalten im Wirken des Wassers: sie verehrten den Meerherrscher und Flußherrn (den Poseidon haben die Hellenen von den Lybiern erhalten)... Im Bereiche der Wüste waren andere Mächte gewaltig, vornehmlich der erstickende und in Sandwehen Alles begrabende Wüstenwind: der grimmige Wüstenherrscher, von dem sich viele Züge im Jehovah der Hebräer finden: Feuer, verzehrende Gluth, krankmachender oder tödtender Grimm, Hunger, Dürre und Pestilenz, die im Wüstensturm dahinfährt. Jehova ist dem Moloch, den die Israeliten vielfach verehrten, in zahlreichen Charakteren verwandt und beiden

*) Steinthal bemerkt mit Recht, daß der Monotheismus nicht darin liege, daß die Vorstellung der Zahl Eins mit der Vorstellung Gott assoziirt werde, sondern daß der eine Gott der geistige Gott sei. Zeitschr. f. Völkerpsychologie I, 343.

**) Vergl. hiefür: Isis, der Mensch u. die Welt; 1. Bd. Hamb. 1863.

wieder der Sonnenherr, der bei den Israeliten als Baal, bei den Babyloniern und Assyrern als Bel, bei den Aegyptern als Bes, in höherer Form als Osiris vorkömmt. „Salomo hatte außer dem Sonnendienste, der als Staatskirche seiner Zeit gelten kann, dem Volke alle Verehrungswesen gestattet, die es von Alters her besaß und sich von den Umwohnern zuführen ließ, den Moloch, Kemos, Milkom, Astoreth u. A., so daß Josia, als er den Jehovahdienst wieder einführen wollte, Alles zu reinigen hatte... Dieser gewaltsame Rückschritt war von keiner nachhaltigen Wirkung, denn die folgenden Könige mit ihrem Volke wandten sich sofort wieder ab von dem aufgedrungenen Jehovah; die Verehrungswesen ihrer Urzeit und der Nachbarvölker standen ihnen näher und nahmen Jehovahs Stelle ein, bis die Gefangenschaft ihre Geschichte abschloß." Die Jehovahvorstellung, die den Priestern durch Zehnten und Opfer günstigste, erhielt sich bei ihnen indeß auch während des babylonischen Exils; „Jehovah war von Anfang bis Ende das Verehrungswesen der Leviten. Die Könige verlangten stets, daß *ihr* Herr der oberste sein sollte, so daß nach dem Willen der Könige entweder Baalspriester oder Jehovahpriester das Uebergewicht hatten und dieses benutzten, die Gegner abzuschlachten. Zu allen Zeiten herrschte bei den Israeliten, welche Götzendiener waren wie die anderen Völker ihrer Zeit, Vielgötterei, und Zerrissenheit war immer da: Jehovah, Baal und Adonaï, den Priestern und Königen gehörend und einander ablösend, hatten im *Volke* mit größerer Stetigkeit den Moloch- und Apisdienst zur Seite. Die Verehrungswesen der Israeliten gestalteten sich nach der Außenwelt und änderten sich mit ihrer Wanderung von Süd nach Nord."

In anderer Weise wirkte das Wandern beim *Himmelsherrn der Arier*. Weil die Westarier (Perser, Meder, Baktrier und Europäer) und die Chinesen, die mit ihnen die Verehrung des Himmels gemein hatten, bei ihren Wanderungen stets in der gemäßigten Zone blieben, so blieb auch der Himmel immer ihr Herr. Hingegen bei den Ostariern, den Indern änderte sich dieses, als sie südwärts in die heiße Zone zogen und es begannen Götterkämpfe. — „Die Steigerung zum höchsten Mono-

theismus trat in der Gottesvorstellung Jesu ein." Unter den mancherlei Glaubenssystemen der Israeliten war wohl das einfachste das der Essäer, zu welchen wahrscheinlich Jesus gehört hatte; seine Vorstellung von der Gottheit war die eines allmächtigen, allwissenden, allgütigen Vaters im Himmel, welcher die ganze Welt regiert und erhält; eine solche Umwandlung hatte in Jesu die Vorstellung des grimmigen Wüstenherrn, des israelitischen Volks- und Lokalgottes erfahren, — kein Wunder, daß sie übermächtig werden mußte, weil sie für alle Menschen paßte. Aber doch nicht in der Weise, wie es Jesus selbst gemeint hatte, welchen die Kirche zum Gott machte und neben ihm und dem Vater noch einen dritten Gott, den heiligen Geist aufstellte. Es war nämlich nur den Vorgeschrittensten möglich geworden, alle Erscheinungen und Wirkungen der höchsten Macht zur Einheit zusammenzufassen, in der großen Masse hingegen wurden immer nur einzelne aufgefaßt. „Es wäre im Laufe der Zeit eine durchgreifende Spaltung in Gottchristen (Arianer), Jesuchristen (Katholiken) und heilige Geistchristen (Manichäer) eingetreten, wenn nicht die Priester (die Bedürfnisse der Menschheit jener Zeit erkennend) alle drei vereint und in der Vorstellung der Dreieinigkeit die Einheit des Christenthums gerettet hätten."

Neben den Gottesvorstellungen entwickeln sich immer mannigfaltige Gottesbegriffe. In den Gottesvorstellungen ist immer ein Bild eines Wesens enthalten, das auf die Geschicke der Menschen wirkt und gestaltet sich verschieden nach der Art der Wirkung: zum Feuer- oder Wüstenherrn, Meerherrscher, Sonnenherrn oder Himmelsvater, zuletzt zum erhabenen und unsichtbaren Weltenschöpfer und Erhalter, wie ihn Juden, Christen, Mohammedaner glauben, ein persönliches Wesen, von der Welt unabhängig, aber ihr einwohnend, wie die menschliche Seele dem Leibe. Die Gottesbegriffe hingegen gleichen sich bei aller Verschiedenheit darin, daß sie fern bleiben von jedem Bilde, jeder persönlichen Geschlossenheit oder menschenähnlichen Eigenschaften. Zum Gottesbegriff gehören der Fetischismus (dieser nur zu einem Theil, zum andern der Gottesvorstellung), der Dienst der Steine und Bilder, der Feld-

und Hausgötter der Griechen und Römer, der wunderthätigen Bilder und Reliquien, der Verehrung des Waldbrandes, Wüstensturmes, Meeres, Wolkenhimmels, der Sonne und des Mondes — all' dieses nur als gestaltlose, unpersönliche Kräfte gefaßt. Der vollkommenste Gottesbegriff entsteht durch die einheitliche Zusammenfassung der in allen Wesen und Erscheinungen der Welt wirksamen Kräfte, wo das „Gott" genannte das allen Gemeinsame, Unpersönliche ist. Nach der Menge der Bekenner sind bei den europäischen Völkern die Gottesvorstellungen weitaus überwiegend, die Gottesbegriffe jetzt, wie bei den alten Griechen und Römern, nur die Ueberzeugung einer Minderheit der „vorgeschrittensten" Denker, wie der Verfasser meint.

Bei Völkern, die mit andern in Berührung kamen, gestaltete sich die Gottesvorstellung umfassender als bei abgeschlossenen, wie z. B. die Wüstenaraber bis auf Mahommed bei ihren Localvorstellungen blieben, welche die Israeliten schon 1000 Jahre früher und die Chaldäer noch vor den Israeliten abgestreift hatten. Der Fortschritt hiebei besteht in der Erweiterung, — im Wolkenhimmel der Arier, im Sternhimmel der Chaldäer und Aegypter tritt uns eine Allgemeinheit und Unermeßlichkeit entgegen, — dann in der Steigerung von dem Verderbenden, Grimmigen zum Milden und Gütigen; der Sonnenherr, zuerst zerstörender Sonnenbrand, wird zum Lebensspender und Erhalter; durch Vereinigung aller mächtigen Weltwesen in eine Vorstellung entsteht der Gott der Juden, Christen und Moslims. Die fortschreitende Erkenntniß vereint das Gesetzmäßige und Gemeinsame in den Welterscheinungen zum Gottesbegriff. Die Gottesvorstellung führt stets zur Spaltung in Gott und Natur, Schöpfer und Geschaffenes, Herrscher und Beherrschtes, Geist und Stoff, der Gottesbegriff vereinigt die unzähligen Erscheinungen in das unermeßliche All; beide haben das gemein, daß sie das Unendliche erfassen wollen, was für den Menschen unmöglich ist, der nur Meßbares und Begrenztes fassen kann: der ewige unendliche Gott ist für ihn gleich unfaßbar, wie das ewige unendliche Universum. Beiden ist auch die Schwierigkeit gemeinsam, das Böse zu begreifen; der Verfasser dieser Betrachtungen meint, sie falle weg bei der Verschmelzung von

Gottesvorstellung und Gottesbegriff, wo der Mensch einsieht, „daß böse und gut nicht Eigenschaften der Welt sind, sondern Unterscheidungsmerkmale seines Denkens, Bezeichnung der Eindrücke, welche die verschiedenen Vorgänge auf ihn machen.“ — Man darf dem unbekannten Verfasser des Werkes Isis wohl entgegnen, daß der vermeintlich unlösbare Widerspruch, welcher zwischen dem Begriff eines unendlichen Wesens und einer mit der Beschränkung behafteten Person liegt und welcher die Annahme eines persönlichen Gottes unstatthaft erscheinen lassen soll, nur auf dem beschränkten menschlichen Standpunkt unlösbar sein wird und daß die Gottheit, obschon die Welt erfüllend und durchdringend, von der Unpersönlichkeit und von der beschränkten Persönlichkeit gleichweit entfernt sein mag. Damit wäre aber auch der Gegensatz von Gottesvorstellung und Gottesbegriff kein absoluter.

Zehnter Vortrag.

Religion und Cultus. Fortsetzung.

Wie Alles, was vollkommener betrieben werden soll, Menschen von spezieller Begabung und Hingebung erfordert, so auch die Entwicklung und Pflege der religiösen Ideen und des Cultus, zu dem die Völker schon auf sehr frühen Lebensstufen gelangen. Tiefere, oft auch nur schlauere Köpfe erheben sich über die anderen, sammeln, ordnen und vermehren die religiösen Vorstellungen und bringen sie in ein System. Sie vermitteln zugleich den Verkehr mit den unsichtbaren Mächten, theilen die Fetische zu, welche Schutz und Kraft gewähren und erfinden eine größere oder geringere Zahl von Handlungen und Ceremonieen, welche nöthig sind, den Beistand der Götter zu gewinnen und deren Zorn zu versöhnen. So entsteht der Stand der Priester und Priesterinnen, von welchen die letzteren bei den Germanen, wie noch jetzt bei einigen Negerstämmen vorherrschten und die man auch noch bei den alten Griechen und — in untergeordneten Graden (z. B. als Hierodulen) bei gewissen asiatischen Religionen findet, — während in den spekulativen Religionen, dem Brahmanismus, Buddhismus, Christenthum und Islam fast ausschließlich Priester vorkommen. Bei einem noch im Nomadenzustand befindlichen Volke kann sich kein geschlossenes Religionssystem und kein hierarchisch gegliederter Priesterstand bilden; hiezu ist Seßhaftigkeit nöthig. Eine Menge Mysterien beziehen sich auf den Ackerbau, auf die Fruchtbarkeit der Erde, von welcher der Uebergang zu der Fruchtbarkeit des Menschen selbst leicht war, woraus sich für die Priester ein neuer Moment des Einflusses ergab und auch der Lingam- und Phallusdienst erklärt, bei welchem man durch die Erweiterung

des Begriffes auch an die allgemeine, die zeugende Naturkraft dachte. — Die Priester behalten den größten Theil ihrer Kenntnisse von den Kräften der Natur, welche sie zugleich zu Aerzten machen und von den unsichtbaren Wesen, die in das Schicksal der Menschen eingreifen, anfänglich für sich; statt der esoterischen Lehre theilt man dem Volke nur gewisse Ceremonieen, nur die äußeren Zeichen der Mysterien mit, und in der katholischen Kirche besteht heutzutage noch in dieser Beziehung eine Trennung zwischen der Geistlichkeit und den Layen. Die Priester schaffen auch auf der vorgerückteren Entwicklungsstufe Götter, oder sie suchen fremde Götter durch Weihe an ihr Land zu binden, an Rom den Aesculap, an Athen den Boreas, die Kotytto aus Thrakien, sie geben den Familien oder größeren Kreisen, ganzen Völkern und Stämmen ihre Götter*), die geringerer Art sind, wie die Laren und Penaten des Privatmannes, oder großartig, wie die Volks- und Staatsgötter, über alle erhaben Zeus. Poesie und bildende Kunst bringen dann die Götter vor die sinnliche Anschauung des Volkes**).

Wie unter den Göttern, so bestand bei bedeutenderen Völkern immer auch Rangordnung unter den Priestern; eine sehr ausgebildete bei den Hebräern mit dem Hohepriester, bei den Römern mit dem Pontifex maximus, bei den Buddhaisten mit dem Dalai-Lama an der Spitze, in der katholischen, griechischen und anglikanischen Kirche. Und weil die Priester, namentlich

*) Nach Rivero war die Zahl der Hausgötter in Peru unbeschränkt; in Mexiko hingegen durfte der König 6, die Edlen 4, die Gemeinen 2 haben.

**) Die Deification abstrakter Begriffe, wie des Glückes, Reichthumes, Schreckens, Mitleides, der Scham ꝛc. kommt schon bei den Griechen vor, häufiger aber bei den nüchternen Römern, wo wir die Fides, Spes, Quies, Pudicitia, Virtus, Mens, Clementia ꝛc. vergöttert finden, ohne daß dabei an eine mythologische Persönlichkeit gedacht worden wäre, — eine dürre und des wahrens Lebens entbehrende Produktion. — Die fortwährende Aufnahme fremder Götter ist oft ein Zeichen einer sinkenden Religion; das Verderben in Rom nahm schnell zu, als zum Mithrascult und den syrischen Culten zuletzt noch durch Heliogabal der des Sonnengottes kam. — Die Mexikaner hatten bei ihren Eroberungen auch den Zweck, die Götter der unterworfenen Völker für sich zu gewinnen und die Incas ließen neben dem Sonnencult eine Menge anderer Culte bestehen.

wieder besondere Klassen derselben, auch schon in der alten Zeit wie (nicht bloß die Jesuiten) in der neuen ein scharfes Auge auf die weltlichen Dinge hatten, so wurden manche Tempel zu Emporien, zu weit umher bekannten Mittelpunkten des Verkehrs. Reliquien zur Verehrung für die Gläubigen ausgestellt, fanden sich bereits im Alterthum: ein Ei der Leda in Sparta, die Haut und die Zähne des kalydonischen Ebers in Tegea, das Riesenskelet des Orion in Creta, die Knochen des Aiterios in Milet, der Schuh des Perseus in Aegypten und so manche angebliche Reste von Buddha in Indien. Es ging mit diesen Gegenständen und wunderthätigen Bildern zu allen Zeiten etwa wie mit einem Arzte, dem eine oder mehrere glückliche Curen (oft nur scheinbar) gelungen sind, dessen Ruf sich dann ausbreitet, so daß man weither zu ihm wallfahrtet und schon sein Anblick und der Glaube an ihn heilende Kraft übt.

Die Priester waren häufig die Begründer der Civilisation, genauer jener ersten Formen, welche ein Volk aus dem rohen Zustande zu erheben, dessen wilde Energie zu bändigen, es an feste Wohnsitze und an eine gesellschaftliche Ordnung zu binden geeignet sind. Beim Beginn aller Civilisation findet eine Beziehung auf Göttliches statt, welcher sich die Künste des Friedens zugesellen, die das leibliche Bestehen des Menschen vermitteln: die Kunst Feuer zu machen, der Ackerbau, Thierzähmung, Metallgewinnung, worin wie in der Dicht-, Schreib- und Heilkunst häufig die Priester die Bahn brachen. Sie waren ursprünglich die Weisen und Gelehrten, die Erzieher und Bildner, die Naturkundigen und Aerzte des Leibes und der Seele; sie leiteten nicht selten die Wanderungen der Völker, wie heutzutage noch auf den Inseln des großen Oceans; denn in ihnen war der Instinkt für das Zuträgliche besonders ausgebildet und es kam ihnen auch mehr Erfahrung zu. Zeugung und Geburt, Leben und Tod des Menschen und zuletzt noch sein Leben nach dem Tode zogen sie in ihren Bereich und ließen dem Leben und den Handlungen der Menschen die verschiedensten Götter und Göttinnen vorstehen, welche nur durch ihre Vermittlung hilfreich wurden und wobei die Unterwerfung der Menschen unter die priesterliche Leitung mehr noch durch Versprechungen, als durch

Strafen und Belohnungen erreicht wurde. Gelübde, Bußübungen und Opfer waren drei der wesentlichsten Vehikel, durch welche die Laien an die Priester gebunden wurden. **Bußübungen** haben theils die Bedeutung der Strafe zur Sühne für die Schuld, theils sind sie Reinigungsmittel des Geistes, die ihn von der sinnlichen Welt frei machen sollen, nicht selten zur härtesten Selbstpeinigung, im Schiwacultus bis zur Selbsttödtung sich steigerten. Oft sühnt die Büßung für sich die Schuld noch nicht, sondern erst, wenn der Priester seine Sanktion ausgesprochen hat; er mag beurtheilen, ob die Sünde vergeben werden kann*). Um Sünden zu büßen, peinigte man sich auf die verschiedenste Weise, Manche auch für die Sünden Anderer. Bisweilen übernahmen Häuptlinge und Oberpriester die Sühne, im Ganzen fand man es jedoch vortheilhafter, sie dem Volk aufzubürden, dem wohl auch, wenn der Zehnte wegen zu geringer Ernte schlecht ausfiel, Bußzahlungen auferlegt wurden, weil die schlechte Ernte eine Folge der Sünden des Volkes sei. (Nach der Kabbalah verursacht der Mensch durch die Sünde nicht nur ein Leiden in der Gottheit, sondern auch in der Welt, die überhaupt vor Adams Sünde viel höher stand.) Das **Opfer** durchläuft eine Stufenreihe von den geringsten bis zu den werthvollsten Gegenständen, zuletzt zum Menschen selbst. Aber nicht bloß der Sklave oder der besiegte Feind wird dem Gotte geopfert, der Blut liebt, sondern der eigene Sohn wird auf den Altar oder dem Moloch in die Arme gelegt**). Wenn die Mandanen dem großen Geiste opfern, so sind es Finger von ihren Händen oder die besten Stücke von ihrem Eigenthum, das theuerste Tuch, der beste Pfeil, das liebste Pferd ꝛc. Je werthvoller das Opfer, desto wohlgefälliger war es der Gottheit, desto

*) Der geistig Durchgebildete mag vielleicht eine Sünde sich selbst vergeben, wenn er überzeugt sein darf, sie gesühnt zu haben. Der geistig Unmündige bedarf den Priester hiezu; es ist hier eine Theilung der Arbeit eingetreten, welche das höher stehende Individuum allein verrichtet — wobei das niedrigere durch ein höher stehendes unterstützt wird.

**) In das siebenfächerige, eherne, glühend gemachte Bild des Moloch legte man einen Vogel, ein Lamm, einen Widder, ein Kalb, einen jungen Stier, einen Ochsen, einen Menschen, — alle lebend.

mehr konnte man von selber erwarten. Im Kalica Purana liest man, daß das Vergnügen, welches die Göttin Kali am Blute eines Krokodils hat, einen Monat währt, das Blut eines Ochsen versöhnt sie auf ein Jahr, eines Ebers auf zwölf Jahre, eines Büffels hundert, eines Hirsches, Löwen oder Menschen tausend, drei Menschenopfer zugleich hunderttausend Jahre. Als die Athener durch die Argiver bedrängt waren, verkündete das Orakel, sie sollten kein Kalb, keinen Stier schlachten, sondern eine Jungfrau vom edelsten Geschlecht: dann dürften sie Sieg und Rettung hoffen. Wenn die Staatsgewalt die Opferskala herabsetzte, so steigerte sie wohl, besonders bei Unglücksfällen, die Opfer wieder. Nachdem die Carthaginenser in Sicilien schwere Niederlagen erlitten hatten, gebot die Regierung, daß wieder wie schon früher die vornehmsten und schönsten Kinder geopfert würden, während es sonst den Reichen erlaubt war, zum Opfern Sklavenkinder zu kaufen. Den Culminationspunkt erreicht die Idee, wenn ein begeisterter Mensch sich zum Opfer hingibt, um nach seiner Meinung die Welt mit Gott zu versöhnen oder wenn Gott selbst sich zum Heile der Welt opfert*). In Rom wandelten sich die Menschenopfer später zu symbolischen Gladiatorenspielen um, aber im Geheimen soll der Gräuel fortgedauert haben, so daß, als in Cäsars Zeit statt des Tempels der Isis und des Serapis man aus Versehen

*) „Letzteres geschah, s. Bastian l. c. II, 385, in dem Meriaopfer der Khands, bei den den Gott Tetzkatlipoka vorstellenden Jünglingen der Azteken und überhaupt bei den meisten symbolischen Thieropfern in den Mysterien der Aegypter und Griechen. Dieselbe Vorstellungsweise wurde dann in die philosophischen Systeme hineingetragen, wenn Visvakorma, der Weltenbaumeister alle Wesen und dann sich selbst opfert oder Belus sein Blut hingibt, um die neugeschaffene Erde zu befruchten. Bures Söhne bildeten die Erde aus Ymirs Körper, wie die Amschaspans aus dem Urstier. Herakles opferte sich auf dem Berge Orta und solchem Vorbilde folgten die buddhistischen Patriarchen und die Griwe der Preußen, die sich für die Sünden des Volkes verbrannten." — Nach neuesten Nachrichten von 1862 wurden hingegen die blutigen Menschenopfer des wilden nicht arischen Bergvolkes der Khonds oder Gonds, an welchen sie hartnäckig festhalten, für günstige Ernten der Erdgöttin gebracht und es werden hiebei besonders kleine Mädchen geschlachtet oder den Raubthieren ausgesetzt.

den Tempel der Schlachtgötter abbrach, man Platten mit Menschenfleisch fand, daß ferner Octavian noch Gefangene als Sühnopfer für die Seelen der Verstorbenen schlachtete und Julian aus den Eingeweiden eines Weibes weissagte. In Luthers Tischreden liest man, daß die mittelalterlichen Menschenopfergräuel bis in die Zeit der Reformation fortgedauert und erst von Karl V. abgeschafft worden seien; daß Kaiser Maximilian noch in Kriegsgefahr Menschenopfer gelobt gleich Jephtha und dann den ersten besten, der ihm begegnet, wirklich geopfert habe*). Die massenhaften Menschenopfer im alten Mexiko sind allbekannt und jene in Dahomey haben auch in der Gegenwart nicht abgenommen. Beim jährlichen Gedächtnißfest der Vorfahren des Königs, beim Begräbniß desselben, zur Feier eines Sieges werden Hunderte, ja Tausende von Menschen geschlachtet; am Grabe jedes Reichen wird wenigstens ein Knabe und ein Mädchen getödtet und die Liebste seiner Frauen bringt sich oft selbst um. Sehr zahlreiche Menschenopfer werden bei gleichen und ähnlichen Gelegenheiten in Alt-Calabar, in Yarriba, Benin und Congo gebracht; die Menschen werden zu Hunderten geköpft, lebendig begraben, vergiftet. Wir dürfen an diese furchtbaren Vorgänge jedoch nicht unsern Maßstab legen, sie nicht mit unseren Augen ansehen. Bei jenen barbarischen Völkern gehen, vielleicht nur die Kriegsgefangenen ausgenommen, die Opfer meist mit Freudigkeit ihrem Tode entgegen, den sie als eine Ehre, einen Vorzug, als den Göttern angenehm ansehen; man berichtet namentlich aus Alt-Calabar und Congo, daß die Frauen der Könige und Großen um die Ehre wetteifern, getödtet oder mit ihren Männern begraben zu werden.

Nachdem der Menschengeist in seinen verwickelten Bahnen sich einmal bis zu den Menschenopfern verstiegen hatte, mußte früher oder später die Umkehr eintreten; man kam wieder zurück auf das Opfern von Thieren oder auf bloße Blutentziehung, die zuletzt durch ein dürftiges Symbol, Bestreichen des Opfernden oder des Priesters mit rother Farbe, ersetzt wurde. Bereits Servius schrieb, daß man bei den Opfern den Schein oft statt

*) Bastian III, 110 nach Seifart.

der Wirklichkeit annahm, aus Brod oder Wachs gebildete Thiere, wenn keine wirklichen aufzutreiben waren; den Manen wurden Mohn- und Kohlköpfe für Knabenköpfe, dem Jupiter Zwiebel- statt Menschenköpfen dargebracht; den Eatua auf den Inseln des stillen Oceans statt letzterer Kokosnüsse. Mahomed fand bei Stiftung seiner Religion nicht für nöthig, sich selbst zu opfern, weil er der Sohn des Abd Allah war, welchen der Großvater Abdul Mutallib einem Gelübde zufolge opfern wollte, aber mit hundert Kameelen nach der Priesterin Spruche ausgelöst hatte.

Wenn die Menschen durch Opfer, durch Buße oder durch mystische Versenkung den Weg zu Gott nicht finden können und auch die Theurgie nicht zum gewünschten Ziele führt, so bleiben noch die Vermittler zwischen Menschen und Gott, Geweihte, Propheten, welche Gott näher stehen, die man anrufen kann, wenn unsere Stimme nicht zu ihm dringt. Es kam vor, daß solche Mittler selbst zur Gottheit gemacht wurden. — Den Geist Gottes, der die Priester beseelt, vermögen sie auch auf Andere zu übertragen, sei es durch die Zeugung in ihrer Kaste, wie in Aegypten und Indien, oder durch Handauflegung und Weihe, wie in Buddhaismus, dem Juden- und Christenthum. In manchen Religionen ist die Inspiration immer bei dem höchsten Kreise der Priester und besonders bei dem Haupte, das sie wählen. Da ist der Punkt, wo zugleich eine Berührung und Verschmelzung des Inspirations- und Incarnationsbegriffes stattfinden kann, welcher letztere auf der Vorstellung beruht, daß ein Gott Menschengestalt annehme, Mensch werde oder daß der Geist eines verstorbenen Menschen in später lebenden Menschen wieder erscheine, welcher Begriff sich bei den verschiedensten Völkern alter und neuer Zeit findet, am ausgebildetsten bei den Orientalen. Der Dalai-Lama stirbt nicht, sondern seine Seele fährt in seinen Nachfolger, ein Kind, das er selbst bei Lebzeiten auswählt, oder er verfügt testamentarisch hierüber, indem er dem Collegium der Kuthuktus die Familie seines Nachfolgers bezeichnet. Gewöhnlich müssen aber bei dem Tode des Dalai-Lama alle um diese Zeit in Tübet geborenen männlichen Kinder nach der heiligen Stadt Lhassa eingesendet werden, und alle Eltern, welche

glauben, in ihrer Familie eine Incarnation des Buddha zu haben, müssen noch spezielle Mittheilungen darüber machen. Hat man unter den bezeichneten Kindern drei wahrhafte Chubilgane aufgefunden, so legt man ihre Namen, auf goldene Looszeichen geschrieben, in die goldene Urne des Kaisers Khian-Lung, und nach sieben Tagen, während welcher das Wahlkollegium gefastet und gebetet hat, wird das Loos gezogen und der Säugling oder Knabe, dessen Name darauf steht, als Dalai-Lama verkündet. Der Gouverneur und der Gesandte Chinas wohnen dem Akte bei. Die Bestätigung der Wahl geschieht in Peking, aber nur die vorläufige, denn im vierten bis fünften Lebensjahre prüft man den jungen Dalai-Lama, ob er Erinnerungen an sein früheres Leben habe. (Aber selbst die Kutuktus gelten als Wiedergeborene und viele Klöster in der Mongolei sehen in ihrem Abte eine Incarnation Buddhas. Weiter ist noch zu bemerken, daß im Buddhaismus gewisse Gottheiten als incarnirt in hervorragenden Lehrern und Verkündern dieser Religion vorgestellt werden.) Man kann sich leicht denken, wie die Politik Chinas und der mongolischen Staaten auf die Wahl des Dalai-Lama einwirkt, welche für das östliche Asien eine eben so große Bedeutung hat, als eine Pabstwahl für das katholische Europa; es kam vor, daß der Tod eines Dalai-Lama Jahre lang verheimlicht wurde, um unliebsamer Einmischung zu entgehen. Wegen der Abhängigkeit des Dalai-Lama von China — dessen Kaiser Tübeter und Mongolen als eine Incarnation Mandschuris verehren — mußten die unter russischer Herrschaft stehenden Mongolen eine andere Incarnation als die im Dalai-Lama annehmen. Buddha hatte nach der Tradition seine Lehre unter seine zwei vorzüglichsten Schüler rechter und linker Hand vertheilt; daher schreibt sich die Einrichtung, daß neben dem Dalai-Lama, dem Jünger der rechten Hand, welcher durch die Kerze repräsentirt wird und dem das königliche Amt zukommt, der Pantschhen-Lama steht, der Jünger der linken Hand, der Jünger mit dem Buche, dem die Lehre zukommt. Er ist auch zugegen bei der Wahl des neuen Dalai-Lama; beide zusammen bilden die oberste Incarnation.

Im Bramahnismus sagt der Gott Vishnu von sich

selbst, wenn die Tugend ab- und das Laster zunehme, so trete er von Zeit zu Zeit als Krishna in die Sichtbarkeit ein und erscheine zum Heile der Menschheit auf Erden, um die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten und das Laster zu strafen. Die persischen Ismaeliten wallfahrten nach Khekh zum Imam, der als eine Incarnation der Gottheit betrachtet wird. Die größten Männer der Mongolen und Türken sind nach dem Volksglauben aus übernatürlicher Empfängniß hervorgegangen; die Stammmutter des Fürsten von Fuyu, nachmal König von Korea, war durch die Sonnenstrahlen befruchtet worden, die Nymphe, welche Fohi gebar, durch den Genuß des Lotus; bei der Geburt des Confucius hörte man im Himmel eine Musik, die Sterne näherten sich der Erde, und als man das Kind wusch, kamen zwei Drachen zu seiner Begrüßung herbei. In Amerika empfing die Mutter Huitzlopochtlis durch einen vom Himmel herabsteigenden Federball und die allein aus der Sindfluth gerettete Jungfrau Kwaptohw von dem sie rettenden Vogel; die Caraiben von Haiti ließen ihren Gott von einer Jungfrau geboren sein. Die Annahme der Geburt von einer Jungfrau nach vorausgegangener göttlicher Einwirkung kommt häufig vor. Die alten griechischen Fürsten leiteten ihre Herkunft von Göttern ab; Alexander der Große nahm nach seinen Eroberungen nicht mehr Philipp von Macedonien, sondern Zeus als Vater an.

Die Apotheose ist in gewisser Beziehung eine Umkehrung der Incarnation; wie in dieser Götter zu Menschen werden, werden in jener Menschen zu Göttern gemacht, denn je primitiver die Anschauungen sind, desto mehr fließen in ihnen Göttliches und Menschliches in einander. Und zwar werden Menschen zu Göttern gemacht, welche den Völkern große Wohlthaten gebracht oder Bewunderung und Staunen erregt oder an Macht hervorgeragt haben. Triptolemus, der auf seinem Drachenwagen durch die Länder fuhr, um das Getreide zu vertheilen, that, was die drei ersten Kaiser Chinas thaten; den Aegyptern lehrte Osiris den Ackerbau, den Chaldäern die sieben Oannes, den Ariern Dschjemschid. Nach den Marquesas brachte von Otoupoou die Kokosnuß der Gott Tao; die Samen der eßbaren Gewächse kamen von der Insel Navao durch Otaia und seine Gemahlin

Ovanova nach Nukahiwa. Auf andern Südseeinseln sind es wieder andere Götter, welche Schweine, Geflügel, Nutzpflanzen brachten, — d. h. Häuptlinge, die von andern Inseln verschlagen oder auswandernd in Folge der erwiesenen Wohlthaten vergöttert wurden. Die Polynesier überhaupt verehren ihre verstorbenen Häuptlinge und setzen sie oft unter die Götter, wobei sie sie in ihren Sagen vielfach mit den ältern Göttern in Verbindung bringen. Die Hawajer hielten den Capitän Cook, den sie später ermordeten, für ihren verstorbenen und wieder zurückgekehrten König Orono und setzten ihn in die Reihe ihrer Götter; die Mexikaner hielten anfänglich Cortez für einen Gott. Die Khalifen und andere orientalischen Despoten wurden von ihren Unterthanen für göttlich Inspirirte gehalten, wenn sie auch das Unsinnigste sagten oder begingen. Die makedonischen Könige in Aegypten und Syrien erhielten den Beinamen Gott; so auch manche römische Kaiser und Domitian setzte am Anfang seiner Erlasse: Wir als Herr und Gott verordnen. Constantius ließ in seiner Eigenschaft als Pontifex maximus seinen getauften Vater Constantin noch unter die Götter aufnehmen. — Wenn ein Mikado oder Dairi, der geistliche Kaiser in Japan, den Thron besteigt, wird er sogleich für eine göttliche Person gehalten, während verdiente Feldherren oder Minister in jenem Lande erst nach ihrem Tode diese Ehre erlangen. Unter die Götter wird auch der weltliche Kaiser, ursprünglich der Reichsfeldherr, Taiko oder Taikun, Kubo, Sergun gerechnet, deren einer, Joritomo mit Namen, im 12. Jahrhundert zuerst die Lehensherren, Daimios, seiner Herrschaft unterwarf. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts empörten sich die Daimios wider den damaligen Taikun Fide Josi, wurden aber von ihm besiegt, welche Gelegenheit der Kronfeldherr benützte, den Mikado in den Hintergrund zu drängen und den Titel unumschränkter Herrscher, Taikosoma anzunehmen. Dieses Verhältniß muß sich aber nach den neuesten Erfahrungen später wieder geändert haben, wenn es überhaupt je so bestanden hat*).

*) Bis in die neueste Zeit glaubte man, daß die weltliche Gewalt beim Taikun sei und daß der Mikado nur nominell alljährlich die von reichen

Der Inspirations- und der Incarnationsbegriff gehen entweder allein von den Priestern aus oder können doch nur durch sie Verwirklichung erlangen. Die Macht der Priester reicht aber über das Diesseits in das Jenseits hinüber, sie üben auch Einfluß auf das Schicksal der Verstorbenen, deren Fortdauer von den meisten Völkern geglaubt wird. Doch gibt es Ausnahmen; die Mandingos suchten, wenn Missionäre die Rede auf den Zustand nach dem Tode brachten, abzubrechen, weil Niemand hievon etwas wissen könne; die Kaffern glauben nach Alberti und Barrow an völlige Vernichtung durch den Tod. Sie verscharren nur die Leichen der Häuptlinge, die andern

---

Geschenken begleitete Huldigung empfange, nachdem Fide Josi, Taikun vor etwa dritthalbhundert Jahren, die früher zwischen beiden getheilte Herrschaft nach der Unterwerfung des Adels allein an sich gerissen und in seiner Familie erblich gemacht hatte. Aber seine Macht ist genau begrenzt. Die gesetzgebende Gewalt besteht erstens aus den Ministern des Dairi und zweitens aus dem Gorogio oder Rath der Fünf, die aus den Daimios (Feudalherren) gewählt werden und nur ihnen verantwortlich sind. Der Taikun würde jedoch durch jene Revolution Herr der Gegend von Jeddo und anderer reichen Distrikte, damit einer der mächtigsten Vasallen des Dairi; die Daimios verloren aber ihre Unabhängigkeit nicht. Die Regierung besteht aus dem Mikado, der aber keine exekutive Gewalt hat, die dem Taikun zukömmt, ferner aus dem Rath der Daimios, deren Beschlüsse aber doch erst durch Zustimmung des Mikado gesetzliche Kraft erlangen. Der Mikado und mit ihm ein großer Theil der Häupter der Nation will keinen Verkehr mit den Fremden, und wenn der Taikun wirklich zu einem solchen geneigt ist, so steht der Bürgerkrieg vor der Thüre und der Untergang des japanischen Reiches beginnt. Nachdem die Amerikaner und mehrere europäische Nationen mit dem Taikun, der in Japan selbst Koo-bho heißt, was etwa Großfürst oder Erzherzog bedeutet, Handelsverträge geschlossen und die Oeffnung einiger Häfen durchgesetzt hatten, stellt sich heraus, daß der Taikun, der nur die Exekutivgewalt hat und gedrängt durch die fremden Mächte jene Verträge abschloß, kein Recht hiezu hatte, indem die königliche Gewalt noch immer beim Dairi ist und der Taikun Befehle von den Ministern des Dairi erhält, welcher in Miako residirt, wohin nun, Jeddo, die Residenz des Taikun verlassend, der Adel sich zurückzieht und nach den neuesten Nachrichten auch der Taikun. — Die japanesische Regierung ist ganz im Rechte, wenn sie die überall Verderben bringende Einmischung der Europäer und Amerikaner, welche Japan, das Alles, was es braucht, selbst erzeugt, nur ausbeuten wollen, zurückweist; es fragt sich nur, ob Japan einig werden kann und genug weittragende Kanonen hat, um sein Recht zu vertheidigen.

werden für die wilden Thiere hingeworfen oder man bekümmert sich nicht weiter um sie und verläßt ihre Sterbestätte. Im Widerspruch hiemit behaupten sie wieder, daß böse Menschen nach dem Tode auf der Erde spuken und in der Nacht lebende zu tödten suchen. Auch manche Grönländer, Lappen, Tungusen, Buräten, Wogulen glauben nicht an Fortdauer; die übergroße Mehrzahl der wilden Völker — nach Mitchell auch die Tschuktschen — nimmt hingegen diese an. Die Insulaner von Tahiti schreiben den Seelen der Vorfahren göttliche Kraft zu; sie umschweben die Lebenden und verhängen über die Uebelthäter Krankheit oder Unglück, weßhalb sie durch Gebete und Opfer sich dieselben geneigt zu erhalten suchen. Allgemein glaubt man, daß abgeschiedene Seelen noch auf der Erde weilen und Unfug unter allerlei Gestalten treiben; man fürchtet sich vor ihnen. Die Zauberer vermögen sie zu rufen und zur Rede zu beschwören. Die meisten Neger zweifeln so wenig, daß sie nach dem Tode fortleben, als sie am gegenwärtigen Leben zweifeln. Die in Nordguinea geben den Gestorbenen Kleider, Geräth, Schmuck mit in das Grab, bringen Jahre lang Nahrung dahin, glauben mit ihren Geistern in Verbindung zu stehen; auch der Glaube an Seelenwanderung kommt häufig bei ihnen vor*). — Nach Herodot wären die Aegypter die ersten gewesen, welche die menschliche Seele fortbestehen ließen, so daß sie nach Verwesung des Körpers immer in ein anderes eben zum Leben kommendes Geschöpf tretend, nach 3000 Jahren die ganze Thierwelt durchwandert habe und dann wieder in einen zum Leben kommenden Menschenleib eingehe. Auch in anderen Religionen

*) Ich kann mich mit Bastians Ansicht nicht befreunden, wenn er a. a. O. II, 307 meint, weil das Denken des Wilden in den engsten Grenzen verlaufe, vorgestern für ihn eine lange Vergangenheit, übermorgen schon eine lange Zukunft sei, so vermöge er nicht „die Abstraktion der Vernichtung zu machen" und glaube deßhalb an Fortdauer. Der Wilde hat wie der Gebildete fortwährend das Schauspiel des Todes seiner Freunde und Feinde vor sich, welche sterben und dann nicht mehr gesehen werden, und wenn er demungeachtet an Fortdauer glaubt, so thut er dieses nicht aus Unfähigkeit, „die Abstraktion der Vernichtung zu machen", sondern aus der instinktiven Ahnung der Unzerstörbarkeit des Geistes.

muß die Seele nach dem Tode ihre Sünde durch Versetzung in Thierkörper büßen, ja sogar in Pflanzen und Steine herabsinken. Die Belohnung für die Tugend besteht immer im Aufsteigen zu höheren Kategorieen der Geisterwelt. Kein Volk stellt sich die Seele unkörperlich vor, ganz ohne materielle Hülle; wenn die Völker überhaupt das geistige Wesen des Menschen fortbestehen lassen, so wird dasselbe mit einem anders gearteten Körper verbunden gedacht. Die Vermittlung nun des Verkehrs mit den Verstorbenen übernehmen gleichfalls die Priester oder die Zauberer; häufig fiel der Priester und der Zauberer in Eines zusammen.

Wenn eine neue Religion Anerkennung und die Sanktion des Staates erhält, so bleiben ihr gegenüber noch immer eine Anzahl von Trägern und Bekennern der alten überwundenen bestehen, deren Priester dann von denen der neuen Lehre mit verdächtigen Blicken betrachtet werden und nebst ihren Göttern in das Dunkel sich zurückziehen müssen. Das magische Element, was auch in der alten Religion war, erscheint den Trägern der neuen Religion als Zauberei, als Goëtie und schwarze Magie, während sie das ihrige Theurgie, gute oder weiße Magie nennen. So erging es den Priestern der Götter Roms und Griechenlands, als das Christenthum Macht gewann, wobei erstere anfänglich die gleichen Waffen anzuwenden versuchten, so daß nach Origenes Angabe Christus selbst von Celsus als Zauberer dargestellt wurde und nach Irenäus und Justin Martyr auch die Apostel. So erging es, als die Sendboten des Christenthums in den nordischen Ländern ihre Wirksamkeit entfalteten und nach den großen geographischen Entdeckungen gegen den Schluß des Mittelalters auch bei den anderen Menschenrassen ihre Lehre zu verbreiten begannen, wo überall, wie noch heutzutage, die Heidenpriester zurückgedrängt und auf die Stufe der Zauberer herabgedrückt wurden*). — Theokratieen ordnen und beherrschen das ganze Leben eines Volkes, oft und eine gewisse

*) So ging es auch nach der Spaltung in der abendländischen Kirche, wie denn der Lutheraner Widmann das Pabstthum als Teufelsdienst zur rechten Hand, die Zauberei als Teufelsdienst zur linken Hand bezeichnet.

Periode hindurch auch das des Fürsten in wunderbarer Weise; theokratische Systeme regeln alle menschlichen Angelegenheiten bei den Größten wie bei den Geringsten durch die speziellsten und überlegtesten Vorschriften. Die ägyptischen Könige priesen sich als die glückseligsten der Menschen, weil sie einem festen Gesetze, dem der Priester, folgen und so ihr Leben harmonisch mit dem göttlichen Willen gestalten konnten. Die Verehrung der Priester geht in der Theokratie durch alle Klassen; für ihre Interessen gibt der Reiche seine Schätze, der Arme sein Leben hin, wie sich dieses z. B. im Mittelalter tausendfach gezeigt hat. — Priesterherrschaft wird noch am ehesten erschüttert und gestürzt durch Zwiespalt in ihrer eigenen Mitte, durch den Gegensatz zwischen stationären und veränderlichen Principien, durch das Eindringen fremder Religionen, bisweilen auch durch weltliche Gewalt, wie wenigstens vorübergehend im Kampfe der deutschen Kaiser gegen die Päbste, Napoleons I. gegen Pius VII.*), manchmal auch durch die Reaktion des Volkes. Auf den Sandwichinseln versuchten die Missionäre in ihrem Uebermuth, wie der englische Generalkonsul Hopkins berichtet, eine Theokratie zu gründen und den Eingeborenen ein unerträgliches Joch aufzulegen; am Sonntag z. B. durften sie nicht einmal warme Speise genießen; das kleinste Vergehen wurde auf das härteste und augenblicklich gestraft. Das empörte die Insulaner und es drohte ein allgemeiner Rückfall in das Heidenthum, was einen Nachlaß der Strenge herbeiführte. Die Häuptlinge aber machten sich vom geistlichen Einfluß ganz unabhängig.

Die menschlichen Verhältnisse sind in steter Veränderung begriffen und nicht nur Priesterherrschaften, sondern auch die Religionen selbst unterliegen diesem Weltgesetz. Anfänglich im alleinigen Besitz aller Kenntnisse, suchen die Priester diese und mit ihnen die Macht ihrem Stande zu erhalten und je mehr die zunehmende Menge ihrer Kenntnisse, die Ausbildung und Regelung der Mysterien, die Ordnung und Uebung des Cultus

---

*) Dergleichen kann sich auch im Kleinen wiederholen, wie z. B. der Häuptling Finow auf den Tongainseln durch fortwährende Mehrung der weltlichen Macht die geistliche brach.

sie als besonderen Stand vom Volke abscheidet, desto sorgfältiger werden sie über die Bewahrung dieser Güter wachen, welche sie als ihr erbliches Eigenthum ansehen. Der Unbescheidene, welcher in diese Geheimnisse eindringen will und Auskunft über sie verlangt, erhält nichtssagende oder dunkle Antworten oder man läßt ihn einen Blick in das volle System des Wissens thun, was schon zu umfassen, geschweige zu widerlegen bei seinem ungeübten Verstande und seinen mangelhaften Kenntnissen unmöglich ist*), oder er wird durch Drohungen zum Schweigen gebracht oder als Ketzer verfolgt. In manchen Fällen suchte man auch wohl durch künstliche Veranstaltungen, durch Phantasmagorieen, scheinbar vom Himmel kommende Stimmen, redende Statuen, auf die Massen zu wirken oder diejenigen von ihren Zweifeln abzubringen, welche sinnliche Beweise oder überirdische Zeugnisse für die Wahrheit der Lehre verlangten, was besonders beim Sinken einer Religion geschieht, wo die wirklich magische Kraft, die öfters den Gründern einwohnte, in den Epigonen durch künstliche Nachäffung scheinbar ersetzt werden soll; bereits in den griechischen Mysterien wurden solche Künste geübt. Durch Beobachtung auf natürlichem Wege erlangte Erkenntnisse werden des gewichtigeren Eindrucks halber für übernatürliche Offenbarungen ausgegeben, — selbst bei wilden Völkern**).

---

*) Köppen schrieb: „Der ungeheure Umfang der thibetanischen Glaubensquellen, zu deren Ergründung kein Menschenleben ausreicht, ist eine sehr praktische und für die Festigkeit und Unangreifbarkeit der Hierarchie außerordentlich günstige Sache. Denn hätte z. B. die katholische Kirche eine gleichgewichtige, centnerschwere, Tausende von Gulden kostende Bibel gehabt, so wäre es unmöglich gewesen, sie aus derselben zu widerlegen und die Reformatoren hätten ihre Mühe sparen können."

**) „Die Medizinmänner bei den amerikanischen Indianern urtheilen bei ihren Regenoperationen nach den Zeichen eines auf hohen Stangen oder Baumwipfeln befestigten Windfähnchens; ähnlich die Lamas in Sibirien. Die in bestimmten Familien erblichen Regenmacher der Wanika beobachten genau den Stand der Witterung und wissen aus langer Erfahrung ungefähr die Zeit, wann der erste Regen fallen wird, worauf sie die Häuptlinge zum Opfer einladen, die dann die Leute zum Zanst (Beitrag einer Kuh) auffordern. Kommt der Regen nicht, so wird es mit der verkehrten Farbe des Opferthieres entschuldigt und ein neues gesucht… Auch von dem Minoriten

Man stellt in verflachten Zeiten, welche weder die Entstehung noch das Wesen einer Religion begreifen, regelmäßig Diejenigen, welche die Pflicht hatten, über ihre Reinheit zu wachen und deßhalb die Neuerer verfolgten, ohne Unterschied als Bösewichte und selbstsüchtige Feinde der Menschheit hin. Wer aber weiß, daß in früherer Zeit viel mehr als jetzt, wo die Staaten sich ausgebildet, die Regierungen sich organisirt und ungemein befestigt haben, die Ueberzeugung von dem Bedürfniß der politischen Ordnung eine so allgemeine geworden ist, der ganze Bestand der Gesellschaft, die Sicherheit von Leben und Eigenthum wesentlich auf der Kirche ruhte, der wird sich nicht wundern, wenn dieselbe im Bewußtsein ihres Rechtes und ihrer Pflicht häufig zu blutigen Maßregeln schritt, um das, was Jahrhunderte lange Kämpfe als nach menschlichen Begriffen ewige Wahrheit aufgestellt hatten, festzuhalten und weil dasselbe zum zeitlichen und ewigen Heil nach ihrer Meinung nothwendig war, gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Einer der liberalsten protestantischen Schriftsteller*) hebt hervor, „daß die größte Mehrzahl derer, die religiöse Verfolgungen geleitet haben, Menschen von den reinsten Absichten und von außerordentlicher tadelloser Moralität gewesen seien." Ohne alle böse Absicht wollten sie Meinungen, die sie für gut hielten, erzwingen. Noch weniger seien Die schlecht, welche ohne alle irdische Rücksicht ihre Macht zur Ausbreitung einer Religion anwenden, von deren Nothwendigkeit für die ewige Seligkeit des Menschen sie überzeugt sind. „Solche Menschen sind nur unwissend über die Natur der Wahrheit." Neander bemerkt, daß die besten Kaiser sich dem Christenthum widersetzt hätten und die schlechtesten, z. B. Commodus und Heliogabal, gegen seine Fortschritte gleichgültig waren. Auch die Inquisition zeichnete sich durch unbeugsame Rechtlichkeit aus; Llorente, ihr bitterster Feind, der Zutritt zu ihren geheimsten Akten hatte, klagt nicht im mindesten über

Berchthold aus Regensburg wird erwähnt, daß wenn er unter Zeichen und Wundern dem zusammenlaufenden Volke predigte (1265—73), er demselben seine Plätze nach der Richtung des Windes anwies, dessen Zug er mittelst einer an einen Faden gebundenen Feder beobachtete." Bastian III, 39.

*) Buckle in seiner Geschichte der Civilisation in England I, 157.

ihren sittlichen Charakter und verabscheut zwar ihre Grausamkeit, leugnet aber nicht die Reinheit ihrer Absichten. Als eigentliche Gegner der Unduldsamkeit bezeichnet Buckle nicht die Humanität, sondern die Wissenschaft. Nach ihm wurde der Geistlichkeit die religiöse Duldung überall durch das Ansehen der weltlichen Stände aufgezwungen. — Man kann Buckle so weit beistimmen, daß wenn auch nicht die Meisten, doch Viele, welche religiöse Verfolgungen geleitet haben, reine Absichten hatten; bei einer Anzahl hingegen ist es sicher, daß Hab- und Herrschsucht und Rache sie angetrieben hat. Im 19. Jahrhundert, wo religiöse Verfolgungen deßhalb kaum möglich sind, weil man sie bei unserer besseren Einsicht für unwürdig und die Verfolger für beschränkte Köpfe oder für verabscheuenswerthe Tyrannen halten würde, hat der Fanatismus in der Politik Platz genommen, so daß Jene, welche sich gegen bestehende Regierungen auflehnen oder Die, welche gestürzte Regierungen vertheidigen, wie z. B. die Anhänger Ferdinands II., so grimmig verfolgt werden, wie nur immer in früherer Zeit die sogenannten Ketzer. Der den menschlichen Geist in Religion und Politik wahrhaft befriedigende Zustand ist noch entfernt und wir nähern uns ihm nur langsam und mit Unterbrechungen, — jener Zustand nämlich, wo an die Stelle des Fanatismus die ruhige Prüfung der Vernunft und an die Stelle des Eigenwillens und der Gewalt bei allen Menschen die Liebe getreten ist.

Fanatische Sekten dauern neben den herrschenden Kirchen in der Regel nicht lange, weil sie Principien in sich selbst haben, bei denen die gesellschaftliche Ordnung nicht bestehen kann. Die orthodoxen Kirchen sind überall aus wirklichen Bedürfnissen der Völker hervorgegangen, welche aber freilich im Laufe der Zeiten nicht die gleichen bleiben. Hierin nun und in der ewigen Fortbewegung des Geistes liegt der Grund zur Veränderung, beziehungsweise auch zum Untergang der Religionen. Nachdem ein Volk in einem begeisterten, gleichsam ekstatischen Stadium seines Daseins eine neue Theologie und Mythologie erzeugt hat, wobei die Krisis des ganzes Processes gewöhnlich in einem Genius von höherer Energie zum Durchbruch kömmt, welcher die treibende Idee seines Volkes zu ver-

künden hat, die ihm — und dies ist das Wesentliche aller Religion — stets als eine höhere Offenbarung erscheinen muß, ähnlich wie in der Vision das eigene innere Erzeugniß uns als eine äußere fremde Gestalt entgegentritt — wird die neue Lehre, nachdem der Funke gezündet, durch begeisterte Anhänger nach allen Seiten entwickelt, gestützt und verbreitet und gelangt schneller oder langsamer zur vollen Entfaltung. Auf der Höhe seiner Macht beherrscht das neue Glaubenssystem alle Sphären, bestimmt die Fassung der sittlichen Ideen, regelt das öffentliche und mehr oder minder auch das Privatleben und prägt der Kunst und der Wissenschaft seinen Stempel auf. Ist der Culminationspunkt überschritten, so beginnt die Periode, in welcher das neue Gestirn sich immer weiter entfernt, gegen den historischen Horizont hinabsinkt und die Lehre den neuen lebenden Geschlechtern schwieriger zu erkennen wird. Die Zweifler, welche immer schon da waren*), werden zahlreicher und lauter, es bereitet sich der Angriff vor, der zuerst nur gegen die Mißbräuche, gegen die Ausschreitungen und alle die unhaltbaren Vorstellungen und zeitlichen Beimischungen gerichtet ist, welche sich nach und nach angesetzt haben, später an die Fundamente des Systems, seine geschichtliche Beglaubigung, seine Ansprüche auf höhere Offenbarung geht. Dann kommen die Schriftgelehrten, welche in den heiligen Büchern forschen und deren dunkle Stellen begreiflich und annehmbar zu machen suchen, und wenn dieses immer weniger gelingt, behaupten sie etwa, die in der Lehre niedergelegten Aussprüche seien nicht wörtlich zu nehmen, wenn sie auch noch so einfach und bestimmt lauten, die etwa vorkommenden Zahlen seien keine wahren Zahlen 2c., oder sie machen die Wendung, daß der menschliche Verstand die Geheimnisse der Religion zu ergründen nicht vermöge, während die Wahrheit doch nur die ist, daß der Verstand der späteren Generationen jene Vorstellungen nicht mehr für verträglich mit seiner Anschauung hält, welche eine kindliche Periode mit mangelhaften Einsichten in die Gesetze der Welt und des Geistes sich gebildet

*) „Nezahualcoyotl, König von Tezcuco, gab seinem Sohne geheime Lehren, nicht an die Götzen zu glauben und sie äußerlich nur zum Schein zu verehren." Bastian l. c. II, 518.

hat. Vertheidiger mit geringeren Ansprüchen unternehmen es, die Widersprüche der in einer früheren Zeit aufgestellten Lehre mit den Erkenntnissen einer späteren zu verdecken oder eine unmögliche Ausgleichung zwischen diesen und jenen zu versuchen, was eben so wenig gelingen kann. Neben den auf die ewige Wahrheit gerichteten, die bloß zeitlichen und partikularen Beimengungen eines Glaubenssystems bekämpfenden, darum berechtigten Bestrebungen gehen dann immer solche verwerflicher Art, einem dämonischen Hasse auch gegen das Wahre in jeder Religion: die Beziehung des Menschen auf ein Höheres und seine ewige Bestimmung entsprungen, gegen welche der Geist mit aller Energie zu streiten hat. Von dieser Art „Vernunftreligion" schrieb Björstierna*): „Wenn die rationelle Lehre in irgend einem Lande auch in die Hütten hinabsteigt, so flieht der Engel von dannen, der Trost dahin bringt."

Religionen können auch durch fremde Gewalt zerstört werden; der Islam machte seinen Bekehrern zur Pflicht, ihn mit dem Schwerte unter den Völkern auszubreiten, und das Christenthum verschmähte die Gewalt der Waffen nicht; man weiß, wie Karl der Große gegen die Sachsen verfuhr, wie die deutschen Ritter in Polen und Preußen hausten und die spanischen Sieger in Amerika. Die Sieger suchen gewöhnlich den Besiegten ihre Götter aufzuzwingen und die der Besiegten aus dem Bewußtsein derselben zu verdrängen, und wenn die Unterdrückten sich früher oder später zur Reaktion ermannen, so beginnt der Krieg nicht selten mit dem Angriff auf die Götter der fremden Gebieter, wie z. B. als die Hellenen das phönikisch-ägyptische Joch abzuschütteln begannen und damit in Kreta den Anfang machten. Es läßt sich keine Religion ohne sittlichen Gehalt denken, der selbst in den asiatischen Naturreligionen nicht fehlte, so sehr er durch Ausartungen verdeckt war. Deshalb finden sich in den heiligen Schriften der verschiedensten Völker fromme und weise Lehren, hier wie dort dem moralischen Grunde der Menschennatur entsprossen, also nicht bloß in der Bibel, sondern auch im Talmud und im Koran, in den buddhaistischen Suras, im Zendavesta. Alle empfehlen die Tugend zu lieben und das

*) Philosophie und Theologie der Hindus S. 64.

Laster zu verabscheuen, — Grundsätze, auf welche schon der moralische Instinkt der Menschheit zum Zweck ihrer Selbsterhaltung führt. Triptolemus, der erste Gesetzgeber der Athener gebot: Die Eltern zu achten, die Götter zu ehren und keine Thiere zu essen. Die fünf Gebote des Buddhaismus lauten: Kein lebendes Wesen zu tödten, nicht zu betrügen, nicht die Ehe zu brechen, nicht zu lügen, keinen Wein zu trinken*). Nach Theng-sen, einem Schüler des Confucius, bestand dessen Lehre hauptsächlich in der Aufrichtigkeit des Herzens und im Gebot, unseren Nächsten wie uns selbst zu lieben; Confucius schärfte besonders die kind-

*) In Bezug auf spekulativen Gehalt ist jedenfalls eine der merkwürdigsten Religionen der Buddhaismus und derselbe sucht die Lösung des Welträthsels, indem er die Einheit von Gott und Welt annimmt, während andere deren Gegensatz behaupten, gehört also zu den Gottesbegriffs-Religionen. Sein principieller Gegensatz gegen den Brahmanismus läßt sich nicht als der von Pantheismus zu Polytheismus bezeichnen, denn die Buddhaisten verehren außer Buddha noch eine Menge anderer mythischer Gottheiten, sondern liegt vielmehr auf sittlichem Gebiete: der Gleichheit und gleichen Berechtigung aller Menschen zur Seligkeit, welche durch Barmherzigkeit, Reinigkeit und Buße erlangt werde. Die höchste Gottheit ist ein unpersönliches, unbegreifliches Wesen, welches das Universum belebt und in selbem durch Weltperioden von unbestimmter, ungeheurer Dauer mittelst der Materie sich in unzählbaren Formen offenbart, die in ewiger Auflösung und Umbildung begriffen sind, was, wie der ganze Weltgang durch ein unabänderliches Schicksal bestimmt wird. Die sichtbare Welt, Sansara, hat keine wahrhafte Wirklichkeit, ist nur täuschender Schein, Maja; sie ist die niedrigste der Welten, die der Geduld, zu beständiger Umwandlung bestimmt, so daß auch wenigstens die Mehrzahl der Menschenseelen von Gestalt zu Gestalt wandern muß. Die zweite höhere ist die Welt der Farben und Formen, die dritte die farb- und formenlose ätherische Welt. Von Zeit zu Zeit erscheinen, um die Welt zu bessern, Incarnationen der göttlichen Substanz oder auch der abgeschiedenen Heiligen; unter ersteren war Gautama, mit dem Beinamen Buddha, der Weise, ein zum Göttlichen verklärter Mensch. Seine Lehre will die Menschen befähigen, in das von allen Bestimmungen und Beschränkungen Freie und Ewige, den Urgrund, das Nirvana Aufnahme zu erlangen, was durch Selbstbeherrschung, Ertödtung der Sinnlichkeit, Bußübungen, Geduld und Standhaftigkeit, Barmherzigkeit gegen alles Lebende, Förderung des Guten, selbst mit Opferung des Lebens geschieht, wodurch die Seele von der Sansara, damit von allem Wechsel und Wandel und also auch von der Wanderung befreit wird und zu jener Nirvana, dem seligen Zustand vollkommener Ruhe gelangt, in welcher die Heiligen im ewigen Lichte gleich Buddha leben. Während die Seelen der Lasterhaften nach dem Tode in Thiere wandern

liche Liebe ein. Im Sadder, dem heiligen Buch der Guebern, heißt es: Thue Niemand, was du dir nicht selbst gethan haben möchtest, und Hillel, ein berühmter Lehrer der Mischnah (des ersten und Haupttheiles des Talmud, der als ungeschriebenes, traditionell fortgepflanztes Gesetz Moses galt, während der zweite Theil, die Gemara, die rabbinischen Erklärungen des ersten enthält) zur Zeit des Herodes sprach: Was du dir nicht selbst wünschest, thue auch deinem Nächsten nicht. Die Trennung der Moral und Religion vom Recht und zwar vom Boden der ersteren aus hat zuerst Jesus vollzogen*). — Unter allen Religionen wird diejenige die größte Aussicht auf Bestand haben, welche von der ewigen Wahrheit am meisten in sich hat und als ihr relativ vollkommenster Ausdruck eben darum frei von Exclusivität die ganze Menschheit umfaßt, deren Principien deshalb für das Heil und die Entwicklung derselben zu höheren Zuständen die meiste Garantie bieten.

müssen, um ihnen noch Zeit zur Verdienung der Seligkeit zu lassen, aber ungebessert zuletzt den Schrecken der Hölle, Naraka, übergeben werden, ist es den Heiligen vergönnt, die das Ziel auf dem kürzesten Wege erlangt haben, in Incarnationen zur Erde zurückzukehren, die Menschheit zur Buße und Tugend zu ermahnen und ihnen die Schönheit der Nirvana (nach J. Mohl des Eingehens in Gott) darzustellen.

*) S. hierüber Bluntschli, der Rechtsbegriff. Vortrag gehalten in München 1858. Nachdem B. S. 161 bemerkt, daß über alle orientalischen Rechtsanschauungen Einer emporrage, ganz einsam und gerade darin selbst von seinen Jüngern mißverstanden, führt er an, daß Jesus Christus selbstständig den Gegensatz von Recht und Moral erkannt habe. Er verhielt sich übrigens indifferent gegen den Rechtsbegriff und betrachtete das Recht als etwas seiner Mission völlig Fremdes, fügte sich aber persönlich der jüdischen und römischen Rechtsordnung und versuchte nichts daran zu ändern, tastete sogar die Sklaverei als anerkannte Rechtsinstitution nicht an und gab viele und wichtigste Moralgesetze, aber kein einziges Rechtsgesetz (im Gegensatz zu Moses und Manu), indem er durch jede Beimischung des weltlichen Rechtes seine Moralgesetze zu trüben und zu schwächen fürchtete. Er hielt das Recht wohl für entbehrlich, wenn die göttlich-menschliche Moral das ganze Leben wahrhaft durchdringen würde; die Liebe vermag das starre und kalte Recht zu schmelzen. „Es gibt daher im Sinne von Christus wohl eine christliche Moral, welche das Rechtsgesetz erfüllt und überwindet, aber es gibt, obschon das Christenthum auf die spätere Rechtsbildung einen mächtigen mittelbaren Einfluß geübt hat, im Sinne der Rechtswissenschaft kein christliches Recht."

Culturbilder.

Eilfter Vortrag.

Die Aegypter.

Das Land der ältesten Civilisation, das Land der Weisheit und Wunder, wie es schon die Griechen bezeichneten, war diesen durch ihren großen Geschichtschreiber Herodot, welcher es selbst besucht und mit seinen Priestern verkehrt hatte, einigermaßen bekannt geworden, wurde aber erst nach der Eroberung durch Alexander den Großen für die griechische Forschung geöffnet. Im Nordosten Afrikas gelegen, im Westen von Tripoli und der Sahara begrenzt, im Osten vom rothen Meere, stellt Aegypten zum größten Theile eine wüste Hochebene von 1—2000′ Meereshöhe dar, welche von Süden nach Norden zwei Gebirgsketten durchziehen, deren Gipfel sich zu drei bis fast sechstausend Fuß erheben, die höhere, die sogenannte arabische im Osten, die andere, die lybische, im Westen verlaufend, zwischen dem Nilthal und einer Reihe tiefliegender Oasen, welche Aegypten von der Sahara trennen. Das fruchtbare schmale Nilthal ist tief zwischen den beiden Bergketten eingesenkt und geht im Norden in das sogenannte Delta über, eine Anschwemmung des Niles; hier und im Thale, auf einem Raume von etwa 800 Quadratmeilen, nicht einmal einem Siebentel der Oberfläche des ganzen Landes, ist allein Cultur möglich und nur die erstaunliche Fruchtbarkeit des Bodens und der sorgfältige Anbau desselben erklären die außerordentlich zahlreiche Bevölkerung in alter Zeit und die kolossalen Leistungen derselben. Lebensader des fast quell- und

regenlosen Landes ist der Nil, ein mächtiger, geheimnißvoller Strom, dessen Quellen schon von den Alten gesucht, erst in der Gegenwart ihrer Entdeckung nahe und zum Theil jenseit des Aequators in den bis 2000′ hohen Schneebergen daselbst und den gewaltigen Seen des innern Afrikas zu suchen sind. Seine Namen Nilus, vom indischen Nilas, im Hebräischen Schichur, oder wie ihn die alten Bewohner des Landes nannten, Jarò, der Dunkle, deuten auf die trübe Farbe, welche er beim Hochwasser annimmt, wenn im Mai bis September die tropischen Regen und die Schneeschmelze eintreten und des Stromes gewaltige Wassermassen zuerst von Algen und Infusorien grünlich, zuletzt von der mitgeführten Erde dunkelröthlich werden, während beim niederen Stand das Wasser krystallklar ist. Von der Höhe dieses Standes hängen die guten oder schlechten Ernten ab; die besten erfolgen, wenn der Nil 22—23′ über den niedrigsten Wasserstand steigt.

Der Ursprung des alten Culturvolkes der Aegypter ist unbekannt geblieben, wie lange die Quelle seines Stromes. Herodot bezeichnet die Aegypter als schwarz und kraushaarig; die Kolchier seien eben so, daher ägyptischen Ursprungs*). Auf den Wandgemälden hingegen ist die Hautfarbe der Aegypter röthlich angegeben; ihr schwarzes Haar ist schlicht, nicht kraus, und mancherlei andere Gründe sprechen noch dafür, daß sie zum semitischen Zweig des großen arischen Stammes gehörten und in sehr früher Zeit aus Asien kommend auf eine schwarze Urbevölkerung trafen, welche nachmals zu den unteren Kasten herabgesetzt wurde**). Das häusliche und öffentliche Leben der Aegypter, ihre Sitten,

*) Herodot bemerkt auch, von allen Völkern hätten nur Kolchier, Aegypter und Aethiopier ursprünglich die Beschneidung gehabt; Phöniker, Syrer und die Bewohner von Palästina hätten sie nach eigenem Geständniß von den Aegyptern angenommen. (Sie wurde in Aegypten im 12. Jahre vorgenommen, also um die Zeit der dort eintretenden Geschlechtsreife und war wie wohl überall eine Folge der Vorstellung von einer Beziehung der Geschlechtlichkeit zu gewissen Gottheiten, und demnach ein denselben gebrachtes Opfer.)

**) S. das große Werk von Lepsius: Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien. Dessen Briefe und Berichte aus Aegypten, Aethiopien und von der Halbinsel des Sinai. 1852.

Gewohnheiten, Beschäftigungen u. s. w. kennt man besser als das mancher anderen alten Culturvölker, weil ihre wie für die Ewigkeit gebauten Tempel, Paläste und Gräber mit den unzähl- baren Malereien und Skulpturwerken, Mumien, Papyrusrollen, Geräthen aller Art eine unübersehbare Fülle der speziellsten Denkzeichen ihres Thuns, Genießens und Leidens bieten. Aber die Entzifferung ihrer Schriften, die Deutung ihrer Gemälde und Skulpturen hat unsägliche Arbeit und die Aufbietung des größten Scharfsinnes gekostet.

Es ist bekannt, daß die französische Expedition nach Aegypten am Ende des vorigen Jahrhunderts unter Napoleon Bonapartes Commando den Zweck hatte, durch Eroberung jenes Landes eine breite Grundlage für den französischen Einfluß im Morgenlande zu gewinnen und die Herrschaft der Engländer in Indien zu bedrohen. Das Direktorium verband aber auch wissenschaftliche Zwecke hiemit; eine Anzahl ausgezeichneter Ge- lehrten war zur Erforschung des Pharaonenlandes der Armee beigegeben und das Resultat ihrer Untersuchungen ist in dem kolossalen Werke Description de l'Egypte niedergelegt. Das Interesse für ägyptische Studien wuchs; später schickte Frank- reichs Regierung eine neue wissenschaftliche Expedition nach Aegypten, welcher der jüngere Champollion, der berühmte Erklärer der Hieroglyphen, vorstand und 1842 geschah ein gleiches durch die preußische Regierung, welche Lepsius nebst Anderen dahin- sandte. — Den Weg zur Enträthselung der Hieroglyphenschrift öffnete der zufällige glückliche Fund einer schwarzen Granitplatte, welche dem französischen Artillerieoffizier Bouchard beim Auf- werfen einer Schanze bei Rosette 1799 in die Hände kam. Auf ihr war eine dreifache Inschrift zu sehen: oben Hieroglyphen, in der Mitte die sogenannte enchorische oder landesübliche Schrift, unten griechische Schrift, letztere besagend, daß die Priesterschaft von Memphis dem Könige Ptolemäus Epiphanes die höchsten Pharaonenehren zuerkenne. Der Gedanke lag nahe, daß der Inhalt der oberen und mittleren Charaktere der gleiche sein möge. Die französischen Gelehrten kopirten sogleich die Inschrift; der Stein gerieth nach der Seeschlacht von Abukir in die Gewalt der Engländer, wurde im britischen Museum

niedergelegt und ist unter dem Namen „Inschrift von Rosette" bekannt. Bereits Clemens von Alexandrien hatte die Bemerkung gemacht, daß die Hieroglyphenschrift in zwei Hauptklassen zerfalle, deren eine den Inhalt in Buchstaben, die andere in Zeichen ausdrücke, und zwar wieder durch Abbildung der Gegenstände oder durch Symbole derselben. In der griechischen Schrift des Steins von Rosette kamen die Eigennamen Ptolemäus, Epiphanes, Cleopatra vor; man schloß, daß vor Allem diese, wenn ein Hieroglyphen-Alphabet existire, in Buchstaben ausgedrückt sein würden und gewahrte alsobald in der hieroglyphischen Parthie der Inschrift einige Zeichengruppen in längliche Kreise eingeschlossen. Die Vermuthung, daß diese die Eigennamen ausdrückten, wurde später bestätigt, wenn auch vor der Hand die Deutung nicht gelang, weil die Hieroglyphenschrift, wie man zuerst nicht wußte, für denselben Buchstaben verschiedene Zeichen hat. Da kam das Auffinden mehrerer Inschriften in zwei Sprachen zu Philä und anderen Orten gelegen zu Hilfe, so daß Champollion und auch der Engländer Young eine Anzahl Buchstaben zu entziffern vermochten, wobei man jedoch bald die Entdeckung machte, daß die Sprache eine unbekannte war, nämlich die altägyptische, die selbst wieder erst gelernt werden mußte. Man machte sich nun an das Koptische, eine Sprache, die noch jetzt von dem kleinen Völkchen der Kopten, den Nachkommen der alten Aegypter, gesprochen wird, freilich aber im Laufe der Zeiten sich ziemlich verändert hat. Nun hatte die Congregatio de propaganda fide zu Rom seit dem 17. Jahrhundert koptische Wörterbücher und Grammatiken für Missionszwecke drucken lassen, welche jetzt zur Erklärung der altägyptischen Sprache höchst schätzbar sich erwiesen, so groß die sonstigen Schwierigkeiten waren, weniger wegen der Sprachänderung im Laufe der Zeit, als weil die altägyptische Sprache wegen ihrer Armuth durch dasselbe Wort oft sehr verschiedene Dinge ausdrückte, so daß der gemeinte Sinn im Leben wohl durch die Betonung wie im Chinesischen angezeigt wurde, in der Schrift hingegen nur aus dem Zusammenhang erschlossen werden konnte. Es gelang aber, fast alle Schwierigkeiten zu überwinden, so daß von den etwa 900 bekannten Hieroglyphen 700 erklärt und von der altägyptischen

Sprache 500 Wurzelwörter ermittelt sind, etwa die Hälfte aller, die sie besitzen dürfte, wozu namentlich das sogenannte Todtenbuch diente, eine von den Franzosen in den Königsgräbern zu Theben 1799 aufgefundene Papyrusrolle, deren Hieroglyphen deutlich zeigten, daß sich der Inhalt auf die Todtenfeier und die Seelenwanderung bezog. Man fand später mehrere solcher Rollen, theils mit sogenannten hieratischen oder priesterlichen Zeichen, theils mit eigentlichen Hieroglyphen beschrieben, welche letzteren die Priester ihre Adepten immer zuletzt kennen lehrten. Die hieratischen Zeichen sind ebenfalls Bilder, welche aber Buchstaben und hiedurch Worte ausdrücken, während die Hieroglyphen Begriffe oder sinnliche Dinge in Bildern darstellen — durch Vergleichung beider entzifferte man zugleich die Hieroglyphen und lernte die altägyptische Sprache kennen, indem nach Erkenntniß der Bedeutung mehrerer Hieroglyphen der Sinn der betreffenden Stelle begriffen wurde und nach Ermittlung der Buchstabenbedeutung des hieratischen Textes auch die Worte der alten Sprache sich ergaben, deren Bedeutung dann wieder durch den Sinn der Hieroglyphen klar wurde. Jene Rollen, welchen Lepsius den Namen Todtenbuch gegeben hat, gehören dem 15. Jahrhundert vor Christus an und stellen den Gang der abgeschiedenen Seele durch die Unterwelt in das Licht und vor den Richterstuhl Gottes dar. Die Hieroglyphen sind einigermaßen unsern Rebus oder Bilderräthseln zu vergleichen, so daß, wer Einsicht in das ägyptische Wesen und Uebung in ihrer Erklärung hat, ihren Sinn zu erkennen vermag, selbst ohne die Sprache zu verstehen. Aber sie wurden selten allein angewandt, sondern fast immer mit alphabetischen Zeichen, deren oft acht bis zehn verschiedene für denselben Buchstaben gebraucht wurden, was die Lösung ungemein erschwerte, wozu später noch die Entdeckung kam, daß manche alphabetische Bilder ganze Sylben darstellen, wieder andere grammatische Verhältnisse ausdrücken, Schwierigkeiten, die noch immer nicht ganz überwunden sind. Das bis jetzt Erreichte hat aber genügt, auf die Institutionen und die Geschichte Aegyptens, die Folge seiner Dynastieen und die Zeit ihrer Dauer ein helles Licht zu werfen.

Wie in den meisten großen Theokratieen der alten und neuen Welt finden wir auch das ägyptische Volk in Kasten getheilt, bei welcher früh eingeführten und streng eingehaltenen Einrichtung die Hirten und Bauern den untersten Rang einnahmen; unter den Hirten standen die Schweinehirten wieder tiefer als die Rinderhirten, auf der untersten Stufe der ägyptischen Gesellschaft und wurden für unrein angesehen. Auf die Hirten folgten dann die Bauern und Nilschiffer. Es wäre möglich, daß alle diese untersten Kasten, deren Leichen nicht mumisirt wurden, der schwarzen Urbevölkerung angehört hätten. Nichtsdestoweniger steht Herodots Bemerkung, die Aegypter seien schwarz und kraushaarig gewesen, als ein Stein des Anstoßes da; von ihm, der mit den Priestern umgegangen war, läßt sich doch kaum annehmen, daß er den physischen Charakter des Volkes allein von den untersten Kasten entnommen hätte. Ebenfalls eine niedere Kaste bildeten dann die Dolmetscher, welche aus einer Mischung von Griechen mit Eingeborenen unter König Psamtik und nach ihm entstanden waren, welchen aber der Haß und die Verachtung der Aegypter gegen alles Fremde eine niedere Stellung anwies. Die Handwerker aller Art und die beiden obersten Kasten, die Krieger und die Priester zeigen, wie gesagt, auf den Monumenten eine dunkelröthliche Hautfarbe, mit langem schwarzem, oft auch braunem Haar und manchmal eine arische Gesichtsbildung. Sehr stark und robust sind die Aegypter nicht gewesen.

Die Nahrung der Hirten mochte mehr animalisch sein, bei den übrigen Ständen scheinen Pflanzenspeisen vorgewaltet zu haben. Man pflanzte Olyra, Durra, Waizen, Gerste, Hibiscus esculentus; man genoß die Samenkörner des Lotos, zweier Arten von Seerosen; viel Cyblos, Zwiebeln, Knoblauch, Gurken und Melonen, Datteln; außerdem sehr viele Fische, an welchen der Nil und die Seen unermeßlich reich waren; außerdem Wachteln und Enten; Lieblingsspeisen der höheren Stände waren Rind- und Gänsefleisch. Man hatte mancherlei Gemüse, Früchte, Gewürze, brauchte viel Ricinusöl und die Kochkunst scheint sehr ausgebildet gewesen zu sein. Man besaß Löffel aus Holz, Elfenbein, Alabaster und Bronce. Von geistigen

Getränken genossen die Aegypter Gerstenbier, Cider, Palm- und Rebenwein und bereiteten außerdem aus Feigen und Granatäpfeln berauschende Flüssigkeiten.

Die Kleidung der unteren Klassen war nur ein Schurz um die Lenden geschlagen, oft nur ein breiter, um die Hüften gelegter, zwischen den Beinen durchgezogener Gürtel; die Schürze der Frauen war länger. Der König, die Priester und Hofleute trugen lange und weite Gewänder, meist mit Stickereien und Fransen verziert; den Kopf bedeckte man theils mit eigenthümlich geflochtenen Perücken, theils mit linnenen Hauben; die königliche war groß und gefaltet. Der Stoff aller Kleidungsstücke war Leinwand, selten Baumwollenzeug. Die Füße schützte man durch Sandalen oder leichte Schuhe; die unteren Klassen gingen barfuß. Man salbte den Leib und hielt sehr auf Reinlichkeit, hatte Kämme aus Holz, Elfenbein, Bronce, Haarnadeln aus Elfenbein und Bronce, runde, sehr gut geschliffene Spiegel aus demselben Stoff. Die Priester rasirten den ganzen Leib alle drei Tage; die Frauen (manchmal auch Männer) malten die Augenlider und Brauen schwarz, um die Augen größer erscheinen zu lassen, und durchbohrten die Ohren, um goldene oder silberne Ringe in denselben zu tragen. Den Hals schmückte man mit bunten Schnüren aus Kauris, Korallen, Elfenbein, Steinen, Thon- und Glasperlen, an welchen zugleich Scarabäen, kleine Götterbilder und andere Gegenstände aus den verschiedensten Stoffen hingen; man hatte auch Armbänder und Fingerringe. In einem Lande von Aegyptens Beschaffenheit waren Sonnenschirme und Fächer unentbehrlich; die letzteren wurden für die vornehmen Damen aus Straußenfedern gemacht.

Die Armen des Landes wohnten in Rohrhütten, die Reichen in Steinhäusern aus an der Luft getrockneten Ziegeln gebaut, deren Verfertigung meist durch Gefangene ein Regale war, weßhalb sie auch den Stempel des Königs trugen; Holz wurde, da es so selten vorkam, zu Bauwerken sehr wenig verwendet. Die Dächer waren häufig flach, mit einem Tuch überspannt und man schlief darunter; die Fenster ohne Glasscheiben, mit bunten Stoffen verhangen. Man hatte in den Häusern Matten, Schemel, Stühle, Tische, Schränke, Casseten zur Aufbewahrung

von Gegenständen der Toilette, Schmuck- und Nipsachen, Blumen in zierlichen Gefäßen, Lampen, Laternen, Handmühlen, wie sie noch jetzt die Fellahs brauchen, aus zwei scheibenförmigen Steinen bestehend, zwischen welchen die Körner zerdrückt werden, indem man dem obern über dem festgemachten untern eine rotirende Bewegung ertheilt, und unzählige andere Geräthe. Die größeren Schiffe der Aegypter hatten einen Mast und Segel, waren kiellos und an den Enden sehr aufwärts gekrümmt. Es gab auch Wagen, und zwar zweiräderige, aber sie dienten nur im Kriege, um die Bogenschützen darauf zu placiren; auch die Könige bedienten sich solcher. Die Fortschaffung größerer Lasten, z. B. der Monolithen, geschah auf Schleifen durch Ochsen oder durch Menschen in großer Zahl, welche an Stricken ziehend, die Last ruckweise bewegten; leichtere Gegenstände, wie Getreide, Waaren lud man Eseln auf; Lastträger waren selten. Das Pferd diente nur zum Kriege und das Kameel fehlte im alten Aegypten gänzlich. Der Hauptverkehr geschah auf dem Strome und den zahlreichen mit ihm verbundenen Kanälen und Seen.

Die Aegypter verfertigten ihre Aexte, Messer, Meisel, Hobel, Sägen, Bohrer meist aus Bronce, Steinmesser und Aexte gehören nur der frühesten Zeit an; sie verstanden aber die uns unbekannte Kunst, der Bronce Stahlhärte zu geben. Die ungemein mannigfaltigen Gefäße, Schalen, Becher waren aus Thon, Stein, Bronce, Silber, auch Gold, dann aus Bein, Horn, Leder, Holz, Bast verfertigt; die Thongefäße wurden gebrannt und zum Theil auch glasirt und wie die anderen Gefäße oft sehr zierlich bemalt. Man verstand sehr gut Glas zu bereiten und machte daraus vorzüglich kleine Salbentiegel. Die Aegypter hatten das Glas schon in der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends v. Chr. erfunden, wie ein Grabgemälde aus dieser Zeit zeigt, wo Arbeiter abgebildet sind, die in der gleichen Art wie heutzutage Glas blasen. Männer und Frauen spannen mit der Spindel, von Webstühlen hatte man verschiedene Arten, webte sehr fein, viel mit bunten Mustern und stickte auch die Kleider. Am häufigsten wurde Flachsfaden verwoben, seltener Baumwolle und Wolle; die Mumienbandagen bestehen nur aus Leinwand; man hatte solche von außerordentlicher Feinheit. Die

Aegypter machten vortreffliches Leder, ihren Holzschnitzern und Bildhauern fehlte es nicht an Fertigkeit, aber an Schönheits- und Kunstsinn, der eben dem ägyptischen Geist nicht gegeben war. Sie kannten die Gesteine ihres Landes und wußten diese wie das Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, die Bronce zu gewinnen und zu verarbeiten; am seltensten kommt das Eisen vor; ihre Kunst zu vergolden erwähnt bereits Moses. Gräßlich ist die Schilderung, welche Diodor von den Qualen der Unglücklichen gibt, die auf das unbarmherzigste in den nubischen Bergwerken zur Gewinnung des Goldes aus dem quarzhaltigen Gestein angehalten wurden, man trieb sie mit Schlägen zur Arbeit Tag und Nacht, bis sie unterlagen und schonte weder Alter noch Geschlecht. — Die Aegypter bauten Futterkräuter, Getreide, Gemüse, Obst, Wein, Farb- und Oelpflanzen, Lein und Baumwolle und hatten mehrere Arten Pflüge, die in dem lockeren Boden meist mit der Hand geführt, seltener durch Ochsen gezogen wurden; das Saatkorn ließ man durch Ziegenheerden eintreten; beim Ernten schnitt man das Getreide gleich unter der Aehre ab und ließ es durch Rinder ausstampfen. Man zog Schweine, Schafe, Ziegen, Rinder, Esel und Pferde, Gänse, Enten, Störche und Hühner, die zu vielen Millionen künstlich ausgebrütet wurden; man jagte Antilopen, Hasen und Stachelschweine, Affen, Steinböcke, wilde Ziegen, Giraffen und Elephanten, den Bär, Schakal und Fuchs, Panther und Löwen, fing junges Wild auch lebend, um es in den Wildgärten aufzuziehen. Man kannte auch die Wurfschlinge (Lasso) und betrieb die Treibjagd zu Fuß oder zu Wagen, aber nicht zu Pferde; von Jagdhunden hatte man mehrere Rassen und gebrauchte manchmal auch den Gepard oder Jagdtiger, Cynailurus jubatus. Im Wasser wurde auch das Krokodil und das Nilpferd gejagt; der Fischfang wurde nicht nur mit Netzen und Angeln ausgeführt, sondern auch auf größere Fische der Fischspeer angewandt.

Was die geselligen Verhältnisse betrifft, so bestand die sonderbare Bestimmung, daß jeder wo möglich seine Schwester heirathen solle; die Ehe wurde heilig gehalten und die Stellung der Frauen war eine günstige, so daß, wenn sie auch mit seltenen Ausnahmen einiger Königinnen und Priesterinnen von

den öffentlichen Aemtern ausgeschlossen waren, sie doch im Hause als die Herrinnen betrachtet wurden und sich auch außerhalb desselben frei bewegen konnten. Nach Herodot hätte jeder Aegypter nur eine Frau gehabt. Die Kinder kosteten bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel und der Milde des Klimas sehr wenig, was mit andern günstigen Verhältnissen die ungemein dichte Bevölkerung möglich machte; es wurde den Kindern, deren Spielsachen zum Theil denen unserer Kinder glichen, besonders Ehrfurcht gegen die Eltern und Alten eingeflößt, die Schulen waren von Priestern geleitet. Die Formen des gesellschaftlichen Lebens waren sehr bestimmt und bemessen; beim Grüßen ließ man die Hand bis zum Knie herabsinken; man hatte allerlei Spiele und Unterhaltungen, worunter auch Fischerstechen und Stierkämpfe, nicht selten auch Trinkgelage, sogar für die Damen. Man trieb Musik und tanzte; unter den Instrumenten figuriren auch Harfen, Lyren und Guitarren. Manche Tänzerinnen auf den Bildern weichen durch Körperbildung und Costüm sehr ab, so daß solche wohl aus fremden Ländern nach Aegypten kamen. Die Sklaven und Sklavinnen, welche man hatte, genossen bis auf einen gewissen Grad den Schutz der Gesetze.

Die unteren Klassen waren fleißig und sehr genügsam, die oberen weise und die Krieger besonders in der älteren Zeit nicht ohne Tapferkeit. Die Aegypter waren im Ganzen ernsthaft, düster, hielten viel auf Träume, beschäftigten sich mit Tod und Grab und mit dem Schicksal der Seele nach diesem Leben mehr als irgend ein anderes Volk; nach Herodots Bericht trug bei den Gastmalen der Reichen immer ein Mitglied eine aus Holz verfertigte und bemalte Todtenpuppe im Sarge umher und sprach, jedem Gaste sie zeigend: „Sieh diesen und iß und trinke und sei fröhlich; denn so wirst du nach deinem Tode sein.“ Man gelobte bei Krankheiten Votivgegenstände für die Tempel, setzte eine Summe für die Erhaltung der heiligen Thiere aus rc. Die Mumienbereitung wurde nach dem Stande und Vermögen des Betreffenden mit mehr oder weniger Sorgfalt, oft auf das luxuriöseste ausgeführt, und die zahlreichen Einbalsamirer bildeten eine unterste Abtheilung der Priesterschaft. In Folge dieser Sitte hatten die Aegypter eine genauere Kenntniß vom

Innern des menschlichen Körpers als andere Völker des Alterthums. Die Mumien wurden in Särge von Sycomorenholz oder auf einander geklebten Leinwandschichten, oder bei den Reichen in Sarkophage von Basalt oder Granit gelegt und unter mancherlei Ceremonieen in die Begräbnißstätten gebracht, welche in der westlichen und östlichen Bergkette unterirdisch in den Fels gehauen waren und unermeßliche Todtenstädte beiderseits längs dem ganzen Lande der Lebenden darstellten. Da waren Tausende und aber Tausende von Kammern und Gängen mit Wandgemälden und Bildwerken verziert, denn die Aegypter wandten viel mehr Zeit und Kosten auf die Wohnungen der Todten als die der Lebenden, weil nach ihrer Ansicht dieses kurze Leben das nicht verdiente. Man brachte in diese Kammern zu den Mumien die Porträts der Verstorbenen, die Amulete, den Schmuck und die Gegenstände, die ihnen im Leben lieb gewesen waren; man fügte Inschriften bei mit Angaben über die Schicksale im Leben, oder auch einen Aufruf an die Götter, ein Gebet rc. Hiezu kamen die Papyrusrollen, die Todtenbücher, welche von den Priestern zugelegt wurden und die Weisungen für die Seele auf ihrem Wege durch die Unterwelt enthielten. Die Begräbnisse, die Todtenstädte und die von Zeit zu Zeit dort für die Verstorbenen geübten religiösen Akte gehörten sämmtlich zum Ressort der Priester, welche so ihren Einfluß auch auf die Ewigkeit ausdehnten. Man begreift die erstaunliche Mühe nicht, welche sich die Aegypter für die Erhaltung der Leichen gaben, wenn man bedenkt, daß sie an die Unsterblichkeit der Seele glaubten (welche nach Herodot von ihnen zuerst von allen Völkern behauptet wurde) und an Seelenwanderung. Die Leichen der untersten Stände wurden nicht mumisirt, sondern nur in Matten gewickelt in den heißen Sand verscharrt. Die armen Fellahs heizen jetzt mit den Mumien ihren Heerd.

Die ägyptische Baukunst hat Werke hervorgebracht, die 4—5 Jahrtausende der Zeit getrotzt haben und noch die Bewunderung späterer Geschlechter erregen werden durch die kolossale Größe, wie kein anderes Volk solche erzeugt hat, und eben so sehr durch das Fremdartige und Geheimnißvolle ihres

Wesens. Für die ägyptischen Tempel, deren schönste in und bei Theben erbaut wurden (der von Karnak ist noch ziemlich gut erhalten), sind die Pylonen an den Thoren charakteristisch, eine Art Pyramiden mit abgeflachter Spitze, zwischen welchen man durch das Eingangsthor in den Vorhof mit seinen Kolossalstatuen ägyptischer Götter, Könige und heiligen Thiere gelangte. Vom Tempel zu Karnak führte eine Doppelreihe von Sphinxen (Menschenköpfe auf Löwenleibern, darstellend die Vorfahren der Pharaonen) zum Königspalast, an dessen Eingang Obelisken standen, Spitzsäulen mit Inschriften bedeckt. Die Sphinx von Memphis, die größte von allen, 117′ lang, 51′ hoch, der Umfang 81′, ist unmittelbar aus dem zu Tage gehenden Fels gehauen. Skulpturen schmückten die Außen- wie die Innenwände der Tempel und Paläste; an der Außenseite des von Menophta III. erbauten Palastes in Theben waren zwei über 60′ hohe sitzende Kolosse, jeder aus einem Stein aufgestellt, die Mutter und Gemahlin des Königs vorstellend. Im Innern der Paläste fand man große Höfe mit Säuleneingängen, gewaltige Säle, deren Decke von Säulenreihen getragen wurde und kleinere Gemächer, wie die Säle meist von Lampen erleuchtet, da, was charakteristisch für die ägyptische Bauweise ist, die Fenster in der Regel fehlten. — Was Aegypten vor Allem auszeichnete, waren jedoch seine Pyramiden, jene wunderbaren Bauwerke, deren Zweck und Bedeutung noch nicht vollkommen klar ist. Viereckig, nach den Himmelsgegenden orientirt, in riesigen Massen sich aufthürmend, ganz schmucklos, ohne Skulpturen, nur mit Hieroglyphen bezeichnet, hielt man früher für ihre einzige Bestimmung, Königsgräber zu sein; sie sollten aber sicher mehr als dieses, sie sollten himmelansteigende Denkmäler des Lebens und Wirkens bestimmter Könige sein. Zu astronomischen Observatorien konnten sie nicht wohl dienen, da die oberste Fläche oft sehr klein ist und die stufenweise aufgerichteten bis 20′ langen und 6′ hohen Steine der vier Seiten das Besteigen schwierig machen, wohl mochten sie aber gelegentlich als Warten gebraucht werden. Die Pyramiden haben nur einen kleinen Eingang, ziemlich hoch über der Erde; im Innern findet man nur einige enge Gänge, eine oder mehrere Kammern,

manchmal mit Königs-Sarkophagen, sonst waren sie ganz massiv. Die Pyramiden von Meroe haben zum Theil eine Nische nahe am Gipfel und eine stärker abgeflachte Spitze, wohl zur Aufstellung von Altären und Götterbildern; auf einer Seite am Fuße befindet sich ein Hof von einer Doppelmauer umgeben, mit Eingangsthor zwischen zwei Pylonen. Die Pyramiden, vom Worte pirama, hohes Denkmal, sind aus Aethiopien nach Meroe und Aegypten gekommen und haben hier ihre vollste Entwicklung erhalten. Die Gruppe von Dschize bei Memphis enthält die drei ältesten und gewaltigsten, worunter die des Cheops oder Suphis den ersten Rang einnimmt, 650' Par. auf jeder Seite lang, 465 hoch ist und an der oberen Fläche 30' im Durchmesser hat. 360,000 Menschen sollen 20 Jahre an derselben gearbeitet haben. Der Eingang befindet sich in 38' Höhe; Gallerieen und Gänge führen im Innern zum Saale des Königs und der Königin. Die drei Pyramiden dieser Gruppe scheinen Vorhöfe mit Säulengängen gehabt zu haben. Die vier andern Gruppen sind die von Mandschelmusa, von Akanthos, von Dagschur, worunter eine noch größere als die des Cheops und von Fayoum, im Ganzen etwa 40*). Ohne bedeutende mechanische Kenntnisse war die Errichtung solcher Bauwerke nicht möglich, und auch die Wasserbaukunst, in welcher die Aegypter noch vor den Babyloniern sich hervorthaten, erforderte solche. Dem Wüstensand waren gleich wie dem Wasser Grenzen zu setzen. Alles dieses und die genaue Vermessung des Landes setzten Geometrie und Mechanik als die nothwendigsten Wissenschaften voraus. Zu complizirteren Maschinen scheinen die Aegypter übrigens nicht gelangt zu sein; sie erreichten ihre Resultate durch einfache Mittel und Kräfte im kolossalen Maßstab, namentlich durch massenhafte Anwendung der Menschenkraft. Sie waren zu einer genauen Eintheilung der Zeit gelangt, beobachteten den Himmel fleißig und hatten die Nachtgleichen und Solstitien schon 3285 Jahre v. Chr. festgestellt.

*) Bei der Naturforscherversammlung zu Wien 1856 suchte Prof. Forchhammer aus Kiel die Ansicht zu begründen, daß die Pyramiden Wassersammler gewesen seien, welche durch den Nil und die atmosphärischen Niederschläge gespeist wurden — welche Ansicht begreiflich keine Zustimmung fand.

Die ägyptische **Skulptur** gelangte nicht zur Freiheit und Schönheit, welche freilich auch bei den Griechen sich erst in späterer Zeit entwickelt hat, sondern blieb in steifen und eckigen Formen befangen. Bei den ägyptischen Statuen sieht man deutlich, wie sie sich aus der Säule entwickelt haben; zuerst formten sich die Säulen zu grotesken Gestalten, mit geschlossenen Beinen und angedrückten Armen, die Capitäle zu Köpfen und wurden später freiere Darstellungen der Menschenform, namentlich des ägyptischen Typus. Auch hier wurde wieder kolossale Größe erstrebt; die Statue Ramses III. im sogenannten Osymandeion war fast 59′ hoch. Sowohl in der Plastik als in der Malerei blieben die Aegypter immer steif; ihre Gesichter sind ausdruckslos, die Bewegungen und Stellungen ihrer Figuren ohne Individualisirung. Die Malerei erscheint fast nur als Dienerin der Architektur, um die Reliefs zu beleben, stellte übrigens alle Arten der menschlichen Thätigkeit dar: die Beschäftigungen der verschiedenen Stände, Feste und Tänze, Schlachten und Triumphzüge, Cultakte. **Musikalische Instrumente** waren das Sistrum oder die Klapper, die Cymbel, ein kleines Metallbecken, Trommel, Querflöte, lange Flöte, Doppelflöte, Harfe, Leyer, Guitarre; für das Feld noch die metallene Trompete; von der Tonkunst und dem Gesang der Aegypter weiß man jedoch nichts. Von der **Literatur** der Aegypter, welche nach den Nachrichten der Alten sehr ausgedehnt war und die Landeskunde und Geschichte, Theologie und Philosophie, Medizin, Naturkunde und Astronomie behandelte, ist uns ebenfalls nichts erhalten worden.

Was den ägyptischen **Staat** auf vortheilhafte Weise von den asiatischen Despotieen unterscheidet, ist dieß, daß nicht der Wille des Königs, sondern das Gesetz das höchste Regulativ bildete; es gab auch unter den ägyptischen Königen keine solchen Tyrannen und Wütheriche, wie sie in Asien vorkamen. Die Aegypter führten nach Diodor als Beweis für die Weisheit ihrer Gesetze an, daß sie über 4700 Jahre meist von einheimischen Königen beherrscht worden und dabei das glücklichste Volk gewesen seien. Die ganze Lebensweise des **Königs**, der als ein Abkömmling der Götter galt, und des Hofes, sein Herr-

scher- und Richteramt war durch genaue Vorschriften geregelt; das Hofgesinde bestand ausschließlich aus den besterzogenen Söhnen der angesehensten Priester. Die Aegypter hatten auch eine unbegrenzte Verehrung und Liebe für ihre Könige und trauerten bei ihrem Tode mehr als bei dem der nächsten Verwandten. Wie über Alle, so wurde auch über den König vor dem Begräbniß seiner Leiche das sogenannte Todtengericht gehalten, die Geschlechtsregister der Könige bewahrte man in den Tempeln auf. Doch umgab die ägyptischen Könige, welche nach Plutarch aus dem Krieger- oder Priesterstande gewählt, im ersteren Fall aber sogleich unter die Priester aufgenommen und in deren Lehren unterrichtet wurden, großer Glanz und eine außerordentliche Pracht, welche sich begreiflicher Weise auch auf deren Gräber ausdehnte. Ein Theil der Könige ist in den Pyramiden beigesetzt, die Leichen der meisten hingegen befanden sich in den in den Stein gehauenen Galerieen und Sälen eines wundersamen abgeschlossenen Felsenthales bei Theben, deren Wände mit Gemälden und Skulpturen auf das reichste geschmückt und wo die Mumien in Sarkophagen aus Rosengranit oder aus Alabaster geborgen wurden, die ganz mit Skulpturen bedeckt sind.

In Aegypten war der Priesterstand der angesehenste, Religion und Cultus das Lebensprincip des Staates, die Priesterwürde war erblich, auch die des Oberpriesters in jedem der zahlreichen Kollegien. Der ägyptische Joseph, als ihm Pharao, nachdem er ihn zum Retter des Volkes, Zaphnatpaaneach, erklärt, Asenath, die Tochter Putiphares, des Oberpriesters von Heliopolis, zum Weibe gegeben (Genesis 41, 45), wurde wohl dadurch ein Angehöriger der ägyptischen Priesterschaft, welche die Aristokratie des Landes bildete, sich in Richter, Zeichendeuter, Aerzte, Baumeister, Mumienbereiter theilte und von den Ländereien lebte, welche ihr angewiesen waren und welche sie verpachtete, sowie von dem Ertrage der Begräbnisse und Begräbnißplätze, da sie Eigenthümerin des Gebirges war, in welchem sich diese befanden.

Dem Könige gehörte ein Drittheil des Landes, das zweite Drittheil der Priesterschaft, das dritte der Kriegerkaste, welche

etwa 400,000 Köpfe stark in die beiden Abtheilungen der Hermotybier und Kalasirier zerfiel, welchen Distrikte in Unterägypten angewiesen waren, während sie zugleich Chemis in Mittelägypten und Theben in Oberägypten besetzt hielten. Einen landbesitzenden Bauernstand gab es nicht, sondern die Landleute pachteten einen Theil des Landes vom König, den Priestern oder Kriegern gegen einen Theil des Ertrages, welcher je nach dem Steigen des Nils bestimmt wurde, während man den andern Theil zu großen Gütern eingerichtet hatte. Die Handwerker bewohnten meistens die Städte und wurden auch in den Priesterschulen gelehrt, wo sie Unterricht in der gemeinbürgerlichen Schrift erhielten. Da sie von den Priestern bei der Erbauung der Tempel und Gräber, der Verfertigung der Geräthe vielfach gebraucht und in manche Verhältnisse eingeweiht wurden, so ist es denkbar, daß manche der talentvollsten auch Aufnahme in die Priesterschaft fanden. Alle Aegypter, auch die Bauern und Hirten, waren jedoch freie Leute; die nicht zahlreichen Sklaven waren theils Kriegsgefangene, theils gekaufte Menschen, besonders Neger.

Aegypten war aus mehreren kleinen Staaten entstanden, indem sich immer um einen Haupttempel eine Stadt mit Gebiet bildete, unter welchen namentlich Theben, Memphis und Sais hervorragten und die allmälig durch die Pharaonen in ein Ganzes vereinigt wurden. Sie theilten das Land in eine Anzahl Bezirke oder Nomen, deren unter Sesostris 36 waren, die sich in der Römerzeit auf 53 vermehrten und denen Nomarchen vorstanden, neben welchen Beamten auch noch Bezirksrichter bestanden, über denen ein höchstes Tribunal und der König selbst war. Unter den Königen ragten Mneues, Sasyches, Sesoosis, Bokchoris, Amasis und Darius als Gesetzgeber hervor. Rücksichtlich der Diebe und Schuldner bestanden höchst sonderbare Gesetze, wie es neben viel Weisheit im ägyptischen Staats- und Volkslebens keineswegs ganz an kindischen Zügen und an Zeichen einer gewissen Ohnmacht und Accommodation der Staatsgewalt fehlte, etwa so, wie man dieses auch in China beobachtet.

Der Verkehr war in Aegypten überaus lebhaft und sehr wohl geregelt; Alles wurde aufgeschrieben und registrirt. Zuerst

bloßer Austausch der Produkte und Waaren, scheint später ein Stellvertreter des Geldes in Anwendung gekommen zu sein, bestehend in goldenen oder silbernen Ringen, wie man deren noch jetzt in Sennaar und Cordofan gebraucht und welche gewogen wurden; die Aegypter hatten Waagen von verschiedener Einrichtung und Größe. Aegypten erhielt aus dem inneren Afrika Gold, Elfenbein und Sklaven, heutzutage noch drei Haupthandelsartikel Afrikas, dann Salz, Pantherfelle, Straußenfedern, aus China Porcellan, aus Indien Gewürze, aus Arabien Räucherwerk, aus Griechenland und Kleinasien Weine, Harze, Cedernholzessig für Bereitung der Mumien und feine Hölzer und führte hauptsächlich Getreide, Leinwand und Glas aus. Die Nilüberschwemmung, die Höhe des Steigens wurde genau beobachtet, durch Kanäle und Dämme regulirt, Schöpfräder und andere Vorrichtungen brachten das Wasser auch in höher gelegene Gegenden*). So konnte auf kleinem wohl benutzten Raume in der blühendsten Zeit eine Bevölkerung von 7 Mill. Menschen in 30,000 Städten und Ortschaften bestehen.

Die Scheu der Aegypter vor dem Meere wurde durch die Priester absichtlich genährt, sogar durch religiöse Dogmen befestigt, indem die Priester das Meer als den Typhon bezeichneten, welcher den Osiris, den Nil verschlinge. Sie verboten sich selbst Seereisen, um Missionen unmöglich zu machen, suchten die Aegypter von Reisen in das Ausland und von Verkehr mit den Fremden möglichst abzuhalten und flößten ihnen Verachtung gegen diese ein, — alles in Folge der klaren Erkenntniß, daß die Stabilität, welche sie wollten, nur durch Abschließung zu erreichen sei. Doch fanden regelmäßige Caravanenzüge nach Fezzan, nach Carthago und zu den Atlanten statt, andere nach Aethiopien und dem rothen Meere und über Memphis wurde auch mit den Phönikern verkehrt. In der späteren Zeit, besonders unter Necho II., wurde aber auch die See den Aegyptern aufgeschlossen.

---

*) Die Angaben der Nilhöhen beim Katarakt von Semne setzt Lepsius in die Zeit des Königs Amenemha III. (Möris), etwa 2300 v. Chr. Monatsbericht der Berliner Akademie 1844 Dez.

Das Heer der Aegypter wurde von der streitbaren Mannschaft der Kriegerkaste und den Bundesgenossen gebildet und bestand fast ganz aus schwerer und leichter Infanterie und den Streitwagen; die Reiterei kam nach Sesostris fast ganz in Abgang, da man sie in dem von Kanälen durchschnittenen Lande kaum verwenden konnte. Die Könige selbst nahmen am Kampfe tapfern Antheil und kämpften von ihren Streitwagen aus mit dem Bogen und Pfeil und dem Sciopsc; in den Wandmalereien sind sie immer in Riesengröße dargestellt. Als Feldzeichen dienten hauptsächlich die heiligen Thiere, auf Stangen befestigt; die Feldmusik bestand aus Trommeln, Trompeten und einer Art Becken; die Hauptwaffe des Fußvolkes war der kurze Speer; außerdem gebrauchten die verschiedenen Abtheilungen Bogen und Pfeile, Schwert und Streitaxt, Keule und Schleuder; Schwerter und Lanzenspitzen waren von Bronce oder Kupfer. Es sind viele Triumphzüge der Könige auf den Wänden der Tempel und Gräber abgebildet; der mit Zügen Gefangener und Beute heimkehrende Sieger trägt keinen Helm, sondern über der Stirne das Bild einer Schlange, das Zeichen der Königswürde, und zwar, da der Krieg beendigt ist, aufgerichtet, während sie sonst zusammengerollt dargestellt wird. Andere Zeichen der Königswürde waren die Sonnenscheibe und die Ammonshörner auf dem Helm und der Nilschlüssel und das Scepter in den Händen. Die Gefangenen wurden hart behandelt, zum Theil durch Abhauen der Hände verstümmelt, in früherer Zeit wahrscheinlich den Göttern geopfert.

Die Religion der Aegypter hatte im Laufe der Zeit mancherlei Aenderungen erfahren. Nach Herodot theilten sie ihre Götter in drei Klassen, die wahrscheinlich eben so vielen religiösen Entwicklungsperioden entsprechen; die erste bestand aus acht Göttern, unter ihnen Khem, der Pan der Griechen; die zweite aus zwölf, worunter Herkules; zur dritten gehörten Isis, Osiris und Horus*). Der oberste Gott der ersten Klasse

*) Vergl. Lepsius über den ersten ägyptischen Götterkreis ꝛc. Gelesen in der Akademie zu Berlin 1851.

war Khem*), wofür auf den Denkmalen später der Name Ammun oder Ammon re gesetzt wurde: nach Manethos Erklärung der verborgene Gott; der zweite Kneph oder Chnubis, der bewegende Weltgeist, der dritte Ptah, der Feuergott und Weltbaumeister, der vierte Phra, der Sonnengott; hiezu kommen dann die Licht-, Erd- und Wassergöttin, Seti, Anukis und Hekt, dann die Neith, der griechischen Athene vergleichbar. Zur zweiten Klasse der ägyptischen Götter gehören Konsu, Thet oder Thot, Atmun, Muntu, Sebak, Seth, zu welchen sechs männlichen eben so viele weibliche kommen: Pacht, Hether, Ma, Tefun, Netpe, Aota, — sämmtlich Söhne und Töchter des schöpferischen Feuerprincipes, welche dem geselligen Leben, den Künsten und Wissenschaften, der Gerechtigkeit und Wahrheit vorstanden. Die Hauptgötter der dritten Klasse sind Isis und ihr Bruder Osiris (welche den Horus erzeugten), die allein unter allen Gottheiten von allen Aegyptern verehrt wurden, während die übrigen ursprünglich Gottheiten der verschiedenen Provinzen waren, aus welchen das ägyptische Reich zusammenwuchs und deren jede ihre besondere Mythologie und Cultus hatte. Osiris und Isis scheinen wieder die Grundbedeutung der Zeugungskräfte des Weltalls zu haben, eine Wiederholung des Khem und der Mut zu sein und wurden, wie dieses mit Zeugungsgottheiten der asiatischen Religionen geschah, auch in Aegypten in Beziehung zu Sonne und Mond gesetzt; zugleich aber wurde der Sonnengott Osiris mit dem befruchtenden Nil, Isis mit der empfangenden Erde verglichen. Ihnen stehen feindlich gegenüber das versengende Gluthfeuer der Wüste, das Ungeheuer Typhon und seine Gemahlin Nephlis, das Meer, welches den Nil verschlingt. In frühester Zeit scheint Aegypten keinen allgemeinen Cult besessen zu haben; in der Periode der Hirtenkönige wurden semitische Religionslehren verbreitet; als die einheimischen Könige wieder die Herrschaft errungen hatten,

---

*) Ein Naturgott, dessen Gemahlin Mut zugleich seine Mutter war. Diese muß als der Urstoff vorgestellt werden, der den Khem gebar und selbst wieder zu der Erzeugung der Natur von diesem befruchtet wurde. In früher Zeit wurden ihr Menschenopfer gebracht.

wurden die fremden Elemente theilweise wieder ausgestoßen und ein gemeinschaftlicher Cultus der Götter der dritten Klasse eingeführt, was schwerlich ohne Anwendung von Gewalt gelingen mochte.

Da das ägyptische Reich aus kleinen Staaten verschiedenen Alters und verschiedener Culturstufen nach und nach erwuchs, so leuchtet ein, daß die einzelnen Bestandtheile der Nation auch sehr abweichende Glaubenssysteme haben mußten: die einen, namentlich die schwarze Urbevölkerung noch Fetischismus und Thierdienst, andere Vorstellungen, denen der asiatischen Zeugungsreligionen ähnlich, noch andere mehr vergeistigte Anschauungen. Die kleinen Staaten waren um die Haupttempel entstanden, deren jeder seine besonderen Traditionen und Gottheiten hatte, welche zum Theil die apotheosirten Gründer der Tempel waren; solche Culturmittelpunkte waren Heliopolis, Theben, Memphis und Sais. Die Priester, obschon im Besitz aller Weisheit, Wissenschaft und Kunst, waren doch genöthigt, die Vorstellungen der Bevölkerung in den verschiedenen Landestheilen, hiemit auch den Thier- und Bilderdienst fortbestehen zu lassen und sich ihnen zu accommodiren, hatten aber für sich eine — vielleicht aus dem gemeinschaftlichen Grunde des arischen Geistes hervorgegangene — Geheimlehre von höherem spekulativen Charakter, die allerdings im Laufe der Zeit Wandlungen erfahren haben wird und den Adepten nur nach schweren Prüfungen, Schrecknissen und Versuchungen von mancherlei Art mitgetheilt wurde. Nichtsdestoweniger zog sich durch die religiöse Welt des ganzen Aegyptens ein allgemeines Band und dieses war die in allen Provinzen mit ihren verschiedenen Göttern gleichmäßige Verehrung des Ammon re, der Isis und des Osiris. Außer den Göttern genoß auch der Nil eine besondere Verehrung, welchen man als blauen Mann mit weiblicher Brust darstellte, mit grünen Wasserpflanzen auf dem Haupte und in der Hand, oder mit Wassergefäßen. Wie verschieden sonst die Ansichten waren, zeigt sich z. B. darin, daß man dieselben Thiere, welche in einer Provinz verehrt wurden, in einer anderen tödtete und verzehrte. Aber auch in erstern wagten die Priester bei Seuchen und Hungersnoth, wenn die Anrufung und Bedrohung der heiligen Thiere

nicht half, sie zu schlachten und zu opfern. — In der frühesten Zeit hatten auch hier Menschenopfer stattgefunden, welche aber bald abgeschafft wurden. An ihre Stelle traten später Thiere und Pflanzen, Parfüms, namentlich Weihrauch und Myrrhen, Salben, verschiedene Speisen, Wein, Oel, Milch, Getreide und Früchte 2c. Zu gewissen Zeiten fanden feierliche Processionen statt und bei der Einweihung eines Tempels, an welcher auch der König Theil nahm, wurde der größte Pomp entwickelt; ebenso bei der Krönung eines Königs, welche die Priester verrichteten, wobei sie das Costüm und die Maske der Götter trugen. — Es bestanden in Aegypten neben den Priestern auch die aus der Vorzeit stammenden Zauberer fort, namentlich die Schlangenbeschwörer, Psyllen. Zur Priesterkaste gehörten auch Frauen, namentlich für Besorgung der geringeren Verrichtungen in den Tempeln; am Ammontempel in Theben befand sich auch ein Collegium heiliger, weissagender Frauen, unter welchen sogar Prinzessinnen und Königinnen waren. Die Wahrsagerin Athyrtis, die Tochter des Königs Sesostris, suchte aus ihren Träumen, Opfern und den Himmelszeichen die Zukunft zu ergründen und munterte ihren Vater auf, nach der Herrschaft über die Welt zu ringen. — Orakel befanden sich bei mehrern der ägyptischen Haupttempel; das berühmteste war das der Mut oder Latona in Buto.

Die ägyptische Cultur scheint südlich von Nubien begonnen zu haben, wo noch jetzt zahlreiche, den ägyptischen ähnliche Tempelruinen vorhanden sind — in dem uralten Meroe in Aethiopien, von welchem wahrscheinlich Theben eine Kolonie war. Hieher scheinen die Aegypter aus Asien über das rothe Meer zuerst gekommen zu sein; Meroe hatte wie Aegypten eine theokratisch monarchische Verfassung, dieselben Götter und auch Hieroglyphenschrift. Später als Theben wurde Memphis gegründet und nach diesem Sais; die Verbreitung ist also von Süden nach Norden gegangen. — Die ägyptische Cultur von Indien abzuleiten, war nur in einer Zeit möglich, wo man über das Alter beider Culturformen ganz unrichtige Begriffe hatte. Es bestand in alter Zeit gar keine direkte Verbindung Indiens und Aegyptens; ferner sind der indische und ägyptische

Geist ganz verschieden und letzterer in mancher Beziehung noch eher dem chinesischen vergleichbar. Von der üppigen Phantasie Indiens, seiner Märchen- und Zauberwelt ist in Aegypten fast nichts zu finden; hier waltet der nüchterne Verstand und die greifbare Wirklichkeit vor, die nicht in Gefahr kommt, wie der indische Geist, sich in den eigenen grenzen- und maaßlosen Phantasiegebilden zu verlieren, sondern in den äußerlichen Formen der wirklichen Dinge festgebannt bleibt. Es mochte wohl das einförmige Klima Aegyptens mit der gleichförmigen Denkweise und trockenen Verständigkeit seiner Bewohner in Beziehung stehen und nicht nur auf ihre Künste und Gewerbe, sondern auch auf ihre Sprache und Schrift einwirken; eigenthümlich ist den Aegyptern eine besondere Fähigkeit, zu symbolisiren. Die indische Natur, viel großartiger, gewaltiger und wechselvoller, mußte auf den beweglichen und zarten Geist der Inder mächtigen Einfluß üben*).

Die Aufklärung über die Dynastieen und die Geschichte Aegyptens wurde außer den kostbaren nur in Bruchstücken erhaltenen griechisch geschriebenen Nachrichten, welche der ägyptische Priester Manetho gab, dann Eratosthenes in seiner Geschichte der Könige von Thebais, welche zur Berichtigung einzelner Angaben des Manetho dient — hauptsächlich durch die Wandgemälde im Palaste von Karnak, woselbst 61 Könige mit ihren Namen abgebildet sind, die Tafeln von Abydos mit 62 Königsschildern und den sogenannten Königspapyrus von Turin mit 119 Königen erlangt, 3 aus der Zeit vor dem 15. Jahrhundert v. Chr. stammende, von Lepsius herausgegebene höchst schätzbare

*) Othmar Frank „über die indischen Verwandtschaften im Aegyptischen, besonders in Hinsicht auf Mythologie" in Abh. der k. bayr. Akademie 1840 glaubte Aehnlichkeiten im Sanskrit und in der altägyptischen Sprache bei aller Abweichung der Schrift gefunden zu haben. „In der nationellen Individualität der Aegypter, durch welche sie in der alten Schriftform so fest beharrten, daß sie, wie keine Nation, ihre ideographische Schrift neben der daraus entstandenen phonetisch-hieroglyphischen beibehalten haben, ist auch die eigenthümliche Starrheit ihrer Kunstdarstellung unmittelbar gegründet, die, mit ihrer unwandelbaren Hieroglyphik innigst verbunden, sie — Allen anschaulich — von den Hindu unterscheidet."

Denkmäler*). Manetho beginnt seine Geschichte mit Angabe über die Regierungsdauer der 19 Götter und 30 Halbgötter, welche vor den Königen herrschten, eine Zeit, die nach Lepsius Auslegung 17,520 Jahre gewährt hätte. Aeltere Erklärer des Manetho bringen noch größere Zahlen heraus; es ist die Weise auch indischer Schriftsteller, sowie des babylonischen Berosus, vor den Menschen sehr lange Zeiten hindurch Götter über ihr Volk regieren zu lassen — eine psychologische Nothwendigkeit, weil für die Anschauung der Urvölker der mythische Theil ihrer Geschichte immer auf Götter zurückläuft. Nach den Göttern und Halbgöttern wurde nach Manetho Aegypten von einer dritten Kategorie von Herrschern regiert, welche er die Todten nennt, und hierauf folgen seine 30 menschlichen Dynastien, welche 3555 Jahre erfüllen, so daß das letzte Jahr der letzten Dynastie 350 v. Chr. war, 6 Jahre vor Alexander's des Großen Zug nach Asien und der erste König der ersten Dynastie seine Regierung 3895 v. Chr. antrat. Bei der Zeitbestimmung der mythischen Periode hat Manetho, unzweifelhaft nach astronomischen Cyklen, nach der sogenannten Sothis- oder Siriusperiode von 1460 Jahren gerechnet ($1460 \times 12 = 17520$), bei der für die menschlichen Dynastieen hatte er, wie man allgemein annimmt, historische Ueberlieferungen zur Grundlage, so daß Aegyptens wahrhafte Geschichte vor 5418 Jahren, 4555 vor Chr. begonnen hat, wo bereits Pharaonen herrschten, während eine lange Zeit roher und ungeordneter Zustände vorausgegangen sein muß.

Zählt man die Jahre zusammen, welche Manetho seine einzelnen Dynastieen regieren läßt, so kömmt eine bedeutend größere Zahl als 3555 heraus, höchst wahrscheinlich, weil bei der Zerstückelung des Reiches mehrere derselben gleichzeitig neben einander bestanden, wie auch Manetho selbst von Memphiten, Thebaiten, Thinniten spricht. Der Stifter der ersten Dynastie, Menes, soll den Nil, welcher früher an der lybischen Bergkette

*) Lepsius über die zwölfte ägyptische Königsdynastie. Berlin 1853. Ueber einige Ergebnisse der ägyptischen Denkmäler für die Kenntniß der Ptolemäergeschichte. Berlin 1853.

strömte, durch einen großen Damm gezwungen haben, die Mitte des Thales einzuhalten. Unter der vierten Dynastie, gleichfalls einer memphitischen, wurden unter hartem Druck des Volkes die drei ältesten Pyramiden gebaut. Von den acht ersten Dynastieen herrschten sechs zu Memphis. Es folgten dann Dynastieen von Herakleopolis, von Theben; ein König Amenemes oder Amenemha von der zwölften Dynastie, welche in Theben ihren Sitz hatte, hat nach Lepsius das sogenannte Labyrinth gebaut und den künstlichen See Möris ausgraben lassen, welcher, fast 70 Quadratmeilen groß, dazu bestimmt war, die überflüssigen Wasser des Nils aufzunehmen, welche dann mittelst Schleußen abgeschlossen und bei zu schwachem Steigen durch Oeffnung der Schleußen wieder über das Land ausgegossen wurden. Etwa 2200 Jahre v. Chr. brachen die Hykfos oder Hirtenkönige (Hyk König, Sos Hirte), Häuptlinge zahlreicher arabischer Schwärme, über Aegypten herein, stürzten das alte ägyptische Reich um, verwüsteten das Land, zerstörten und verbrannten die Städte und hielten Aegypten 511 Jahre unter ihrer Gewalt. Die 15. bis 17. Dynastie des Manetho gehören diesen arabischen Fürsten zu. Nach Verfluß dieser Zeit gelangten die Fürsten von Theben und andere wieder zu Kraft und es gelang ihnen nach einem Kampfe von mehr als 100 Jahren die Hykfos zu besiegen und den Rest zur Verlassung des Landes zu zwingen. Die 18. Dynastie und die 19., unter welcher Aegypten ganz geeint wurde und den Gipfel der Macht und des Glanzes erreichte, sind thebaische. Dieser 19. Dynastie, welche 1442 v. Chr. begann und 1218 v. Chr. endigte, gehören mehrere der bedeutendsten Herrscher Aegyptens an: so Sethosis, Ramses Miamun, welchen die Griechen Sesostris nannten, wie sein Vater Sethosis, ein gewaltiger Eroberer, Sethos Ramses, die Menophta. Ramses Miamun lief mit einer Kriegsflotte aus und bezwang die Völker am rothen Meere, machte dann mit einem Heere von Hunderttausenden Eroberungszüge in Asien und Europa, schlug die Skythen und Thraker, gründete in Kolchis eine ägyptische Kolonie und ließ nach seiner Rückkehr durch die zahlreichen Gefangenen große Kanäle und Bauwerke ausführen. Unter ihm oder vielleicht auch schon früher faßten

die Pharaonen auch in Griechenland festen Fuß. Sie scheinen auch unter Ramses Miamun und seinem Vater Sethosis mit Völkern germanischer Abkunft zusammen getroffen zu sein, denn auf den Denkmälern dieser Periode sind hochgewachsene Menschen mit weißer Haut und blondem oder rothem Bart abgebildet, welche zur Bekleidung Rindsfelle hatten und deren Haut an manchen Stellen tätowirt war. Um diese Zeit wurde die Königsgewalt in Aegypten und das Kastenwesen vollständig befestigt, hohe Steuern aufgelegt, zahlreiche große Unternehmungen ausgeführt, durch welche sich Handel und Verkehr ungemein hoben. Der ägyptische Joseph lebte unter einem dieser Könige und es gelang ihm, in den Hungerjahren alles Grundeigenthum mit Ausnahme des den Priestern gehörigen gegen Getreide für die Krone zu erwerben. Die Israeliten dürften nur etwa 100 Jahre in Aegypten gelebt und das Land unter der Regierung des Königs Menophta I., des Nachfolgers von Ramses Miamun, wieder verlassen haben, also zwischen den Jahren 1330—1310 vor Chr., während welcher jener Menophta regierte. Unter Sethosis und Ramses hatten die Künste und Gewerbe einen ungeheuern Aufschwung genommen; letzterer baute auch zwischen dem ersten und zweiten Katarakt die Stadt Ipsambul und zierte sie mit Riesenkolossen und Tempeln aus Granit; das alte Theben wuchs unter ihm zu Riesengröße, so daß es 9 deutsche Meilen im Umfang erreichte, und daß jetzt in einem der Höfe seiner kolossalen Paläste ein ganzes arabisches Dorf steht. Nach ihrer Zeit begann Aegypten wieder zu sinken. Die Könige der folgenden Dynastieen verloren ihre auswärtigen Besitzungen, darunter auch Phönikien und Palästina, und hatten ihren Sitz nicht wie die Ramesiden in Theben, sondern in Unterägypten, zum Theil in Tanis, zum Theil in Bubastis. Der König Sesonch der 22. Dynastie, der Sesach des alten Testaments, zog nach Palästina und eroberte Jerusalem, es gelang ihm aber nicht, in Vorderasien wieder festen Fuß zu fassen. Der König Bochhor oder Pehor, welcher die 24. Dynastie repräsentirt, wurde durch den Aethiopier Sabakon gestürzt und es herrschten nun, die 25te darstellend, 40 Jahre Aethiopier über Aegypten, deren einer, Seve genannt, mit dem König von Israel Hoseas

einen Bund schloß. Gegen seinen Nachfolger Tirkaha zog der König Sanherib von Assyrien aus, kehrte aber unverrichteter Dinge wieder nach Asien zurück. Gegen das Ende dieser äthiopischen Dynastie scheinen die einheimischen Fürstengeschlechter wieder an Einfluß zugenommen zu haben, so daß von den Aethiopiern ein ägyptischer Priester Sethos zum König gesetzt wurde, nach dessen Herrschaft das Reich zerfiel und zwölf kleine Könige statt des einen großen erhielt. Einer derselben, Necho I., wurde von den Aethiopiern ermordet; sein Sohn Psamtik verdrängte die anderen Fürsten und gelangte mit seinen Nachfolgern der 26. Dynastie wieder zur Alleinherrschaft über Aegypten. Unter der Zwölffürstenherrschaft wurde das Labyrinth oberhalb dem See Möris, früher zu einem Königsgrabe bestimmt, ein kolossales Bauwerk mit 3000 Gemächern, theils über, theils unter der Erde, zu einem Sammelplatz für die Zusammenkünfte der zwölf Fürsten mit ihrem Hofstaat eingerichtet.

Schon vor der 25. oder äthiopischen Dynastie waren, wie es scheint von Griechenland her, fremde Ideen in Aegypten eingedrungen, welche das starre Festhalten an den alten Formen nicht mehr gestatteten und bereits den König Bochoris von der 24. Dynastie um so mehr zu neuen freisinnigeren Institutionen veranlaßten, als er von den Aethiopiern schwer bedrängt war. Nach Eusebius hatten die Milesier, kleinasiatische Griechen, 755 v. Chr. sich in Aegypten festsetzend, die Seestadt Naukratis gegründet, die von König Psamtik an zu einem reichen Handelsplatz und Verkehrsmittelpunkt von Griechen und Aegyptern wurde. Psamtik selbst scheint zur Verdrängung seiner elf Kollegen und zur Alleinherrschaft durch den Beistand jonischer und karischer Seeräuber gelangt zu sein, denen er, seine Residenz in Sais nehmend, Ländereien bei Bubastis an den Nilmündungen anwies, die früher der ägyptischen Kriegerkaste gehört hatten, was auf einen Verfall derselben deutet und zugleich auf einen Bruch mit dem Könige, so daß 240,000 der ägyptischen Krieger nach Aethiopien übertraten. Psamtik hatte bereits den hellenischen Cultus in Aegypten geduldet; einer seiner Nachfolger, Amosis, erlaubte den Griechen sogar, nach Gefallen ihren Göttern Tempel zu bauen und duldete, daß durch die Kaste der Dol-

metscher immer mehr griechische Ideen sich in Aegypten verbreiteten und dessen altes Staatssystem im tiefsten Grund erschütterten.

Das babylonische Reich war gegen das Ende der Regierung des Psamtik ungemein erstarkt und nahm eine drohende Stellung gegen Aegypten ein. Psamtiks Sohn, Necho II., kam den Babyloniern zuvor, fiel mit einem großen Heere 609 v. Chr. in Syrien ein, besetzte Palästina und erhob den König Jojakim, ein Werkzeug der ägyptischen Politik, auf den Thron, wurde aber 605 v. Chr. von dem Babylonier Nebukadnezar bei Karchemis am Euphrat aufs Haupt geschlagen und mußte nach dem Verlust aller Besitzungen in Syrien nach Aegypten zurückweichen, woselbst er wie seine Nachfolger alle Anstrengungen machte, zum Schutz-Aegyptens eine Kriegsflotte zu erhalten. Unter Necho II. und auf seinen Befehl fand auch jene merkwürdige Umschiffung Afrikas durch phönikische Seefahrer statt, die vom rothen Meere aussegelnd, um das Cap herumschiffend, an der Küste von Westafrika hinauffahrend, durch die Säulen des Herkules in das Mittelmeer und nach zwei Jahren wieder nach Aegypten zurückkamen, eine für die Erdkunde der alten Zeit ewig denkwürdige Unternehmung. Die Konflicte mit Babylonien währten unter den folgenden Königen der 26. Dynastie fort; Nebukadnezar, nachdem er Jerusalem zerstört und das Aegypten freundliche Tyrus bezwungen, drang 572 v. Chr. unter dem ägyptischen König Hophra-Het gegen das Nilland vor, wurde aber, weil Hophra unterdeß mit seiner Flotte Phönikien eroberte und hiedurch die Rückzugslinie Nebukadnezars bedrohte, zur Umkehr gezwungen. Gegen Hophra und die mit ihm gehende griechische Parthei erhob sich, nachdem ein Angriff des Königs auf Kyrene in Lybien mißlungen war, die alte Kriegerkaste und es kam endlich zum Zusammentreffen in der Gegend von Momemphis unter Hophra und dem Anführer der Gegenparthei, Amasis, der, nachdem Hophra geschlagen worden war und Krone und Leben verloren hatte, zum König erwählt wurde und den Regierungssitz von Sais wieder nach Memphis verlegte. Man rühmt von ihm, daß er für Hebung des Wohlstandes Aegyptens viel gethan habe. Die alten Einrichtungen, auch das Kasten-

wesen schwanden indeß immer mehr; Cultus und Gewerbe mußten freigegeben werden; zugleich verlor sich aber auch der selbstständige und kräftige Geist des alten Aegyptens, weil dessen Verjüngung durch heterogene Elemente nicht gelang, so daß unter Amasis' Nachfolger, Psamtik Cheres, das Reich der Pharaonen nach schwächlichem Widerstande in der Schlacht bei Pelusium den Streichen des Perserkönigs Cambyses erlag und seitdem nie mehr ein einheimisches Herrschergeschlecht hatte. Denn nach den Persern kamen im 4. Jahrhundert die makedonischen Könige, dann die Ptolemäer, nach Cleopatras Tod 30 v. Chr. die Römer, im 7. Jahrhundert n. Chr. die Saracenen, im 13. die Mameluken oder Bahariden, zuletzt die Türken, deren Herrschaft noch fortdauert. — Die Priester Aegyptens hatten noch 800 Jahre lang auch unter den fremden Herrschern einen Schatten ihrer Existenz zu erhalten gewußt. Das alte Volk der Aegypter aber ist bis auf einen Rest von etwa 200,000 Seelen, welche zwischen Millionen Menschen arabischer Abkunft leben, zusammengeschmolzen, bewahrt jedoch unter dem Namen Kopten noch immer seine alte Sprache und einen Theil seiner Sitten und Eigenthümlichkeiten*).

Wir haben in Aegypten einen der merkwürdigsten Versuche vor uns, ein Staatswesen auf unvergängliche Grundlagen zu stellen; Aegypten, Indien und China sind die Länder, in welchen dieser Versuch in großartigster und nachhaltigster Weise unternommen wurde. Er konnte in Aegypten so wenig wie anderwärts gelingen, weil der Geist, zu dessen Wesen Entwicklung und Wechsel gehören, sich auch in den festesten Formen nicht fesseln läßt, sondern früher oder später dieselben zerbricht. Daß die Staatsformen jener Länder sich aber doch Jahrtausende lang erhalten konnten, zeugt zwar für die Weisheit und zeitliche Zweckmäßigkeit derselben, wäre aber doch ohne möglichste Abschließung von fremden Nationen nicht denkbar gewesen. Aber diese selbst verstößt wieder gegen ein Grundgesetz der Menschheit, welches früher oder später seine Macht zur Geltung bringt, daß alle Glieder derselben in lebendige Wechselwirkung mit

*) Pruner, die Ueberbleibsel der altägyptischen Menschenrasse. Gelesen in der königl. bayr. Akademie 1847.

einander treten sollen. Die Gründer der politischen und kirchlichen Institutionen Aegyptens wollten für die Ewigkeit bauen, und ihre Nachfolger mußten eine Einrichtung nach der andern aufgeben; das starre Aegypten schmolz unter dem hellenischen Hauche, nur seine Pyramiden und Tempel blieben stehen, nachdem die alten Götter aus ihnen geflohen waren. — Für die Menschheit war aber das Leben des ägyptischen Volkes nicht verloren; es hat auf Griechenlands früheste Jugend gewirkt, ihm einen Theil seiner Götter (das Orakel von Dodona und Ammon leitet Herodot von Aegypten ab) und nützliche Künste gebracht; in späterer Zeit strömte die lernbegierige griechische Jugend nach Aegypten, um dort die Weisheit der Tempelschulen kennen zu lernen und in Aegypten wurde die griechische Literatur gepflegt, nachdem sie ihre Heimath verloren hatte. Aegyptische Mythologie, Philosophie, Theologie, ägyptische Künste, Gewerbe und Geräthe kamen zu den Völkern Europas, nach Kleinasien, den Euphratländern und Indien und wirkten auf deren Cultur ein. Von den afrikanischen Culturstaaten Karthago, Kyrene und Aegypten ist letzterer bei weitem der wichtigste und hat auch für die Entwicklung der christlichen Lehre und Askese hohe Bedeutung*).

*) Gladisch (Empedokles und die Aegypter; mit Erläuterungen von Brugsch und Passalaqua, Leipzig 1858) behauptet, die Hauptsysteme der vorsokratischen Philosophie in Hellas seien wesentlich nur die wissenschaftlichen Exponenten der religiösen Grundansichten und des Culturlebens morgenländischer Völker und erst mit Sokrates und der Ideenlehre Platons sei die eigentlich hellenische Philosophie erschienen. Die ägyptische Weltanschauung sei dem Wesen nach derselbe Pantheismus, wie der Xenophanische, die höchste Gottheit wird als Kugel angeschaut, ihre Seele als die Alles durchdringende Vernunft, das sichtbare All als ihr Leib. Der Leib der Gottheit wie jedes einzelnen Wesens ist aus den vier Elementen gebildet und die Mannigfaltigkeit der Geschöpfe erklärt sich aus der verschiedenen Mischung der Elemente. (Lepsius hat die Götter der vier Elemente in den ägyptischen Bildwerken entdeckt.) Die Vernunft oder Seele ist vornehmlich im Blute, besonders im Herz. Die Thiere sind bei den Aegyptern lebende Hieroglyphen religiöser Begriffe. In der Lehre von der Seelenwanderung stimmt Empedokles mit den alten Aegyptern überein. Die beiden Alles wirkenden Weltmächte sind Liebe und Streit; bei Empedokles Aphrodite und Neikos, bei den Aegyptern Isis und Typhon. Obelisken und Pyramiden sind Verbildlichungen des Osiris-Mysteriums. Aegypten ist auch das Mutterland der Zauberei des Alterthums.

Zwölfter Vortrag.

Die Chinesen.

Im östlichsten Asien, an der Europa entgegengesetzten Seite des alten Continents, dem großen Ocean zugewandt, wie Europa dem atlantischen, liegt ein unermeßliches Staatensystem, welches eine bedeutende Cultur schon in einer Zeit hatte, als Europa noch in tiefer Nacht lag, als von Griechenland und Rom noch keine Rede war, das israelitische Volk noch aus herumziehenden Hirten bestand, die Arier noch nicht einmal in Indien eingewandert waren. Es ist das chinesische Reich, welches an Alter nur Aegypten nachsteht und bis auf den heutigen Tag fortlebt, während Aegypten seit 24 Jahrhunderten seine Selbstständigkeit und Bedeutung verloren hat. Den größten Theil des östlichen und mittlern Asiens einnehmend, umfaßt China mit den unter seiner Oberherrlichkeit oder seiner Suzerainität stehenden Ländern einen Flächenraum von 223000 Quadratmeilen, um die Hälfte mehr als Europa, auf welchen 372 Millionen Menschen leben, etwa der dritte Theil der ganzen Menschheit, die fast sämmtlich der turanischen Rasse angehören. Auf das eigentliche China mit 73000 Quadratmeilen kommen 358 Millionen, eine Dichtigkeit der Bevölkerung, die in der Ausdehnung über ein so großes Gebiet auf der ganzen Erde nicht ihres Gleichen hat, weßhalb in den großen Städten, zum Theil auch auf den Strömen und Kanälen Chinas das Menschengewimmel so dicht ist, daß Paris und selbst London hiemit keinen Vergleich aushalten und man nur mit größter Mühe hindurch zu gelangen vermag. Der Name China, von der Dynastie Tsin stammend, welche im 3. Jahrhundert v. Chr. herrschte, weßhalb Manche Tschina schreiben, weil man den Namen so sprechen soll, ist uns durch

die Malayen zugekommen, wurde in Indien gebräuchlich und von den Chinesen in ihren Uebersetzungen indischer Bücher angenommen; sie selbst haben für ihr Land und Volk keinen Namen, sondern indem sie es für das Hauptland, das Land κατ ἐξοχήν halten, nannten sie es Tschung Kue, Reich der Mitte, oder auch Se hai, das Land der vier Meere, auch Thian hiu, was man mit himmlisches Reich übersetzt hat, während es überhaupt die Erde bedeutet, welche unter dem Himmel liegt, etwa so wie die Römer ihr Reich orbis nannten. Der amtliche Name für China ist immer der der herrschenden Dynastie und hat also schon oft gewechselt; China heißt jetzt in den offiziellen Akten der Regierung Ta tsing kue, Reich des großen Hauses Tsing, denn die jetzt regierende Dynastie ist die der Tsing, mandschurischer Abstammung, welche seit 1645 den Thron einnimmt. Die Chinesen nennen sich jetzt Tsing-schin, Leute des Hauses Tsing.

Von dem eigentlichen China sind nur etwa 10,000 Quadratmeilen Tiefland, die übrigen 63,000 Hügel oder Gebirgsland; manche Gebirge erheben sich zu Alpenhöhe und viele zeichnen sich durch großen Metall- und Mineralreichthum aus; eigenthümlich ist China das weiße Kupfer. Es gibt leuchtende Berge und sogenannte Feuerbrunnen, aus welchen Leuchtgas ausströmt, das von den Anwohnenden zum Kochen und Wärmen gebraucht wird. Gewaltige Ströme, in den Gebirgen des Westens entspringend und ihren Lauf gegen Osten nehmend, ergießen sich ins chinesische Meer, im Norden der gelbe Strom oder Hoang-ho, um die Mitte der blaue Strom, Yan tse kiang, der zur Riesengröße anschwellend unterhalb Nanking unübersehbar und meerartig wird, im Süden der Si kiang, bei Canton mündend. In dieses Land stiegen in grauer Vorzeit, wohl im 4. Jahrtausend v. Chr., von der Umgebung des Kuen lun die Chinesen herunter und trafen auf eine Urbevölkerung, von welcher vielleicht die Miao-tse ein Ueberrest sind*) und gründeten, aus einem Hirtenvolk schnell zu einem Ackerbauvolk werdend, ihr mächtiges

*) Sie kommen in einigen Gegenden des innern Chinas und auf manchen Inseln, z. B. Hainan vor. Hainan wurde von den Portugiesen wegen seiner Schönheit Formosa genannt; ihre Ureinwohner, wahrscheinlich Miaotse,

Reich, welches, wie der Aztekenstaat auf den Krieg, seinerseits auf den Pflug gebaut ist. Bei den Chinesen hat sich in Vergleich mit den amerikanischen Indianern das Sprüchwort erwahrt, daß Friede ernährt und Unfriede verzehrt, und sie sind zahlreich geworden wie Sand am Meere, was bei den in steter Selbstvernichtung begriffenen Indianern nie möglich war. China wurde für Ost- und einen Theil Südasiens der Culturmittelpunkt in noch höherem Grade, als Rom für den Occident, und dehnte seinen Einfluß auf ferne Länder, im Westen bis gegen die Grenze des römischen Weltreiches, im Süden bis auf die indische Inselwelt aus und theilte seine Gesetze und Einrichtungen, seine Gewerbe, Künste und Literatur den andern Völkern mit, welche auf China selbst als ihr Vorbild blickten. Es absorbirte mit seiner mächtigen Lebenskraft selbst seine Eroberer: die Mongolen, welche China im 13. Jahrhundert in Besitz und den Buddhaismus annahmen, milderten ihre wilden Sitten, wurden freundlich und wohlwollend und erhielten sogar Dichter und Schriftsteller und auch die Mandschus des 17. Jahrhunderts wandelte China zu Chinesen um.

Den westlichen Ländern blieb diese abgeschlossene Welt lange Zeit unbekannt oder geheimnißvoll. Gfrörer will Jesaias 49, 12, wo von den Sinim die Rede ist, auf China beziehen, so daß die Israeliten schon 800 Jahre v. Chr. eine Kenntniß von diesem Volke gehabt hätten, indem chinesische Kaufleute auf den uralten Caravanenwegen etwa nach Babylon kamen. Viel sicherer als diese Meinung Gfrörers ist, daß Porcellangefäße mit chinesischen Aufschriften in unberührten ägyptischen Gräbern der 18. Dynastie fast 2000 Jahre v. Chr. und wohl auch in noch früheren gefunden werden. Aristoteles beschrieb die Seidenraupe und erwähnte, daß Gewebe aus deren Gespinnst gemacht würden; die Römer verstanden unter Serica nicht China, welches sie nicht kannten, sondern wahrscheinlich nur die Westgrenze des chinesischen Reiches. Die indischen Astro-

---

wurden von den Chinesen in das gebirgige Innere gedrängt und heißen Kereizings. Andere Stämme, wie die Kalus, Pepus und Komalaus sind vermuthlich von den Philippinen eingewanderte Tagals.

nomen haben das Naxautra, eine eigenthümliche Art, den Mondlauf zu berechnen, wenigstens schon 1000 Jahre v. Chr. nach Lassen*) von den Chinesen erhalten; ein Kaiser derselben, Tscheu-Kong, hat, wie Pater Gaubil nach einem chinesischen Buche berichtet, um 1100 v. Chr. einen Gnomon errichtet und die Länge des Schattens an demselben für Sommer und Winter bestimmt, welche Bestimmung nach Mädlers Berechnung allerdings für jene Zeit zutrifft. Die Chinesen haben aber schon im dritten Jahrtausend v. Chr. aufmerksam den Himmel betrachtet und Beobachtungen über Cometen und Meteore aufgezeichnet. Im Jahre 2205 v. Chr. ließ der chinesische Kaiser In eine Inschrift auf einen Felsen des Berges Heng-chan graben, welche später nach der Stadt Singan-fou gebracht wurde, wo sie jetzt noch als das älteste Denkmal der chinesischen Cultur aufbewahrt wird. Die chinesische Sage reicht bis gegen die Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr.; von 2637 v. Chr. sind schon geschichtliche Ueberlieferungen da, aber unvollständig und im Einzelnen von einander abweichend; hingegen vom Jahre 782 v. Chr. hat man nach Klaproth und Abel Remusat fortlaufende Reichsannalen, Kangmo, und eine Chronik, Tsou-chu, deren Angaben mit einander übereinstimmen, wie kein europäisches Volk, auch Rom nicht, sie vollständiger aufzuweisen hat.

Die Chinesen sind zwar nach Gesichts- und Körperbildung Mongolen, aber nicht nach ihrer Sprache, welche einsylbig ist, im Gegensatz zu den mehrsylbigen Sprachen der anderen Völker ihrer Rasse, deren Sprachen indeß in der Syntax der chinesischen ähnlich sind. Diese letztere ist arm an Wurzelworten, indem sie deren nur 450 besitzt, welche Zahl allerdings dadurch vervierfacht wird, daß jedes Wort durch vier verschiedene Betonungen eben so viel abweichende Bedeutungen erhält, weßhalb ein Fremder fast unüberwindliche Schwierigkeiten hat, chinesisch sprechen zu lernen. Der Sprachinstinkt der Chinesen fand indeß Mittel, durch Zusammenstellung der einsylbigen Worte noch eine viel größere Menge von Bedeutungen auszudrücken und zugleich dem Mißverstehen derselben vorzubeugen, — Mittel,

*) Indische Alterthumskunde I, 42.

deren Darstellung bei dem beschränkten Raum ich mir versagen muß. Hierüber nur die Bemerkung, daß diese Mittel von der einfachsten mechanischen Art sind und daß die Natur dieser Sprache eine organische Fortentwicklung fast unmöglich macht, so daß sie immer auf einer tiefen Stufe stehen bleiben muß, wie denn der Missionar Gützlaff die chinesische Sprache dem Lallen der Kinder vergleicht. Und doch ist sie die Schrift- und Gelehrtensprache für das ganze hintere Asien geworden, was sich eben aus der großen culturgeschichtlichen Bedeutung der Nation erklärt. In der allerfrühesten Zeit, vor Erfindung ihrer Bilderschrift, sollen die Chinesen, um bestimmte Begebenheiten für die Erinnerung festzuhalten, Schnüre, den Quippos der Peruaner ähnlich, gehabt haben, in welche Knoten in verschiedener Zahl, Entfernung und Größe geknüpft wurden; schon 2800 v. Chr. erfanden sie die Bilderschrift, deren Bilder allmälig die Gestalt von Schriftzügen annahmen. Wer das chinesische Wesen kennt, vermag Bücher in der Bilderschrift zum Theil zu lesen, ohne die Sprache zu verstehen. Die Chinesen haben aber auch, gleich den Aegyptern, eine phonetische Schrift, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß beide Völker unabhängig von einander durch dieselbe Nothwendigkeit und denselben geistigen Proceß auf ihre Erfindung kamen; die Chinesen waren ja von den andern alten Culturvölkern ganz abgeschlossen und ihre Civilisationsform hat sich ganz unabhängig aus ihrer eigenen Natur entwickelt.

Die Entstehung und Ausbildung derselben läßt sich am besten am Faden der Geschichte dieser Nation verfolgen. Es geht ihr eine mythische Periode voraus von unbestimmter Dauer, in welcher die Tienhoang oder Könige des Himmels, die Tyhoang oder Könige der Erde, die Jinhoang oder Könige der Menschen regierten; bis endlich mit der Dämmerung der Geschichte sieben Kaiser namentlich angeführt werden, welche die Namen Fohi, Dschinnung, Hoangti, Schao-hao, Dschuen-hio, Tiko (Kaosin) und Tischi führen und die erste Kaiserreihe bilden. Fohi hat sein Volk aus dem rohesten Naturzustande erhoben, es Jagd und Fischfang gelehrt, auf nützliche Pflanzen aufmerksam gemacht, den Himmel beobachtet und als Grundlage eines geord-

neten Staatslebens die Ehe angeordnet. Sein Nachfolger Dschinnung führte den Ackerbau ein, Hoangti ordnete das Kriegswesen, ließ Metalle graben und bearbeiten, die ersten Münzen schlagen und erfand den Compaß, während seine Gemahlin den Seidenbau gründete, der Kaiser Kaosin die Musik und den Unterricht hob. Es liegt in der Natur der Sache, daß jene großen Erfindungen, welche sicher nicht das Werk von Einzelnen waren, auf Rechnung der Kaiser gesetzt wurden, unter deren Regierung und Auspizien sie zu Stande kamen. Geschichtsnachrichten von größerer Sicherheit beginnen erst mit Jao, einem jüngeren Sohne Kaosins im 24. Jahrhundert v. Chr. Im Jahre 2297 v. Chr. berichten die chinesischen Jahrbücher von einer fürchterlichen Ueberschwemmung, wobei die Fluthen bis zur Höhe der Berge stiegen. Es müssen indeß genug Menschen übrig geblieben sein, denn der Kaiser ordnete mit seinen Ministern Schun und Ju riesenhafte Arbeiten an, um das verwüstete, überschlammte und versumpfte Land wieder wohnlich zu machen, die Sümpfe auszutrocknen, die Flußmündungen zu reinigen, was ihm nach wenig Jahren bis auf einen gewissen Grad gelang, wo die Zahl der Menschen dann wieder so groß war wie zuvor. Er verbesserte den Kalender, ließ eine Himmelskugel anfertigen und nahm zuletzt den verdienstvollen Schun, welcher gleich Tiko schwarz von Farbe, vielleicht ein Abkömmling der Ureinwohner war, zum Mitregenten an, welcher nach Jaos Tode Kaiser wurde, ein eigenes Kollegium einsetzte mit der Funktion, das Volk an Anstand und Höflichkeit zu gewöhnen und 2223 seinen früheren Kollegen Ju sich beigesellte. Ju, später Kaiser geworden, hatte sich schon als Mitregent die Entwilderung des Landes zur Hauptaufgabe gemacht und blieb ihr fortwährend getreu. Er bereiste sein Reich bis in die fernsten und wildesten Gegenden, bis zum Kokonor im Kuenlungebirge, von dem er eine Karte entwarf; sonst übte er Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit und Philosophen regierten unter ihm das Land. Bis zu ihm war China ein Wahlreich gewesen; Ju aber wurde der Stifter der Dynastie Hia, welche von 2207—1765 v. Chr. regierte und in welcher der Thron erblich war. Hiemit traten auch die Nachtheile hervor, welche mit der Erblichkeit verbunden

sind, namentlich Camarilla-Herrschaft und Hofintriguen, und weil die einzelnen Herrscher an Begabung und moralischem Werth sehr ungleich waren, auch Schwelgerei, Verschwendung, Unbotmäßigkeit der Vasallen, welche nach Unabhängigkeit strebten, wozu noch fortdauernde Einfälle der westlichen und nördlichen Barbaren kamen. In die Zeit von Iu und nach ihm fällt die Erfindung des Schießpulvers, welches aber die Chinesen nur zu Feuerwerken gebrauchten, nicht ahnend seine große Verwendbarkeit zur Zerstörung, und des Reisbranntweins oder Araks, der häufig zur Völlerei mißbraucht wurde. Auf die Reihe der guten Kaiser, welche mit Iu schloß, folgten nun zum Theil manche Wüstlinge und Tyrannen, wie z. B. Likue, der Letzte des Hauses Hia, dessen Gemahlin Meihi, eine wahre Messaline, seiner ganz würdig war und der zuletzt von einem mächtigen Vasallen Tsching-tang vom Throne gestürzt wurde, mit welchem die von 1766—1123 v. Chr. herrschende Dynastie der Tang beginnt. Tsching-tang zeichnete sich durch Frömmigkeit aus, aber spätere Regenten seines Hauses, wie Wuji, und der letzte derselben, Tscheu, waren Frevler und Gewaltsherrscher; des letzteren Weib Tanki, die an die schlimmsten Fürstinnen der römischen Kaiserzeit und der Merovingischen Könige erinnert, trieb ihren Gemahl zu unmenschlichem Wüthen gegen die durch Steuern hart bedrückten Unterthanen, deren viele aus dem Lande flohen, die meisten, wie es scheint, nach Japan, bis endlich seine Herrschaft ein Ende mit Schrecken nahm, indem Wuwang, der Sohn eines mächtigen Vasallen, ein Heer gegen die Hauptstadt führte, nach deren Einnahme der Kaiser Tscheu aus dem Palast gerissen und vom Pöbel schmachvoll getödtet wurde. Er scheint übrigens seinen Untergang mehr noch durch den Haß der oberen Klassen, als durch den des Volkes gefunden zu haben, unter dem er nicht ohne Anhang war. Daraus erklären sich manche Maßnahmen, welche Wuwang traf, der nun den Thron bestieg und die dritte Dynastie eröffnete, welche von 1122—255 v. Chr. China regierte. Er mußte anfänglich dem Volke Concessionen machen; später hingegen, als keine Gefahr mehr zu fürchten war, führte er einen Erbadel ein, dem er Ländereien und Vorrechte einräumte, während bis dahin für

alle Chinesen Gleichheit vor dem Gesetze bestanden hatte. Unter der Regentschaft des weisen Tscheukong, eines Oheims des minderjährigen Tsching-wang, des Sohnes von Wuwang, ist das erste Mal näher vom Compaß die Rede. Es waren nämlich aus Cochinchina Gesandte gekommen, um im Namen ihres Volkes dem chinesischen Regenten zu huldigen und hatten berichtet, daß sie auf der Herreise sich mehrmal verirrt hätten. Da gab ihnen Tscheukong, als sie Abschied nahmen, Kapseln mit einer beweglichen Nadel mit, die stets nach Norden zeigte. Die folgenden Kaiser der dritten Dynastie waren großentheils unbedeutend oder versäumten ihre Regierungspflichten, so daß die Anarchie zunahm, die großen Vasallen sich unabhängig machten und China in eine Menge kleiner Staaten zersplitterte, wobei auch das Volk immer unbotmäßiger wurde, während zugleich die verwüstenden Einfälle der Barbaren sich wiederholten. Unter den Kaisern Ping-wang, Kien-wang und Ling-wang brach eine Zeit über China herein, die an die schlimmsten Zeiten des Mittelalters in Europa erinnert: die Vasallen wollten Könige sein und stürzten das Volk in Bürgerkriege, das Faustrecht nahm immer mehr überhand und die Verbrechen mehrten sich in erschreckender Weise. Unter der Regierung des Kaisers Ling-wang wurde Confucius geboren, im Jahre 551 v. Chr., ein Reformator Chinas, der auf Jahrtausende hinaus dem chinesischen Charakter und dem chinesischen Staat Form und Richtung gab, dessen unermeßlicher Einfluß aber erst nach seinem Tode seine Wirkung äußerte.

Die dritte Dynastie wurde gestürzt durch den mächtigen Lehensfürsten Tschaong-Siang, den Gründer der vierten, welche jedoch nur sehr kurze Zeit bestand, nämlich von 255—206 v. Chr. Sein natürlicher Sohn und Nachfolger Schi-hoang-ti ist einer der merkwürdigsten Kaiser Chinas, ein militärisches und Herrschergenie. Man sagt, als Knabe sei er den Spielen fremd geblieben, welche in diesem Alter die Seele des Menschen erfreuen und habe sich schon in dieser frühen Zeit mit Planen beschäftigt, die Vasallen, welche die kaiserliche Macht nicht mehr beachten wollten, zu unterwerfen und die Einheit des Reiches wieder herzustellen. Es galt vor Allem, die Barbaren abzu-

halten, um die Kraft des Heeres, welche großentheils zur Bewachung der so ausgedehnten Grenze nöthig war, nach innen verwenden zu können. Dieß war, nachdem Schi-hoang-ti den Thron bestiegen hatte, die Veranlassung zur Erbauung der großen Mauer an der Nordgrenze Chinas, eines der kolossalsten Werke, welche Menschenkraft jemals hervorgebracht hat. Sie wurde zum Schutze gegen die Einfälle der Hiougnu (beiläufig gesagt nicht die Stammväter der Hunnen, wie man früher annahm, sondern der turkischen Völker, welche nach dem Sturze ihres großen Reiches im Norden Chinas im Jahre 93 n. Chr. westwärts zogen und vom 6. Jahrhundert an in Westasien bekannt und mächtig wurden), der Mongolen und Mandschuren erbaut, beginnt bei So-tschen und läuft in einer Länge von 600 Stunden (etwa so weit wie von Bern nach Moskau), bald durch Ebenen, bald durch tiefe Thäler und über bis 6000′ hohe Berge, über Flüsse Bogen schlagend bis Schan-hay am Meerbusen von Leao-tong. Sie ist 20′ hoch, unten 25′, oben 10′ breit, unten aus Granit, oben aus Backsteinen gemauert, an manchen Stellen 2—3 fach, von 300 zu 300′ mit Wachthürmen versehen, an einigen Punkten mit Durchgangsthoren, innerhalb ihrer befinden sich hie und da noch Forts. Ihr Bau begann an den damals gefährdetsten Stellen schon 240 v. Chr., der Theil zwischen dem gelben Strom und dem Meere wurde im 5. bis 6. Jahrhundert n. Chr., der westlichste Theil erst im 15. bis 16. Jahrhundert erbaut. Von ihrem Ostende bei Schan-hay aus läuft ein 200 Stunden langes Pallisadenwerk bis zur nördlichen Grenze von Korea. — Als die schwierigsten Punkte der Grenze gesichert waren, wandte sich Schi-hoang-ti gegen die Vasallen und unterwarf sie mit Gewalt oder List, so daß er im 32. Jahre, 221 v. Chr., unumschränkter Kaiser war. Die Lehensaristokratie wurde aufgehoben, das Land in 36 Provinzen getheilt, die Regierung militärisch organisirt und die noch jetzt geltende Geschäftssprache und Hofordnung eingeführt. Es begann nun ein China ganz eigenthümlicher Kampf der Gelehrten und Beamten, welche hauptsächlich in Folge des durch die Ideen des Confucius erlangten Einflusses bis dahin unter den Kaisern den Ton angegeben hatten, gegen die Soldaten, welchen Schi-

hoang-ti den Vorzug gab, ein Kampf um die Macht zwischen der Feder und dem Säbel, der eine blutige Verfolgung gegen die Gelehrten hervorrief und wobei man auch die auf Bambustäfelchen geschriebenen Schriften des Confucius verbrannte, so weit man derselben habhaft wurde. Mordversuche auf den Kaiser schlugen fehl und die Gelehrtenparthei vermochte sich nur dadurch an ihm zu rächen, daß sie ihn der Gegenwart und Nachwelt als ein Ungeheuer schilderte. Dieser Kampf der Doctrinärs und Militärhäuptlinge dauerte auch unter der fünften Dynastie Han fort, welche von 206 v. Chr. bis noch 263 n. Chr. bestand und deren Gründer ein glücklicher Soldat, Lieu-pang war, der sich auf den Thron geschwungen hatte. Er fand es politisch klug, mit der Parthei der Gelehrten Frieden zu schließen, berief die vorzüglichsten derselben nach der Hauptstadt und errichtete dort eine Akademie, stellte aber auch den Lehenadel wieder her. In der Zeit von Lieu-pang und seinen Nachfolgern erfanden die Chinesen das Papier, die Pinsel und die Tusche, die Schriftzeichen wurden hiemit freier. Aber noch mehr, sie erfanden bewegliche Lettern und hiemit die Buchdruckerkunst. Der bedeutendste Herrscher des Hauses Han war Wuti, welcher 140 v. Chr. den Thron bestieg, durch Eroberungen dem eigentlichen China seinen gegenwärtigen Umfang gab, den Unterricht hob, der Literatur großen Aufschwung verlieh, die Ueberbleibsel der Schriften des Confucius und anderer Weisen sammeln und in den Bibliotheken niederlegen und durch Ssematien die erste Reichsgeschichte verfassen ließ. Man kann von ihm sagen, daß er dem chinesischen Staat im Wesentlichen die Gestalt gab, die er noch jetzt nach zwei Jahrtausenden besitzt, mit Ausnahme des Lehenadels, welchen er bereits wieder beschränkte, der aber später ganz aufgehoben wurde. Der Kaiser Ming-ti, welcher von 58—76 n. Chr. regierte, schickte eine Anzahl Mandarinen nach Indien, welche bei ihrer Rückkehr von dem Buddhapriester Hoschang begleitet wurden, ließ die buddhaistischen Schriften ins Chinesische übersetzen und begünstigte die Verbreitung des Buddhaismus in China. Unter Huan-ti von 147—168 kamen die ersten Araber und Inder zur See nach China und Canton wurde der Verkehrsmittelpunkt mit denselben.

Im dritten Jahrhundert n. Chr. regierten drei verschiedene Dynastieen in China neben einander; erst nach der Mitte desselben kam die Gewalt wieder an eine, die Tsin, welche aber wie die ihnen folgende der Tay-tsin keine bedeutenden Herrscher hervorgebracht hat. Im fünften Jahrhundert erfolgte wieder eine Theilung des Reiches und zwar in eine Nord- und Südhälfte, welche bis gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts fortbestand und wo in jeder mehrere Dynastieen herrschten und auswärtige Kriege mit Revolutionen, Usurpationen und Kaisermord wechselten. Erst 590 n. Chr. erfolgte die Wiedervereinigung der getrennten Reiche und unter dem Kaiser Tai-tsung von der Dynastie Tang erhielten die Chinesen die ersten Nachrichten vom Christenthum durch den 636 nach ihrem Lande gekommenen Nestorianer Olopwan, dem der Kaiser die Errichtung einer Kirche gestattete, nachdem er seine Lehre geprüft hatte. Unter den folgenden Kaisern gewannen die Palast-Eunuchen immer größeren Einfluß, und weil sie die schwächsten Männer zu Kaisern wählten, um selbst herrschen zu können und solche, die ihnen widerstehen wollten, stürzten oder vergifteten, so wurde das unglückliche Volk zu Aufständen getrieben und die Monarchie verlor ihr Ansehen, bis es endlich 890 n. Chr. dem Kaiser Tschao-tsung gelang, die Eunuchen auszurotten. Die ruhigen und stürmischen Verhältnisse, der Wechsel guter und schlechter Kaiser währten aber mit geringen Unterbrechungen fort, bis zuletzt die Mongolen, welche fortwährende Conflikte mit China veranlaßten, die Dynastie der Sung gegen Ende des 13. Jahrhunderts schlugen und vernichteten und die Herrschaft über das Reich antraten. Der erste Mongolenkaiser Kublai nahm aber selbst den Buddhaismus und die Sitten der Chinesen an und änderte in der Verfassung nichts. Er machte Peking zur Residenz und ließ den Kaiserkanal bauen. Dieses gewaltige Werk von 500 Stunden Länge und 200—1000′ Breite, welches von Peking bis Hang-tscheu-fu reicht, vier Küstenprovinzen und die beiden großen Ströme Hoangho und Jangtsekiang nebst einer Menge von Seen durchschneidet, Berge durchbricht und zwischen hohen Dämmen Thäler überschreitet, steht mit vielen anderen Kanälen in Verbindung und ist eine Hauptlebensader

des Reiches, durch welche immer viele Tausend Schiffe circuliren*).

Unter Kublais Nachfolger Timur-Chan sendete 1294 der Pabst Nikolaus IV. die ersten Katholiken unter dem Minoriten Montecorvino nach Peking; Muhamedaner waren schon längere Zeit im Lande. Gegen die letzten mongolischen Kaiser brachen Empörungen aus; ein Chinese von niederem Stand, der an der Spitze der Aufrührer stand, schlug die chinesischen und mongolischen Heerführer, zwang die Mongolen zur Verlassung des Landes, bestieg unter dem Namen Tai-tsu den Thron und schlug seine Residenz in Nanking auf. Er ist der Stifter der Dynastie der Ming, welche von 1368—1644 regierte und eine Reihe meist guter Kaiser zählt. 1522 fingen die Portugiesen an mit China Händel zu treiben und die Regierung überließ ihnen die Stadt Macao, später kamen auch Spanier und Holländer an die Küsten; der erste Europäer, dem der Eintritt in China verstattet wurde, war der Jesuit Ricci, der von 1583 an die Einführung des Christenthums in China unternahm und selbst Mandarinen hiezu bekehrte. Die Mandschuren hatten schon lange Beschwerden gegen die hohen Beamten der Grenzprovinzen gehabt und mehrmal Einfälle versucht, die zurückgeschlagen wurden; da aber in China die Anarchie zunahm, ein kühner Bandenführer die Armee des Kaisers schlug und mit immer vergrößerter Macht gegen Peking heranzog, das er einnahm und wo der letzte Kaiser der Ming-Dynastie sich selbst erdrosselte, so brachen die Mandschuren, welche gesammelt an der Nordgrenze standen, in das Reich ein, stürzten in Verbindung mit Anhängern der Ming-Dynastie den Usurpator Le-tse-tsching und setzten sich in Peking fest, wo sie 1644 einen Prinzen ihres Volkes, Schun-schi, zum Kaiser ausriefen, welcher der Stifter der Mandschu-Dynastie oder wie sie heißt der Dynastie Ta-tsing ist, die von 1644 bis zu dieser Stunde regiert. Der Hauptrathgeber des ersten Kaisers dieser Dynastie, welcher die Gelehrsamkeit liebte und zu den bessern Kaisern gehörte, war der

*) Seit der mongolischen Eroberung kam bei den männlichen Chinesen die Sitte auf, den Kopf bis auf den Scheitel zu rasiren und die Haare auf diesem in einen langen herabhängenden Zopf zusammen zu binden.

deutsche Jesuit Adam Scholl. Viel berühmter aber durch Intelligenz und hohe Verdienste um das Reich war der Kaiser Kang-hi, der 1722 starb, nachdem er für Hebung der geistigen Cultur seines Volkes unendlich viel gethan hatte. Er gab den christlichen Missionären die ihnen früher entzogenen Kirchen wieder zurück, pflegte häufigen Umgang mit den Franzosen Garbillon und Bouvet, ließ durch die Jesuiten, die in China als Astronomen und Mathematiker festen Fuß gefaßt hatten, Werke über diese und andere Wissenschaften schreiben und beklagte oft, daß die Chinesen immer nur in die Fußstapfen ihrer Vorfahren träten, während die Europäer stets Neues schüfen und in stetem Fortschritt begriffen seien. Unter seinen Nachfolgern fanden von 1749—73 schwere Verfolgungen der Christen statt, die auch später von Zeit zu Zeit sich wiederholten und 1815 mit der Verbannung aller fremden Katholiken endigten, welche erst in neuerer Zeit wieder Eingang in China fanden, wobei sie aber eine Menge von ihnen im Lande gegründeter Gemeinden hinterließen, die heimlich fortbestanden. Von 1807 an kamen auch protestantische Missionäre nach China, wo übrigens das Christenthum sehr wenig Fortschritte macht. Die Engländer hatten durch ihre Gesandten Macartney und Staunton schon 1793 und später Handelsverbindungen mit China anzuknüpfen versucht, aber vergeblich, bis es ihnen nach dem abscheulichen Opiumkrieg von 1840 gelang, einige Häfen geöffnet zu erhalten, Begünstigungen, welche durch den neuesten vor wenig Jahren erfolgten Krieg der Engländer und Franzosen auf beide Nationen ausgedehnt wurden. Die Fremden machten mit den seit 1850 in Krieg mit der kaiserlichen Regierung befindlichen Rebellen, Tai-ping genannt, anfänglich gemeinschaftliche Sache, sahen sich aber durch die Brutalität und Treulosigkeit derselben veranlaßt, später in Verbindung mit den chinesischen Befehlshabern ihre Waffen gegen die Rebellen zu kehren. Auch die Russen, welche schon lange mit China in Verbindung stehen und ihre Grenze gegen dasselbe immer weiter vorschieben, haben der chinesischen Regierung eben jetzt*) bewaffneten Beistand angeboten.

*) Im Januar 1863.

Die gegenwärtige Bevölkerung des eigentlichen Chinas besteht aus Chinesen (die weitaus überwiegende Mehrzahl), aus Lolo (den Thaïs oder Siamesen verwandtes Volk), den Miao-tse (Rest der wahrscheinlichen Urbewohner) einigen Muhamedanern und Juden, einer russischen Kolonie in Peking, Engländern in Hongkong, Portugiesen in Macao*). Man unterscheidet 1) Liang, die ehrenwerthe Bevölkerung, welche aus dem Erbadel und dem persönlichen Adel, den Mandarinen, ferner den Bauern, Kaufleuten, Schiffern, Handwerkern und Künstlern besteht; ferner 2) Zinn oder Pöbel, Sklaven, Dienst- und Freudenmädchen, Schauspieler begreifend; 3) Mau, Leute ohne feste Wohnsitze, Vagabunden. Die große Mehrzahl des Volkes, sowie das Kaiserhaus bekennen sich zum Buddhaismus; weniger Bekenner hat die Tao-Tao-Religion (Lehre der Vernunft), von Lao-tse aufgestellt, und die des Confucius, welche die Confession der Gelehrten und Vornehmen ist. Der gegenwärtige Kaiser Yih-tschu, welcher seit 1850 regiert, führt die Titel: Thian-tse, Himmelssohn, oder Whang-ti, welches etwa dem europäischen Ausdruck: Allerdurchlauchtigster, großmächtigster Kaiser entspricht, oder auch Sching-Whang, heiliger Kaiser, und hat den Drachen im Wappen. Der Thron ist erblich in der Dynastie der Tai-tsing, der regierende Kaiser kann den Nachfolger unter seinen Söhnen wählen. Die in den Staatsdienst getretenen Gelehrten heißen in China Kua; wir nennen sie nach den Portugiesen Mandarinen von dem Sanskritwort Mandri (Wurzel Man), Wissen, also etwa die geweihten Wissenden. Mitglied der kaiserlichen Akademie in Peking zu werden, ist der höchste Wunsch aller chinesischen Gelehrten; ohne Studien und wohlbestandene Prüfungen kann Niemand zu einem Amte gelangen. Die Literatur der Chinesen ist sehr reich, sie haben namentlich viele gute Romane, Erzählungen und Märchen, aber kein Nationalepos von Bedeutung; in den Wissenschaften stehen sie weit hinter den Europäern und sind auf einer schon früh erlangten Stufe stehen geblieben; für die Kunst ist ihr Sinn

*) Vergl. „Arbeiten der k. russ. Gesandtschaft zu Peking über China, sein Volk, Religion, Institutionen ꝛc.“ 2 Bde. Berlin 1857.

nicht aufgeschlossen, es fehlt ihnen die Idee der Schönheit. In den Gewerben, die sie zum Theil mit den einfachsten Werkzeugen betreiben, gelangten sie zu einer hohen Stufe, wie sie zum Theil die Europäer nicht erreicht haben; ihr Porzellan, ihre lackirten Waaren, ihre Tusche, Arbeiten in Elfenbein und Schildpatt sind von musterhafter Vollkommenheit; ihre Städte sind überfüllt mit den prächtigsten Waaren, Verkehr und Handel ungemein lebhaft. Schon Edrisi und Marco Polo gaben an, daß die Chinesen nach Madagaskar Handel trieben. Die männlichen Chinesen wandern, wenn sie Verdienst hoffen, gerne aus, den Chinesinnen aber ist dieß untersagt, weil im Volke die Meinung herrscht, daß ein im Ausland von einer Chinesin Geborener einst das Reich stürzen werde. Die Chinesen haben sich seit langem über Hinterindien und den indischen Archipel verbreitet, in neuerer Zeit segeln sie nach Californien und selbst nach Europa. Sie und die Japanesen sind nach den Europäern und Nordamerikanern die gebildetsten Völker der Erde.

Das Heer der Chinesen besteht fast aus 1,400,000 Mann, ist aber wegen der mangelhaften Waffen, der schlechten Uebung und Führung wenig furchtbar, so daß einer ihrer Kaiser sagen konnte: Meine Mandschus sind gute Soldaten, wenn ihnen schlechte gegenüber stehen, aber schlechte, wenn sie gute gegen sich haben. Es ist eigenthümlich, daß ihre Städte keine Namen haben, sondern mit dem Namen der Provinz oder des Bezirkes, deren Hauptstadt sie sind, bezeichnet werden, unter Anfügung der Sylben Fu, Tscheu oder Hian. Diese Städte sind einander sehr ähnlich, ummauert, mit Wällen und Gräben, und dieses, nicht ihre Bevölkerungszahl, bildet ihren Charakter; man findet nämlich Flecken und Dörfer, welche bis eine Million Einwohner haben. Unter den zahlreichen großen Städten ist nach Peking der ersten und Nanking der zweiten Hauptstadt des Reiches Sutschen-fu ausgezeichnet als die Stadt der Wissenschaft, Kunst, des Geschmackes und der Schönheit; in ihr leben die schönsten Frauen und die reichsten Kaufleute. Statt der Fenster werden Papier, Marienglas, durchsichtige Muscheln eingesetzt; die Farbe der Ziegel auf den Dächern zeigt den Rang der Besitzer an, so daß in Peking die Privathäuser mit grauen, die Tausende von

Palästen der Vornehmen mit grünen, die kaiserlichen Paläste und Tempel mit gelben Ziegeln gedeckt sind. Der wundersame Porzellanthurm bei Nanking, eine Merkwürdigkeit Chinas seit vielen Jahrhunderten, 200 Fuß hoch, mit 9 Stockwerken, ist von den Taipings zerstört worden.

Die Chinesen haben ein Element der Milde und Friedensliebe in sich, was im Großen und Ganzen sich auch in der Regierung, die einen patriarchalischen Charakter hat, ausspricht, so wenig es auch an grausamen Kaisern, an harten und habsüchtigen Beamten in ihrer Geschichte fehlt. Sie sind ferner loyal, hegen große Achtung für Lehrer und Vorgesetzte, lieben ihre Eltern und Kinder und zeichnen sich durch Höflichkeit und Fleiß aus. Neben diesen guten Eigenschaften trifft man bei ihnen Trug und List, Feigheit und niederträchtige Geschmeidigkeit, Rachsucht und Schadenfreude, Erbarmungslosigkeit, welche ja auch zu der so häufigen Kinderaussetzung und öfters zu Menschenschlächterei führt, Völlerei und Bestechlichkeit an. Ferner haben sie in ihrem Charakter nichts Ritterliches; sie sind gebildete, wohlerzogene Leute, aber ohne Noblesse, ein Bürger- und Beamtenvolk von übertriebenem Nationalstolz, der sie auch am Hergebrachten zu fest haften läßt und gegen von Außen kommende Verbesserungen unempfänglich macht. Ob eine Umbildung dieses Volkes möglich ist, ist schwer zu entscheiden, vielleicht nur dann, wenn sein Reich zusammenstürzen würde. Sie haben — und dieß ist charakteristisch für sie — die Entwicklung des militärischen Elementes vernachlässigt und sind darum die Beute fremder Eroberer geworden, die an Bildung tief unter ihnen standen, und weil sie sich selbst wieder zu Chinesen umwandelten, sich unmächtig im Kampfe gegen die Europäer erweisen. Die Ueberlegenheit und weltbeherrschende Macht dieser letzteren beruht in der harmonischen Ausbildung aller menschlichen Anlagen und Kräfte, in der gleichmäßigen Pflege der Künste des Friedens wie des Krieges, ohne welche letzteren ein Volk seine Selbstständigkeit nicht behaupten kann.

Wir finden bei den Chinesen, die an Sitten und Gewohnheiten sehr von uns abweichen, bei denen z. B. wie bei allen benachbarten Völkern mit einsylbigen Sprachen Weiß die Trauer-

farbe ist, neben vollkommener Verständigkeit wieder das albernste kindische Zeug, so wenn sie z. B. durch Popanze oder durch gemalte Ungeheuer die Feinde zu erschrecken oder im letzten Kriege die Engländer durch stinkenden Unrath, mit dem sie ihre Schiffe überschütteten, zurücktreiben zu können meinten. Aber bei allen seinen Mängeln und Sonderbarkeiten ist das chinesische Volk eines der bedeutendsten und merkwürdigsten der Erde, voll politischen Instinkts, welcher die Mängel seiner Institutionen durch die zweckmäßigsten Gegenmittel kompensirte, ein Volk, welches schon Jahrtausende vor den Europäern auf wichtige Wahrheiten gekommen ist. Es hat nämlich als Staatsprincip sein eigenes Wohl erkannt oder aufgestellt; seine Kaiser können ihr göttliches Recht nur durch gute und gerechte Regierung erweisen und wenn sie es nicht thun, übt das Volk die Rebellion als sein Recht. Es hat sich ferner vom Kastenwesen fern gehalten; außer der kaiserlichen Familie und den Nachkommen des Confutsius (deren Zahl viel Tausende ist) gibt es keinen privilegirten Stand; alle Aemter können nur durch Kenntnisse erworben werden. Die Chinesen erklären den Menschen nicht wie wir von Natur für böse, sondern von Natur aus für gut, sie wollen durch sittliche Principien und durch die Weisesten und Tüchtigsten regiert sein. Und weil sie diese Wahrheiten schon früh erkannt und immer, so weit es die Unvollkommenheit der menschlichen Verhältnisse gestattet, mehr oder minder verwirklicht haben, sind sie zur zahlreichsten Nation der Erde geworden und haben ihr meist glückliches Dasein unter allen Stürmen und Wechseln erhalten. Die Europäer haben vor den Chinesen die tiefere Geistigkeit und Idealität, den reineren Schönheitssinn, die harmonische Ausbildung der verschiedenen menschlichen Kräfte voraus, aber ein Theil von ihnen ist noch lange nicht zu der Staatsweisheit der Chinesen gelangt, und auch die vorgeschrittensten Völker unseres Erdtheiles haben sie nicht übertroffen. Es möchte uns geziemen, den Chinesen gegenüber nicht zu stolz zu sein, wenn wir bedenken, wie unvollkommen die politischen Institutionen, die politische Einsicht und die Bildung mancher europäischen Völker noch ist, wie zahlreich noch immer Gewaltthaten und Verbrechen, Ungerechtigkeiten und

Gräuel aller Art in Europa vorkommen. — Der Aztekenstaat war ein vorzugsweise kriegerischer, der ägyptische war ein Priesterstaat, der chinesische ist ein aufgeklärter Beamtenstaat.

Ich möchte nur noch wenige Worte über die religiösen Vorstellungen der Chinesen beifügen. Im Gegensatze zu den Hebräern und anderen alten Völkern nehmen die Chinesen gleich den Aegyptern keinen persönlichen Schöpfer der Welt an, sondern lassen diese durch die Wirkung der Urkräfte entstehen; nach dem chinesischen Philosophen Lao-tse geht das Sichtbare aus dem Unsichtbaren durch Wechselwirkung der von jeher vorhandenen polarisch entgegengesetzten männlichen und weiblichen Kraft hervor. Die Idee, daß der Mensch die Welt im Kleinen und die Welt der Mensch im Großen sei, kommt wie im Zendavesta und bei den Israeliten (Adam Kadmon) auch bei den Chinesen vor. Diese Ansicht ist eine der ältesten und allgemeinsten der Völker. (In Swedenborgs System ist der Himmel nach dem Typus des Menschen gebaut und gegliedert.) Die Chinesen hatten vor dem Buddhaismus durchaus kein Götterthum; ihre großen einheimischen Philosophen und Religionsstifter Lao-tse und Confutsee kennen keine Götter und das Volk hatte vor dem Buddhaismus nichts von Mythologie. Das mystische Element ist im chinesischen Geiste dem Verstand untergeordnet, hat aber doch in Lao-tse seine Vertretung gefunden. Dieser hatte auf seinen großen Reisen auch Indien besucht, wo namentlich buddhaistische Elemente auf ihn gewirkt haben und theilweise in seine Lehren aufgenommen wurden. Lao-tse widmete sich, im Gegensatz zu dem weltklugen Confutsee, mit dem er etwa gleichzeitig lebte, dem beschaulichen Leben, suchte die Einsamkeit, wollte arm bleiben, während Confutsius nach Ehren und Geld strebte. Nach Lao-tse ist das Tao, die höchste Vernunft, Urgrund und Ende aller Dinge; der Mensch vermag sich durch Besiegung der sinnlichen Begierden, welche die Seele verunreinigen, durch Tugend und Contemplation in den Urgrund zu versetzen, bis auf einen solchen Grad, daß er nicht stirbt, mit der Geisterwelt in Verbindung kommt, die Materie beherrscht und an der Allmacht Theil nimmt. Es stimmt mit dieser Anschauung überein, wenn die Anhänger Lao-tses nach dem Elixir des Lebens und dem Stein

der Weisen suchten und die Nichtswürdigen unter ihnen wie in Europa als Gaukler und Goldmacher unzählige Betrügereien auch an dem chinesischen Hofe übten.

Der chinesische Geist ist darin dem indischen entgegengesetzt, daß er vorwaltend Verstand und nur sehr wenig Phantasie ist, während der indische Geist überschwängliche Phantasie, aber wenig Weltverstand ist. Von den genannten zwei Weisen hat der Repräsentant des wahrhaft chinesischen Geistes, Confutsee, den größeren Ruhm erlangt, sein Name ist weltgeschichtlich geworden. Der Sohn eines kleinen Beamten im Fürstenthum Lu, in dürftigen Umständen aufgewachsen, beschäftigte er sich, gegen alles Andere gleichgültig, schon früh mit dem Problem, wie dem zerrütteten Vaterlande aufzuhelfen sei. Er reiste von einem der kleinen Vasallenstaaten, in die China im 6. Jahrhundert zerfallen war, zum andern, überall verkündend, der Mensch sei von Natur gut und ein Volk könne leicht zur Tugend angeleitet werden, wenn die Fürsten ein gutes Beispiel gäben, wobei er auf die gefeierten früheren Kaiser Jao und Schun hinwies. Der Fürst von Lu stellte ihn später an die Spitze der Regierung und er führte ein gerechtes und scharfes Regiment, wurde aber gestürzt und lebte in höherem Alter einsam, bis er 479 v. Chr. im 75. Jahre starb. Man hatte ihn im Leben mitunter als Volksverführer verfolgt; nach seinem Tode wuchs sein Ruhm zu erstaunlicher Höhe, man adelte ihn mit seinem ganzen Geschlecht und noch jetzt kommt von Zeit zu Zeit das Haupt der Familie, die über 10,000 Köpfe zählen soll, mit dem Kaiser von China zur Besprechung zusammen. Aber was mehr als dieß ist, es werden Confutsee göttliche Ehren erwiesen, er hat in jeder Stadt einen Tempel und seine Schriften, welche Sagen, die zu beobachtenden Ceremonieen, Jahrbücher und Volksgesänge und metaphysische Betrachtungen enthalten, werden von den niedersten bis zu den höchsten Schulen gelesen und erklärt. Er lehrt, den Eltern Ehre, den Fürsten Gehorsam, den Freunden Treue zu erweisen und je nachdem der Glaube eines Menschen sei, Götter oder ein höchstes Vernunftwesen zu verehren. Das höchste Gut sei die Vernunft und auf Erden sei die Monarchie das Abbild der ewigen

Vernunft. Er gibt Vorschriften, wie der Fürst, die Beamten und Regierung beschaffen sein müssen, damit der Zweck des Staates erreicht werden könne, welcher darin besteht, daß die Vernunft herrscht. Er gebraucht sehr oft die Worte Himmel, höchste Vernunft, aber nur als metaphysische Abstraktion, ohne dabei an eine Persönlichkeit zu denken; die Stimme des Volkes sei auch die Stimme des Himmels, was das Volk für würdig der Belohnung und Bestrafung halte, das wolle auch der Himmel belohnen und bestrafen. Hier und da spricht er auch von Geistern des Alls, der Ströme, Berge, aber scheint hierunter nur Naturkräfte zu meinen. Ueber die Unsterblichkeitsfrage schweigt Confutsius, aber die gebildeten Chinesen glauben, daß er die Unsterblichkeit der Seele eher verneinen als behaupten wollte, und nehmen dieselbe nicht an, gegen welche Ansicht des Confutsee allerdings zu sprechen scheint, daß er für die Todten feierlichen Dienst mit Opfer gebietet. Es ist auch möglich, daß er dem aus frühester Zeit stammenden turanischen Geisterglauben des Volkes einige Rechnung tragen wollte, welcher mehrmal wieder zum Vorschein kam, nachdem an seine Stelle die „höchste Vernunft", „der Wille des Himmels" 2c. eingesetzt worden war.

Dem chinesischen Geist, welcher in Confutsee seinen vollendetsten Ausdruck gefunden hat, ist alles Mythische, alles Uebersinnliche, alles Ewige zuwider; ihm genügt vollkommen der vernünftig regierte menschliche Staat und das irdische Glück. Können wir läugnen, daß die moderne Anschauung der europäischen Völker einem ähnlichen System zutreibt und daß wir uns mehr und mehr Ansichten nähern, die, von Confutsius ausgegangen, seit 22 Jahrhunderten das öffentliche und Privatleben der Chinesen beherrschen und regeln?

Dreizehnter Vortrag.

Die Azteken.

Im wärmeren Theil der Nordhälfte des amerikanischen Continents liegt vom atlantischen und stillen Ocean begrenzt das wunderreiche Land Mexiko, welches von beiden Meeren aus terrassenförmig ansteigend sich zu einem gewaltigen Tafellande mit einer Gruppe kolossaler Vulkane erhebt, die zum Theil über die Linie des ewigen Schnees sich erheben und noch im vorigen Jahrhundert thätig, jetzt sämmtlich zu ruhen scheinen. Der südliche Rand dieses Tafellandes heißt Anahuac und hier war es, wo in vergangenen Jahrhunderten das Volk der Azteken seinen Hauptsitz aufschlug und von kleinem Anfang aus beginnend sein mächtiges Reich gründete. — In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung begann aus dem Norden Amerikas eine Völkerströmung gegen Süden, wobei ein Volk das andere drängte, so daß vielleicht auch die Südhälfte des amerikanischen Festlandes bei dieser Gelegenheit einen großen Theil ihrer Bevölkerung erhalten hat. Als die Spanier von Cuba aus Mexiko kennen lernten, fanden sie es reich bevölkert, mit einer großen Zahl bedeutender Städte geziert, in welchen ein Verkehr herrschte wie in Sevilla und anderen großen Städten ihres Landes. Eine Menge kleinerer und größerer Völker lebten neben einander in Anahuac und den umliegenden Gegenden, deren meiste dem mächtigen Herrscher in der Adlerstadt, Tenochtitlan, gehorchten, wie die Stadt Mexiko damals genannt wurde, welcher letztere Name besagen will: Wohnung des Kriegsgottes Mexitli, den man indeß häufiger Huitzilopochtli nannte.

Die Azteken oder Mexikaner waren nach Clavigero ein wohlgebildetes Volk, bei welchem man fast keinen Lahmen, Buckligen,

Schielenden fand, mit vortrefflichen Augen und Zähnen bis ins höchste Alter, kriegerisch und in vielen Künsten des Friedens erfahren, die sie von den Tolteken überkommen hatten*). Ernst, Schweigsamkeit, Gemessenheit waren Züge ihres Charakters; muthiger, kräftiger, arbeitsamer als die jetzigen Mexikaner, waren sie aber auch grausamer. (Der wohlhabendere und gebildete Theil der Nation wurde übrigens bei der Eroberung durch die Spanier fast ganz vertilgt und die gegenwärtigen Mexikaner sind fast nur Abkömmlinge der unteren Klassen.) Die Azteken trugen um den Leib einen breiten Gürtel, dessen Zipfel hinten und vorne herabhingen und darüber einen viereckigen Mantel aus Baumwollenstoff mit auf der Brust oder auf den Schultern zusammengenestelten Enden, die Frauen einen von den Hüften bis zu den Waden reichenden Rock und darüber eine Art Weste, die vom Hals bis zum Unterleibe reichte. Die Füße waren mit Sandalen bekleidet, das Haar banden die Männer zusammen, die Frauen trugen es lang und fliegend; auf dem Kopfe wurden namentlich bei festlichen Gelegenheiten Kronen von bunten Federn getragen. In die Ohren, die durchbohrte Unterlippe und Nase hing man Ringe von Metall, Stücke Gold und Silber, edle Steine; an Armen und Beinen trug man Bänder aus Metall, Perlen oder Samenkörnern gebildet. Sie hatten Spiegel aus schwarzem vulkanischem Glas, Fächer und Wedel aus Federn, Kämme aus Holz und parfümirten sich mit den wohlriechenden Harzen des Landes. Die Wohnung der Reichen war aus Stein gebaut, die der Armen aus Holz; das Geräthe war einfach; man aß auf Decken, die man auf dem Fußboden ausbreitete. Feuer machten sie durch Reiben zweier Hölzer, doch kannten sie auch Feuerstein und Zunder. Sie verfertigten Messer aus Obsidian, Aexte aus Beilstein (Nephrit), aber auch aus Kupfer und Bronce, und verstanden mittelst sehr einfacher Werkzeuge schöne und feine Arbeiten herzustellen. Die Gefäße waren aus

*) Die sogenannten Aztekenkinder aus Guatemala, in den Fünfzigerjahren in Europa gezeigt, welches Land nur von Azteken bewohnt wurde, wie Scherzer sich überzeugte, waren nach demselben Kinder zweier armer Mulatten aus San Salvador in Mittelamerika.

Stein, Thon oder Metall und oft sehr künstlich. Als Hauptnahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche dienten der Mais, die Cacaobohne, die Frucht der Mammei, Mammea americana; sie bereiteten berauschende Getränke, am häufigsten den Nationaltrank Chicha, welchen die Spanier als Wein bezeichneten, aus dem Saft der Agave americana. Bei einem Volke auf dieser Stufe der Cultur, wo auch die Wälder und Fluren noch wildreich, die Flüsse noch fischreich sind, mußten Jagd und Fischfang Hauptbeschäftigung sein und einen bedeutenden Theil der thierischen Nahrung liefern; milchgebende Thiere und das Pferd hatten sie nicht. Gejagt wurden Hirsche, Agutis, Gürtelthiere, Bären, die man auch mästete, wildes Geflügel; die Armen genossen auch Reptilien, Ameisen, eine eigene Art Fliegen, Axajatl, die man in Kugeln zusammenbuk und in Maisblätter gewickelt mit Salpeter kochte; aus den Eiern jener Fliege bereitete man eine Art Caviar und die Fliegen selbst dienten zur Mästung des Geflügels. Die Mexikaner waren geschickt im Gebrauch der Bogen und Pfeile, der Blasröhren, der Wurfspieße, der Schlingen, Netze und Angeln; in dem Walde von Zacatepek, wenige Stunden von der Hauptstadt, veranstalteten die Herrscher oft große Jagden, bei denen Tausende von Menschen beschäftigt waren. Von größeren Thieren zogen die Mexikaner bloß den Tichichi, ein Thier des Hundegeschlechtes, welches gemästet wurde, allerhand Geflügel, namentlich das Tepetolotl (Crax oder Penelope), Gänse, Enten, Tauben und besonders eine Art Wachteln, welche täglich zum Opfern gebraucht wurden, außerdem Cochenille, ein Insekt, welches bekanntlich den kostbaren Farbstoff Carmin liefert. Auf den Landgütern hielt man Rehe, Agutis, mancherlei Vögel, Reptilien und Fische und Montezuma II. legte für eine große Anzahl der thierischen Bewohner seines Reiches einen gewaltigen Thiergarten an, in welchem auch Alligatoren und Schlangen und was sonderbar ist, eine Anzahl mißbildeter Menschen sich befanden. Der Pflug war den Mexikanern unbekannt; sie bearbeiteten die Erde mit einer Art Hacke, Koatl oder Coa und bauten außer Mais, Kakao, Baumwolle auch Chia, Pfeffer, Aloe, sie hatten prächtige Gärten, auf dem See auch schwimmende Gärten und die

Blumenzucht und Liebhaberei waren auf einen sehr hohen Grad getrieben, was gegenüber ihrer düstern Religion auffallend ist. Sie konnten Metalle gießen, spinnen und weben und machten aus den Federn der prächtigen Vögel des Landes die künstlichsten Mosaiken in ungemeiner Menge. Sie verstanden Leder zu gerben, Edelsteine zu schneiden und poliren, an welchen ihr Land, besonders an Smaragden reich war, sie färbten mit Cochenille, Orlean und Indigo. Nach einer gewaltigen Ueberschwemmung, welche Tenochtitlan 1446 erlitten hatte, baute Montezuma I., um die Stadt für die Zukunft zu schützen, einen gewaltigen, 9 Meilen langen und 11 Ellen breiten Damm.

Die Waffen der Azteken waren Bogen und Pfeile, — letztere zum Theil mit Obsidianspitzen, Lanzen, Keulen, Schwerter von Holz mit Obsidianschneiden auf beiden Seiten; als Schutzwaffen dienten Schild, Helm und Harnisch. Die Fahnen der Heerabtheilungen waren Stangen mit dem aus Gold oder Federn verfertigten Wappen des Staates oder der Provinz auf der Spitze; z. B. bei denen von Mexiko mit einem auf einen Jaguar herabstürzenden Adler; zur Feldmusik dienten Trommeln und Tritonsschnecken. Die Befestigungen waren meist Erdwerke; man hatte aber auch steinerne Festungen mit Mauern und Brustwehren, Wällen, Pallisaden und Gräben. Der große Tempel in Mexiko, der Tempel des Kriegsgottes, war zugleich die Citadelle der Stadt und mit dem Palast des Königs verbunden, der Sammelplatz aller Schätze. Das Arsenal bildete mit allen Nebenbauten einen eigenen ummauerten Stadttheil mit einem gewaltigen terrassenförmigen Steinbau in der Mitte, von dessen plattem Dach man eine weite Umsicht über die Stadt und den See hatte und auf welchem der letzte Verzweiflungskampf der Azteken beim Untergang ihres Reiches stattfand. Die Mexikaner waren ein tapferes Volk; die Jugend wurde fleißig in den Waffen geübt; das Heer war in Divisionen von je 8000 Mann und diese waren in Bataillone von 3—400 Mann getheilt.

In Mexiko wie in den meisten andern Staaten von Anahuac fand man treffliche Straßen, in den Gebirgen und unbewohnten Gegenden Zufluchtshäuser; die Brücken waren meist von Holz, selten aus Stein, bisweilen Hängebrücken; die Mexikaner als

treffliche Schwimmer machten sich übrigens, wenn sie nicht Lasten trugen, aus den Brücken nicht viel. Ihre nur kleinen Schiffe hatten keine Segel und wurden bloß durch Ruder bewegt; eigentliche Seeschiffe besaßen sie nicht. Ebenso fehlten die Lastthiere, so daß der Transport des Tributs und aller Produkte durch Lastträger geschehen mußte. Handel und Verkehr waren in musterhafter Ordnung; auf den Marktplätzen, wo viele Tausende von Menschen zusammenströmten, herrschte die größte Ruhe und während der ganzen Dauer des Marktes saß ein eigenes Handelsgericht zur Schlichtung aller Streitigkeiten. Geprägtes Geld kannten die Mexikaner nicht, hatten aber als Stellvertreter desselben eine eigene Art Bohnen, welche die kleine Scheidemünze bildeten, ähnlich wie die Kauris in Indien und Afrika; ferner kleine viereckige Stücke Baumwollentuch, Gänsekiele von verschiedener Größe mit Goldstaub gefüllt, Kupferstücke und dünne Stücke Zinn. Das Postwesen wurde durch Eilboten besorgt, deren jeder drei Stunden weit mit seinen gemalten Depeschen eiligst lief, wo ihn sogleich ein anderer ablöste, so daß Montezuma II. täglich Nachrichten von der 100 Stunden entfernten Küste erhielt. Von drei zu drei Stunden befanden sich an den Straßen kleine Thürme, in welchen immer ein Eilbote bereit stand; Einrichtungen, die viel Gemeinsames mit denen im alten persischen Reiche haben.

Die Sprache der Azteken, welcher das B, D, F, G, R und S fehlten, während das häufige Vorkommen des L, X, T, Z, Tl, Tz für sie charakteristisch ist, war reich und wohlklingend; in ihrer Poesie hielten sie mechanisch ganz genau am Rythmus; die Geschichte des Volkes und seiner Heroen wurde in eigenen Gesängen bei den Festen vorgetragen, andere — rauh und widerwärtig klingende — Gesänge gab es zum Lobe der Götter, an deren Festen auch dramatische Darstellungen, Maskeraden und Possen stattfanden, ähnlich wie bei unseren Fastnachtsspielen im Mittelalter.

Es hatte sich bei den Mexikanern eine Bilderschrift entwickelt, aus Elementen entstanden, die man bereits bei den wilden herumschweifenden Indianern antrifft, welche durch an Felsen eingegrabene Zeichnungen Begebenheiten in Andenken zu

erhalten suchen, durch Zeichen an gewissen Stellen, die sie bei ihren Zügen passiren, den später folgenden Landsleuten die Richtung oder den Erfolg des Zuges andeuten oder auf Büffelhäuten historische Gemälde anbringen oder in den Wampumgürteln die Punktationen der Verträge fixiren, welche dann als diplomatische Aktenstücke der Stämme aufbewahrt werden. Manche Bilder der Mexikaner stellten Gegenden oder Küsten dar und dienten als Karten, wie deren Montezuma II. dem Cortez zeigte; man hatte Zeichnungen von Städten und Landhäusern, astrologische und meteorologische Tafeln, Sammlungen von Bildern für die Gesetze, Feste, Ceremonieen; die Provinzen waren durch Wappen dargestellt und daneben die Produkte gemalt, die sie als Tribut zu entrichten hatten; man suchte Alles durch Abbildungen zu fixiren, welche zahlreiche Maler vervielfältigten und deren Bedeutung man in den Tempelschulen der Jugend erklärte. Nach Prescott gebrauchten die Mexikaner ihre Bilder auch als Symbole für abstrakte Begriffe, z. B. das Bild der Zunge für „Sprechen", des Fußstapfens für „Reisen". Zugleich aber gebrauchten sie sie auch phonetisch; besonders zum Schreiben von Namen der Städte und Personen. Die Mauern der Tempel und Paläste, die Fußgestelle der Götterstatuen waren mit Bildern solcher Art überdeckt; unzählige andere hatte man auf Thierhäute gemalt oder auf Papier aus Palmen- oder Aloebast und letztere bildeten Bücher, deren einige bis auf uns gekommen sind und in den Bibliotheken zu Oxford, Paris, Wien, Berlin, Dresden, im Vatican ꝛc. aufbewahrt werden, während die unendliche Mehrzahl durch den Fanatismus der spanischen Priester im Feuer vernichtet wurde, namentlich in Tezcuco, wobei man an die Zerstörung der Bibliothek in Alexandrien durch Omar erinnert wird. — Die Mexikaner hatten auch Zeichen für die Zahlen erfunden und ihre Priester hatten eine Zeiteintheilung aufgestellt, bei welcher das Jahr in 18 Monate zu 20 Tagen, mit 5 unnützen oder Schalttagen zerfiel, die bloß zu Besuchen bestimmt waren. Sie hatten mit den Japanern, Tübetern und anderen Völkern Centralasiens dieselbe Eintheilung der großen astronomischen Perioden gemein, aber eine ganz andere Unterabtheilung derselben, nämlich statt Cyklen von 60 Jahren

von 12 Monaten, Wochen von 7 Tagen, Cyklen von 52 Jahren, Jahre von 18 Monaten, Monate von 20 Tagen, Wochen von 5 Tagen und halbe Umlaufszeiten des Mondes von 13 Tagen. Das Ende der Welt sollte am Ende eines ihrer 52jährigen Cyklen eintreten. Wie die Aegypter feierten sie ein Fest bei Rückkehr der Sonne nach dem Solstitium, weil sie fürchteten, daß sie den Himmel für immer verlassen würde. — Gallatin und Prichard stimmen überein, daß die astronomische Wissenschaft (und überhaupt die ganze Civilisation) der Mexikaner ihr selbstgeschaffenes Eigenthum, ihnen nicht von anderwärts her zugekommen war *).

Bei den Bauwerken der Azteken herrscht noch rohe Wucht der Massen vor: riesige Mauern mit gewaltigen Thoren und Thürmen, bei den neueren tritt mehr Ebenmaaß, Harmonie und Zierlichkeit hervor**). Für ihre Tempel oder Teocallis ist die Pyramidenform charakteristisch; es sind terrassirte Pyramiden, oft von ungeheurer Größe, manche von einer Gruppe kleinerer umgeben, mit platter Spitze, worauf der Opferstein; es war nur auf Stufen von außen in sie zu gelangen. Am bekanntesten sind die Teocallis von Teotihuacan, Popantla, Cholula, Tea-

*) Nach Gallatin (s. Prichard l. c. IV, 367 ff.) zählten die Völker auf den hohen Tafelländern von Centralamerika und die in Mexiko nicht nach dem fast überall auf der Erde herrschenden Decimalsystem, also nach Zehnern, sondern nach Zwanzigern. Manche Völker zählen nach Fünfern, einige sehr niedrig stehende bringen es nicht über drei hinaus. Jene Völkergruppen, sowohl die ursprünglich in Centralamerika lebenden Maya als die später eingewanderten toltekischen und aztekischen Stämme, — obwohl in Sprachen so abweichend von einander — haben doch diese Zählungsweise gemein. Sie haben eine primitive Benennung für zwanzig und rechnen dann, statt wie wir aufwärts durch Multipla und Potenzen von Zehn, durch Multipla und Potenzen von Zwanzig und haben eigene Namen für die zweite und dritte Potenz von zwanzig, also für 400 und 8000, aber keine Bezeichnungen für die Potenzen von zehn, so daß sie 100 und 1000 durch Worte ausdrücken, welche fünfmal 20, dann zweimal 400 und zehnmal 20 bedeuten.

**) S. Kingsborough Antiquities of Mexico, ein Prachtwerk in mehreren Bändern. — Palenque und andere alte Städte mit ihren Denkmälern, welche Stephens u. A. untersucht haben, wurde wahrscheinlich von den Eingeborenen von Yucatan erbaut, welche die Mayasprache redeten, die von der mexikanischen ganz verschieden ist.

pantepek, Gualusco, Caohicomula. Unter den vielen Palästen waren die von San Pablo Mitlan und von Palenque durch ihre Größe und Vollendung auszeichnet, der letztere auch noch durch die Skulpturen an seinen inneren Wänden. Götterstatuen aus Stein wurden schon in sehr alter Zeit gemacht; durch kolossale Größe ragen die in den Tempeln von Teotihuacan hervor. Zur wahren Schönheit sind jedoch die Mexikaner hiebei nicht gelangt; die Abentheuerlichkeit der Formen entspricht ihrer grotesken Phantasie und die Steifigkeit derselben erinnert an das alte Aegypten.

Während bei den barbarischen Indianern die Gewalt des Mannes über die Frau und Familie unbeschränkt ist, erfreuten sich die Frauen, deren ein Mann so viele haben durfte, als er erhalten konnte, in den Aztekenstaaten einiges gesetzlichen Schutzes. Die Ehen fanden nur auf ausdrückliche Einwilligung der Eltern statt, wobei Frauen die Werberinnen machten und wobei auch Mitwirkung der Priester stattfand. In Einklang mit dem strengen asketischen Cultus war, daß die Neuvermählten die vier ersten Tage mit einander betend und singend zubrachten, wobei sie die Sinnbilder der von ihnen vorzugsweise verehrten Götter an sich trugen und sich zu deren Ehre mittelst Aloestacheln Blut aus Zunge und Ohren zogen und daß die Ehe erst nach diesen vier Tagen vollzogen werden durfte; eine Scheidung derselben war nur durch Richterspruch möglich. Bei der Geburt der Kinder fand Anrufen der Götter und manche Feierlichkeit statt; die neugeborenen Knaben erhielten meist Namen von Thieren, die Mädchen von Blumen; nach dem ersten Lebensjahr fand das Fest Naea statt. Bei der Erziehung suchte man den Kindern vorzüglich Ehrfurcht gegen die Götter und Priester und gegen die staatlichen Institutionen einzuflößen, sowie Liebe zur Wahrheit; sie war im Allgemeinen streng und namentlich bei den Knaben darauf berechnet, sie abzuhärten, gewandt und gegen Schmerzen und Wunden gleichgültig zu machen; die aztekischen Knaben wurden früh im Wettlauf, im Ringen, Schwimmen, Ballspiel, Werfen nach dem Ziel geübt; unter den Strafen für die Kinder beiden Geschlechtes war außer der Ruthe eine der häufigsten das Stechen mit Aloestacheln. Rührend sind die

Ermahnungen, welche ein Vater den Söhnen, eine Mutter den Töchtern vortrug, um sie an ein den Göttern und den Menschen wohlgefälliges Leben zu gewöhnen, Ermahnungen, welche die Missionäre aufbewahrt haben und welche Eltern des civilisirtesten Volkes kaum besser zu geben vermöchten. Das häusliche Leben war im Allgemeinen mild; man suchte die Gesundheit durch häufiges Baden zu erhalten und zu fördern. Die Heilkunde stand begreiflicher Weise auf einer sehr tiefen Stufe; man ließ zur Ader mittelst Aloestacheln; man wandte bei Wunden Balsame und Kräuterabsude an; man kannte die Schwitzbäder, die Anwendung der Schienen bei Beinbrüchen; man hatte mehr als 1200 Arzneipflanzen und Arzneistoffe, von welchen die Jalappa, Sassaparille, der amerikanische Balsam, der Storax u. a. in die europäische Medizin übergegangen sind. Bei der Bestattung wurde Jedem das Kleid seines Berufes und Standes angezogen, was zugleich auf die Gottheit dieses Standes Bezug hatte; man stellte zum Todten ein Gefäß mit Wasser für die Reise in die andere Welt und legte Stückchen Papier bei, als Schutzmittel auf derselben, deren Bedeutung man ihm erklärte; man verbrannte Kleider, Waffen und etwas vom Geräthe des Verstorbenen, damit ihn die Hitze des Feuers gegen den schneidenden Wind schütze, durch den er passiren mußte, tödtete seinen Techichi, der mit dem Herrn vergraben oder — viel häufiger — verbrannt wurde, um ihm als Begleiter auf der Reise zu dienen. Außerordentliche Ceremonieen fanden beim Tode eines Königs statt, dessen Leiche immer verbrannt wurde, und wobei man einige seiner Frauen, Krüppel und eine Menge seiner Sklaven nebst dem Techichi opferte, damit es ihm in der andern Welt nicht an Unterhaltung und Bedienung fehle; die Asche der verbrannten Leiche und der Smaragd aus der Unterlippe wurden in einer Urne im Tempel beigesetzt und eine ansehnliche Menge Goldes dazu gelegt.

Mancherlei Feste und Spiele erheiterten das Leben der Mexikaner; bei ersteren suchten Priester und Könige durch allerlei Maßregeln und zum Theil schwere Strafen die Völlerei und Trunksucht zu verbannen, was ihnen auch großentheils gelungen ist. Am allgemeinsten und beliebtesten war das Ballspiel,

manche Städte mußten als Tribut viele Tausende von Gummibällen alljährlich liefern; ferner das Wettspiel, bestehend in Werfen kleiner Kugeln nach einem Ziele, und das gefährliche Spiel der Flieger, wo die Spielenden als Vögel maskirt sich von einem hohen aufgerichteten Maste an Stricken herabließen, die um den Mast gewunden, sich im Herabkommen abwickelten, wobei die Fliegenden, je näher der Erde, immer weitere Kreise um den Mast beschrieben. Es gab auch mancherlei Tänze; die Musik stand unter allen Künsten bei den Mexikanern am tiefsten; als Instrumente hatten sie, der Saiteninstrumente ganz entbehrend, außer den Trommeln, Hörnern und Trompeten von Seeschnecken nur kleine Pfeifen von schrillem Ton.

Das politische Leben der alten Mexikaner befand sich bei der Ankunft der Spanier bereits in jenem Verfall, welcher den Despotismus immer begleitet. Der König, der Adel, die Priesterherrschaft hatte sich nach und nach in den Besitz fast allen Landes gesetzt, das Volk ward in tiefer Unterwürfigkeit gehalten, durch harte Abgaben gedrückt und wurde durch die Provinzstatthalter ausgesogen. Die Azteken waren auf ihren Wanderungen von Norden nach Süden im Jahre 1160 n. Chr. nach Anahuac gelangt und hatten 1325 die Stadt Tenochtitlan, das heutige Mexiko gegründet, welches an einem bedeutenden See liegt. Sie standen unter der Leitung von 20 Häuptlingen und diese wählten 1352 einen aus ihrer Mitte, Acamapitzin mit Namen, zum König; der neue Staat verband sich mit einigen anderen, z. B. Tezcuco, bekriegte andere und wurde nach einigen Schriftstellern schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts der mächtigste Staat in Anahuac. Es war festgesetzt worden, daß die Aristokratie fortwährend den König wählen solle, aber stets aus der Familie Acamapitzin, so daß immer ein Bruder oder Enkel des verstorbenen Königs sein Nachfolger werde, mit Ausschluß der Söhne. Die Könige, anfangs mäßig in ihren Ansprüchen, steigerten diese, wie ihre Macht wuchs, so daß Montezuma II., obschon verfassungsgemäß zu seiner Zeit drei oberste Rathskollegien aus dem höchsten Adel bestanden, sehr despotisch schaltete. Anfänglich wurde die Inauguration des neuen Herrschers nur vom Adel vollzogen; später bei der Ausdehnung des

Reiches wirkten die verbündeten Könige und die immer mehr ausgebildete Hierarchie mit, wobei merkwürdig war, daß der König, obwohl er zum Kriegsgott betete, zugleich als eine Incarnation desselben angesehen wurde. Der Gott des Krieges Huitzilopochtli war nämlich der höchste Gott der Mexikaner, der König sein irdischer Stellvertreter; der Aztekenstaat war auf den Krieg gegründet. Wenn ein neuer König erwählt war, führten ihn die verbündeten Könige von Acolhuacan und Tacula unter der Begleitung des Hofes und der Vasallen in den Tempel, und zwar bis auf den Hüftengürtel unbekleidet, und wurden dort von der Priesterschaft empfangen. Nachdem der König vor dem Bilde des Kriegsgottes gebetet hatte, bestrich der Oberpriester seinen nackten Leib mit der heiligen schwarzen Farbe, besprengte ihn mit geweihtem Wasser, hing ihm einen mit Schädeln und Knochen bemalten Mantel um und legte auf sein Haupt eine schwarz und blaue Decke. Um den Hals band man ihm eine Calebasse mit einem Pulver, was Schutz gegen Verrath, Zauberei und Krankheit gewähren sollte, und gab ihm ein Rauchfaß mit Kopal in die Hand, um das Götzenbild anzuräuchern. Dann setzte sich der oberste Priester und der König kniete, um dessen Rede anzuhören, die mit Glückwünschen zu seiner Thronbesteigung beginnend, auf die Pflichten des Königs gegen seine Unterthanen, Wahrung von Recht und Religion, Beschützung der Armen, Vertheidigung des Reiches überging. Nachdem hierauf der Adel dem König gehuldigt und ihn mit Kleidern und Juwelen beschenkt hatte, mußte derselbe vier Tage und Nächte in einem Zimmer des Tempels zubringen, wo er nur einmal des Tages essen durfte, täglich zweimal badete und sich Blut aus den Ohren zog, welches dem Kriegsgott geopfert wurde, zu dem er fleißig betete. Am fünften Tage führten die Vasallen den König in seinen Palast, woselbst die Huldigung erneuert wurde, worauf öffentliche Feste und Illuminationen folgten. Die Krönung geschah erst nach einem Feldzug, aus welchem der König die zur Opferung nöthigen Gefangenen einbringen mußte. Die Krone aus Goldblech und Golddraht verfertigt und mit prächtigen Federn geziert, trug er immer; das sonstige Costüm war nach den Umständen verschieden, im Palast ein weiß und blauer

Mantel, im Tempel ganz weiße Kleidung, wieder eine andere im Rath oder auf dem Gerichtsstuhl oder bei Freudenfesten, alle nach genau vorgeschriebenen Bestimmungen. Verließ der König den Palast, so wurde er in einem Tragsessel von vier der vornehmsten Hofherren getragen, während ein fünfter ihm vorausschritt und ein sechster einen Schirm über seinem Haupte hielt. Den größten Prunk und die reichste Hofhaltung führte Montezuma II. seit 1502 ein. Im Palaste befand sich auch ein zahlreiches Harem, dessen Damen, wenn sie dem König nicht mehr gefielen, an die Vasallen verschenkt wurden, welche alljährlich einige Monate in der Hauptstadt leben und wenn sie aufs Land zogen, Brüder oder Söhne als Geiseln zurücklassen mußten. Der Palast mit dem Haupttempel, welchen Montezuma gewöhnlich bewohnte, war ungemein groß und hatte 20 Thore, die auf den großen Markt und in verschiedene Straßen führten. Es befanden sich in demselben mehrere Höfe, weitläufige Hallen und über 100 Säle und Zimmer, deren Wände zum Theil mit Marmor und anderen kostbaren Steinen bekleidet waren, während das Gebälk aus Cedern- und Cypressenholz angefertigt war. Außerdem waren in Tenochtitlan noch besondere Gebäude für die Frauen, den Hofstaat, die Minister und Räthe und solche, die als Absteigquartiere für die verbündeten Kaziken dienten und in anderen Städten hatte Montezuma ebenfalls Paläste. In dem der Hauptstadt sah man auch eine großartige Menagerie und in deren Nähe waren mehrere prachtvolle Gärten, an anderen Orten Wildparks, in denen große Jagden abgehalten wurden. Die reizendsten und ausgedehntesten Gärten sahen übrigens die Spanier in Tezcuco auf der anderen Seite des Sees.

Der zahlreiche Adel Mexikos, die Teuktli, waren in verschiedene Klassen getheilt, welche sämmtlich das Recht hatten, Gold und Edelsteine an ihren Kleidern zu tragen und in der späteren Zeit allein Anspruch auf die Stellen am Hofe, bei den Gerichten, der Verwaltung und im Heer machen konnten. Obschon aber erblich in seiner Kaste, mußte jeder Adelige, um eine Stelle namentlich im Heere einnehmen zu können, ein unabhängiges Vermögen besitzen und ein Jahr sich schweren Prüfungen unterwerfen, fasten, sich Blut lassen, Schmerzen, Spott

und Hohn ertragen, in schlechten Kleidern gehen. Am Ende des Prüfungsjahres wurde dem Candidaten der Nasenknorpel durchbohrt, um Goldgehänge als Kennzeichen seines Standes in selben anzubringen, schöne Kleider angelegt und seine Erhöhung mit einem Feste gefeiert. Jetzt erst hatte der Neuaufgenommene Anspruch auf jene Stellen; wer kein unabhängiges Vermögen besaß, konnte die Aufnahme nicht erlangen. Die Adeligen durften ihre Güter zwar verkaufen, aber in der Regel nur wieder an Adelige. Das Volk war in Gemeinden vereinigt, welche Grundeigenthum hatten, auf ihm ruhten alle Abgaben; doch waren die Mexikaner, und dieß ist ein Unterschied von mehreren asiatischen Monarchieen, alle frei geboren und konnten ihre Freiheit nur in Folge eines Verbrechens verlieren oder — dieß in späterer Zeit — wenn sie ihre Abgaben nicht entrichten konnten, oder wenn sie aus Noth sich einem Herrn verkauften, in welchem Falle sie aber immer noch das Recht behielten, Eigenthum zu erwerben, selbst wieder Sklaven zu haben, sich loszukaufen, so daß sie dabei eigentlich nur die Verpflichtung zu Frohndiensten für den Herrn übernahmen. Die Steuern und der Tribut bestanden in Baumwollstoffen, schönen Vogelfedern, Goldplatten und Körnern, Juwelen, Kupfer, Kakaobohnen, Cochenille, Storax und anderen aromatischen Harzen, Gummibällen, Honig, Ocker, Thongefäßen, Kriegsrüstungen, kurz lauter Naturalien oder Gewerbserzeugnissen, verschieden nach der Natur der Provinzen und Städte. Die anfangs mäßigen Abgaben wurden drückend in dem Maaße, als das Reich größer, der Hof- und Nationalhaushalt luxuriöser ward, so daß die Zahl der Armen und Bettler sich sehr vermehrte. Die Gesetze und Strafen waren sehr streng; erstere wurden in Tezcuco allein vom Kaziken gegeben, in Mexiko hatte wenigstens in früherer Zeit der Adel noch einigen Antheil an der Gesetzgebung. In wichtigen Dingen wurde das Urtheil der Richter dem Könige vorgelegt. Die Strafen gingen fast immer auf Leib und Leben, die schimpflichste war der Galgen; Schläge und Ruthenstreiche wurden bloß bei Kindern angewandt.

Die Priester des Landes waren äußerst zahlreich und die eigentlichen Diener des Königs, des Stellvertreters des Kriegsgottes, welche ihm fast noch näher standen als der Adel. Cla-

vigero gibt ganz übertrieben die Zahl der Priester, welche eine eigene Kaste bildeten, zu deren Unterhalt zahlreiche Ländereien angewiesen waren, auf 4 Millionen an; am großen Tempel zu Tenochtitlan allein befanden sich deren 5000. Sie hatten die Erziehung und den Unterricht zu besorgen und galten gleichsam als Incarnationen der zahlreichen Gottheiten, denen sie speziell ihren Dienst widmeten, wußten dem Volke eine unbegrenzte Ehrfurcht einzuflößen und bildeten eine Religion des Schreckens und einen furchtbaren Cultus aus. Die Priester zerfielen in verschiedene Rangklassen, die sich durch bestimmte Costüme kenntlich machten und hatten zwei Oberpriester an der Spitze, die bei den wichtigsten Angelegenheiten stets zu Rathe gezogen wurden. Viele Mexikaner widmeten sich dem Priesterstande auf Lebenszeit, andere nur auf eine beschränkte Dauer; auch Frauenzimmer gehörten zu demselben, welche den Dienst in den Tempeln versahen, den Götterbildern räucherten, das heilige Feuer unterhielten, die täglichen Opfer an Lebensmitteln bereiteten, aber vom Opfern selbst und allen höheren Funktionen ausgeschlossen waren. Auch diese Mädchen gehörten ihr ganzes Leben oder nur für eine bestimmte Zeit, etwa um eine glückliche Ehe zu erlangen oder von einer Krankheit befreit zu werden, dem Dienste in den Tempeln an, in welchen zugleich ihre Erziehung besorgt wurde; charakteristisch im Gegensatz zu gewissen asiatischen Religionen ist die sittliche Reinheit in den mexikanischen Tempeln. Man muß nicht glauben, daß die von den Priestern allmälig ausgebildete Religion nur auf die Einschüchterung des Volkes berechnet war, sie ist vielmehr aus der düstern Weltanschauung desselben naturnothwendig hervorgegangen: die Priester übernahmen selbst fortwährende Bußübungen zum Besten des Volkes und wurden zu ihrem Berufe mit barbarischer Strenge erzogen; Stiche mit Aloestacheln, Züchtigungen verschiedener Art, Brennen begannen schon in den Seminarien. Die Priester zapften sich häufig Blut ab, durchbohrten sich die Ohren und Zungenspitze, die Muskeln der Arme und Beine, und weil sie sich dann im Teiche Ezapan badeten, war derselbe immer von Blut gefärbt. In der Zeit der Fasten, welchen sich so wie der Blutentziehung selbst der König zu unterwerfen hatte, fand

zugleich Enthaltung von allem geschlechtlichen Umgang statt. Zu gewissen Zeiten waren auch dem Volke asketische Uebungen vorgeschrieben und die Eigenthümer der zum Opfern bestimmten Gefangenen fasteten regelmäßig vor dem Tage des Opfers. Harte Bußen, zum Theil ein ganzes Jahr dauernd, mußten auch vor dem Antritt jeder Erbschaft übernommen werden und bei öffentlichen Unglücksfällen hatte der Oberpriester die härtesten Bußübungen zu bestehen. Wie anderwärts, wußten die Priester auch in Mexiko eine geistliche Gerichtsbarkeit zu erlangen; nach ihrer Lehre sollte jedes einem Priester anvertraute Verbrechen, welches der Thäter mit Buße sühnte, die der Priester angeordnet, der Strafgewalt des Staates entzogen sein. Der Priester flehte dann den barmherzigen Gott um Vergebung für den Sünder an, legte ihm bei einer gewissen Größe des Verbrechens die Verpflichtung auf, einen Sklaven zum Opfer für die Gottheit herbeizuschaffen und schloß mit der Ermahnung an ihn: „Kleide die Nackten und speise die Hungrigen, welche Entbehrung es dich auch kosten mag, denn bedenke, daß ihr Fleisch dem deinigen gleich ist und daß sie Menschen sind wie du."

Den Plan für den Haupttempel in Tenochtitlan, welchen die Spanier zerstörten, hatte Tizok entworfen, Ahuitzol ausgeführt und die großen Cultakte fanden auf der Plattform desselben statt, welche ein längliches Viereck von mehr als 56000 Quadratfuß Oberfläche darstellte, mit zwei Thürmen an der Ostseite, der eine dem Huitzilopochtli, der andere dem Tezcatlipoca heilig, in deren unteren Etagen auf steinernen Altären die Bilder dieser Götter standen. Auf der Plattform befand sich ein großer grüner Jaspisblock, der Opferstein; in zahlreichen Feuerbecken vor den Thürmen und im ganzen Umfang der Tempelgebäude mußte Tag und Nacht das Feuer unterhalten werden. Den großen Tempel umgaben 40 kleinere, verschiedenen Göttern gewidmet, worunter der dem Quetzalhoatl heilige durch sein Steinthor, welches den Rachen einer riesigen Schlange darstellte, selbst die Spanier mit Schauder erfüllte, Wohnhäuser der Priester und Seminarien; über den Thoren der großen Umfassungsmauer des Ganzen befanden sich Arsenale. In einem der Nebentempel waren die Wände ganz mit Obsidianplatten

belegt, weßhalb er das Haus der Spiegel hieß, in einem andern ganz mit Muscheln, außerhalb der Tempelmauer lag das Haus Huitzompan, das Schädelhaus, eine ungeheure Pyramide mit Stangengerüsten, auf welchen Schädel geopferter Menschen aufgereiht waren, deren ein spanischer Offizier 136000 zählte. In der Stadt Tenochtitlan gab es außerdem noch 200 kleinere Tempel und im ganzen Aztekenreiche etwa 40000.

Die Menschenopfer der Azteken scheinen auch zu dem Zwecke eingeführt worden zu sein, anderen Nationen durch sie zu imponiren und wurden immer mehr in ein System gebracht; die anderen Nationen ahmten dann die furchtbare Sitte nach. Was für Begriffe die Mexikaner damit verbanden, läßt sich aus dem Faktum entnehmen, daß sie einst die Tochter des Königs von Colhuacan zum Besuche zu sich zu locken wußten, sie dann opferten und hierauf zur Göttermutter mit dem Namen Teterinan erklärten, was auf der Vorstellung beruhte, ihren Geist hiedurch für immer an das Vaterland und sein Interesse zu binden. Am Jahresfeste derselben wurde jedesmal eine sie vorstellende Frau geopfert, die auf dem Rücken einer anderen enthauptet wurde. Die Menschenopfer wurden von den Priestern vollzogen und das aus der Brust herausgenommene Herz noch schlagend der Sonne dargeboten. Tapferen Gefangenen wurde gestattet, mit den Waffen in der Hand zu sterben, oder sie wurden, wenn sie sechs Krieger nach einander besiegt hatten, mit Ehrenbezeigungen freigelassen. In gewöhnlichen Zeiten fielen alljährlich etwa 2000 Menschenopfer vor; außerdem wurden verschiedene Thiere geopfert, namentlich der Sonne jeden Tag Wachteln und außerdem manche andere Gegenstände; die gewöhnlichsten täglichen Opfer bestanden in Räucherungen mit Kopal. Da die Mexikaner einen Cyklus von 52 Jahren in ihrer Zeitrechnung hatten, so glaubten sie immer, daß am Ende eines solchen die Welt untergehen werde, weßhalb dann das Volk mit den Priestern aus den Städten auf Berge zog und ein Fest feierte, wobei das ausgelöschte heilige Feuer aufs neue entzündet wurde.

Die zahlreiche Götterwelt der Azteken erwuchs aus den Nationalgottheiten, worunter wieder die Gottheiten der Natur

und der Elemente, die des Königs und der verschiedenen Stände, und dann aus den Gottheiten der überwundenen Nationen, welche wie diese selbst in den mythologischen Verband aufgenommen wurden. Einer der ältesten Götter war **Teotl**, das höchste aller Wesen, unsichtbar, von ihnen nicht abgebildet, aber bezeichnet als der, durch den wir leben und welcher Alles in sich selbst ist (Ipalaemoani); ihm gegenüber stand Tlacatecolotl, der böse Geist, der die Menschen schädigt und ängstigt. Tezcatlipoca, der „glänzende Spiegel", war der Schöpfer der Welt und ihr belebender Geist, der Repräsentant des ersten Weltalters, zugleich der Weltrichter und wurde in Jünglingsgestalt dargestellt. Die Menschen stammten von der Göttin Cihuacohoatl, dem Schlangenweib; Gründer des zweiten Weltalters, welches auf die große Fluth folgte, waren der Gott Ometeuctli und die Göttin Omecihuatl; mit dem dritten Weltalter scheint der Gott der Luft Quetzalcoatl in Verbindung zu stehen, ein vergötterter Priester und Volksführer von Tula*). Der Feuergott war Xiuhteuctli, der Berggott war Tlaloc, welchem die Wassergöttin Chalchiuhcueje zur Seite stand, während Centeotl die Göttin der Erde und des Getreides, Mictanteuktli der Höllengott war. Unter den Nationalgöttern stand Huitzilopochtli oder Mexitl zu oberst und war der am höchsten verehrte, geboren von einer verheiratheten frommen Frau Coßtlicue, welche einst vom Himmel einen Federball herabkommen sah, diesen in ihrem Busen barg und sich hierauf gesegneten Leibes fühlte, weßhalb ihre Kinder sie tödten wollten, wobei sie aber durch eine Stimme getröstet wurde, die aus ihrem Leibe rief: Fürchte nichts, Mutter! ich will dich retten, dir zur Ehre und mir zum Ruhm. Huitzilopochtli kam mit Schild und Speer zur Welt und tödtete vor Allem seine Geschwister, welche die Mutter geängstigt hatten. Eine Menge anderer Götter standen den verschiedenen Ständen und Berufen vor und außerdem hatte noch jeder Tag der ersten 13 Monate des mexikanischen Jahres seinen Gott, denn jeder Tag hatte seine Bedeutung, welche bei Allem, was man thun

*) Es war im Volke die Sage, daß Quetzalcoatl, der nach Osten verschwunden war, einst von dort wiederkehren werde, und die Mexikaner hielten anfänglich, doch nicht lange, Cortez für denselben.

wollte, wohl erwogen wurde, neben [illegible]as Land bauen, Spinn[illegible]götter, Tepitoton, die Kleinen genannt, b[illegible]le. Ihr König [illegible]einer Göttin Ixcuina, Göttin der Liebesfreuden, [illegible] dann i[illegible] der Mythologie der Azteken kaum lüsterne Elemente [illegible] es gab nur wenig unbekleidete Götterbilder und nur selten eine Andeutung des Geschlechtsunterschiedes. — Die Mexikaner und die anderen Culturvölker von Anahuac glaubten an persönliche Fortdauer und Seelenwanderung, während die Otomies und andere wilde Jägerstämme mit dem Tode Alles zu Ende sein ließen. Die andere Welt theilte sich nach dem Glauben der Azteken in das Haus der Sonne, in welches die Helden und die Frauen aufgenommen wurden, welche beim Gebähren ihr Leben eingebüßt hatten, in das minder glänzende, doch angenehme Haus des Tlaloc, in welchem die guten, an Krankheiten verstorbenen Menschen, die Priester und Gebildeten, auch die Kinder ihren Platz fanden, und drittens in die Hölle, Mictlan, einen Ort stiller Trauer, doch ohne Qualen für die, welche eine Schuld nicht gesühnt hatten oder auf einer niedern Stufe der Erkenntniß stehen geblieben waren.

Bei den Azteken waren Traditionen von langen Epochen vorhanden, an deren Ende die Welt durch Fluthen, Erdbeben und Orkane jedesmal zerstört und wieder neu geschaffen wurde und von einem Riesengeschlecht, das in Canoes von Osten gekommen und bei welchem Quetzalcoatl erschienen und dann wieder verschwunden sei. Die Geschichte Mexikos beginnt erst mit der Einwanderung der bereits etwas civilisirten Tolteken im Jahre 596 n. Chr., welche aus dem Lande Tollan, nordwestlich von Mexiko sollen vertrieben worden sein. Sie zogen lange Jahre auf dem Tafellande von Anahuac umher und gründeten 607 Stadt und Reich Tollan oder Tulan, welches 384 Jahre bestand. Die Tolteken verstanden Reis und Baumwolle zu bauen, Metalle zu schmelzen und zu bearbeiten, Edelsteine zu schneiden und zu schleifen; sie hatten einen Kalender erfunden und verehrten die Naturwesen, namentlich Tlaloc, den Herrn der Berge und Gewässer, bauten der Sonne und dem Monde Pyramiden, dem Quetzalcoatl die große Pyramide von Cholula. Ihr Reich blühte sehr; da trat gegen die Mitte des

12. Jahrhunderts eine mehrjährige Dürre ein, auf welche Hungersnoth und Pest folgte; nach des regierenden Königs Topiltzin Tode 1052 n. Chr. flohen die Ueberbleibsel des Volkes anderwärts hin, zum Theil mit Topiltzins Nachkommen nach dem Thale des heutigen Mexiko*). Etwa 100 Jahre später kam wieder von Norden her das Volk der Chechemeken, ein Nomaden- und Jägervolk, ohne Ackerbau, in Thierfelle gekleidet, welches die Sonne verehrte. Sie verbanden sich mit den Resten

*) Nach Clavigero wären die Nahuatlacas („sieben Stämme") 1178—96 n. Chr. in Anahuac angekommen und zwar von Aztlan, welches weit im Nordwesten von Mexiko lag und hatten auf ihren Bildertafeln die Orte, wo sie verweilten, und die Städte, welche sie auf ihrem Zuge gründeten, bezeichnet. Diese sieben Stämme hießen: Sochimilcas, Chalcans, Colhuas, Tlascalans, Tlahutcas, Tepanecans und Azteken. Die Azteken kamen nach Clavigero von einem Lande im Norden des Rio Gila nach Mexiko, nach Pritchard hingegen wäre dieses Land nicht weit nördlich von Mechoacan gelegen gewesen. Naturgeschichte des Menschengeschlechts, deutsche Ausgabe IV, 355. Nach Gallatin fiele der Anfang des großen mexikanischen Reiches, d. h. die Herrschaft der Könige von Mexiko und Tezcuco über die Länder von Anahuac nur 90 Jahre vor die Ankunft der Spanier, nachdem 300 Jahre hindurch die sieben von nahe liegenden nördlichen Ländern nach dem Sturze des Toltekenreiches in Anahuac eingewanderten Stämme sich unter einander bekriegt hatten. — Prichard ist auch der Ansicht, daß eine noch ältere Cultur als die toltekische existirt habe — was man wohl zugeben kann, wenn man darunter keine vorgerücktere verstehen will. v. Martius (die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit in der Deutschen Vierteljahrsschrift 1839, 2. H. S. 235) glaubt, daß die Amerikaner in früheren Jahrtausenden eine viel höhere Cultur besessen hätten und schon bei der Ankunft der Europäer im 16. Jahrhundert sehr herabgekommen und in einem Zersetzungsproceß begriffen waren; die Zerstörung der alten Cultur sei durch geologische Ereignisse herbeigeführt worden. — Mein verehrter Freund möge gestatten, hiezu zu bemerken, daß wenn auch Baudenkmäler in Amerika vom Dasein älterer unbekannter Culturvölker Zeugniß geben, dieselben doch keineswegs eine höhere Cultur erweisen, als die Mexikaner und Peruaner sie bei Ankunft der Europäer besaßen. Diese standen vielmehr höher als jene älteren Völker und der Entwicklungsproceß, in dem sie begriffen waren, wurde durch die Europäer gewaltsam unterbrochen und abgeschnitten. Die Zeichen des Verfalles, welche man etwa in Mexiko, keinesweges in Peru finden kann, standen zur politischen Verfassung in Beziehung und sind die gleichen wie in allen Despotien.

der Tolteken und lernten von diesen das Land bauen, Spinnen und Weben, die Bearbeitung der Metalle. Ihr König Xolotl residirte zuerst in einer Stadt Tenayuca, dann in Tezcuco; das Reich wuchs durch neue Ankömmlinge aus dem Norden von verschiedenen Völkern, wie den Acolhuas, Olmeken, Xicallancas, Tlaskalanern, Tarascas, Mazahuas, Totonaken u. a. und zerfiel später in vier Reiche, die anfänglich in Frieden mit einander lebten, später in Kriege geriethen; die Tlaskalaner, ein tapferes, freiheitsliebendes Volk, welches auch Menschenopfer hatte, bildeten eine aristokratische Republik*).

Zuletzt wanderten in Anahuac unter einem Führer Namens Huitziton die Azteken ein, welche nach einigen Nachrichten bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts in Aztlan, im Norden des Golfes von Californien gewohnt hatten. Sie scheinen wenig zahlreich gewesen zu sein, wurden von den in Anahuac bereits seßhaften Völkern vielfach bedrängt und geriethen 1314 n. Chr. in die Sklaverei des Königs von Colhuacan, der sie jedoch in einem unglücklichen Kriege mit den Xochimilken verwenden mußte und dann entsetzt über ihre Gewohnheit, Menschen zu opfern, sie freigab. Sie zogen weiter und gelangten zu einer Stelle, wo auf einem Felsen eine Opuntia wuchs, über der eine Adlersklaue hing, von welcher sie den Ort Tenochtitlan nannten, dort ihre Hütten und einen Tempel bauten. Das ist der Ursprung der Stadt Mexiko, 1325 n. Chr. Sie lag auf Inseln in einem See, welche die Azteken unter sich und mit dem Ufer durch Dämme verbanden; ihr frühestes Leben mag Aehnlichkeit mit dem der Pfahlbauer in Europa gehabt haben. Das Volk ward zuerst durch eine Aristokratie von zwanzig der vorzüglichsten Männer regiert, wählte aber den schon genannten Acamapitzin zum König, als es sah, daß die Colhuacans und Chechemekas einen Herrscher hatten. Da legte ihnen Azcapolzalco, König der Tepanekas, dem sie tributpflichtig waren, doppelten Tribut auf, den sie willig entrichteten und später eine Tochter jenes Königs als Gemahlin für den ihrigen, Huitzilihuitl, er-

*) Nach Prichard hätten sich die Nachkömmlinge der Tolteken namentlich in Guatemala, Tabasco und Nicaragua erhalten.

hielten, womit jedoch ihr Bruder Maxlaton unzufrieden war, ein ehrgeiziger und herrschsüchtiger Charakter, welcher Verwirrung und Zwiespalt unter die bis dahin sehr ruhigen Völker von Anahuac brachte. Maxlatons Vater, der König Tezozomoc, war ebenfalls ein unruhiger und kriegerischer Kopf und riß die meisten Städte und Ortschaften, welche dem König von Acolhuacan, Nezahualcojotl unterthan waren, von dessen Herrschaft los und brannte sie nieder. Fast ganz Acolhuacan kam nach seinem Tode unter die Gewalt seines Sohnes Maxlaton, der zuletzt im Kampfe gegen den König von Mexiko, Itzcoatl und den Fürsten Nezahualcojotl 1425 n. Chr. unterlag, so daß Itzcoatl dessen Provinzen dem aufblühenden Reiche von Mexiko einverleibte. Es bestanden seit 1425 drei Reiche: das aztekische mit der Hauptstadt Mexiko, das der Chechemekas mit Tezcuco, wo nun Nezahualcojotl regierte, und das Reich von Tacula mit der Hauptstadt Tlacopan, im Westen von Mexiko, welche eng verbunden waren. Mexiko vergrößerte sich sehr unter Itzcoatl, welcher unter Anderem den großen Tempel des Kriegsgottes zu bauen begann. Sein Enkel Montezuma I., welcher nach ihm den Thron bestieg, erweiterte das Reich ungemein und starb nach einer ruhmreichen Regierung von 28 Jahren 1464. Im Jahre 1482 gelangte Ahuitzotl zur Herrschaft, unter dessen Regierung fortwährende Kriege und Feldzüge stattfanden; bei der Einweihung des Tempels 1486 sollen 72000 Gefangene, in zwei dreiviertel Stunden langen Reihen aufgestellt, geschlachtet worden sein. Nach ihm wurde sein Neffe Montezuma Xocojotzin 1502 zum König gewählt, ein eitler und prachtliebender Fürst, der ein weitläufiges Hofceremoniell einführte und nur den Adel für Bekleidung von Aemtern für würdig erachtete; seine Schaaren von Dienern und Concubinen, seine Paläste und Gärten erforderten ungeheuern Aufwand, erzeugten Unzufriedenheit und Elend im Volke und trieben manche Provinzen zur Empörung. Der König von Tezcuco aber und sein trefflicher Sohn Nezahualpilli, der sich auch mit Astronomie beschäftigte, suchten Wohlstand unter ihrem Volke zu verbreiten und beschränkten die Menschenopfer; Montezuma im Gegensatz steigerte diese, gab sich ganz der Werkheiligkeit und den Priestern

hin und verlor dadurch die Freiheit des Geistes. Besonders war ihm die Republik Tlascala ein Dorn in den Augen und er beunruhigte sie fortwährend. Diese Republik setzte sich heldenmüthig zur Wehre und es begann nun eine Reihe von Kämpfen, welche bis zur Ankunft der Spanier dauerten. Es brachen Unglücksfälle aller Art über Montezuma herein, Aufstände in manchen Provinzen, Dürre, Hungersnoth; von einem Kometen, der eben erschien, fürchtete er ein großes Unglück. Ein sonderbarer Vorfall mit seiner Schwester Papantzin, Wittwe des Statthalters von Tlatelolco, die in einer Vision im Scheintod die Ankunft eines fremden, mächtigen Volkes gesehen haben wollte*), machte den König nachdenklich; dazu kam noch ein Tempelbrand, eine Ueberschwemmung der Stadt durch den in heftige Bewegung gerathenen See und die beständige Beunruhigung durch den kriegerischen Ixtilxochitl, einen Prinzen von Tezcuco, der den Mexikanern viel Abbruch that.

Das Jahr 1517 war erschienen und mit ihm kam eine überraschende Nachricht an den Hof Montezumas. Die aztekischen Statthalter in der Gegend des heutigen Veracruz kamen nach der Hauptstadt, um persönlich Bericht über die Ankunft großer Schiffe mit weißen Menschen anzuzeigen, welche glänzende Waffen und den Donner und Blitz in ihrer Gewalt hätten, welchen Bericht sie durch Abbildungen der Schiffe, Geschütze, Waffen, Kleider ꝛc. unterstützten. Es waren die vier Schiffe mit 240 Soldaten unter Juan de Grijalva, welche der goldgierige spanische Statthalter Cubas, Diego de Velasquez abgesandt hatte. Montezuma schickte hierauf fünf seiner Hofleute mit Geschenken an die Küste, um die Fremden zu begrüßen, die aber unterdeß nach Panama gesegelt waren und von da nach Cuba zurückkehrten. Der Statthalter Velasquez rüstete nun eine stärkere Expedition von elf Schiffen mit mehr als 600 Mann aus und übergab deren Commando dem kühnen Fernando Cortez. Am 25. März 1519 stießen die Spanier, nachdem sie ihre Landung bewerkstelligt und ihren Einmarsch

*) Sie wurde nach der Eroberung Mexikos 1524 in Tlatelolco getauft und erhielt die Namen Donna Maria Papantzin.

begonnen hatten, auf ein mexikanisches Heer in der Ebene von Ceuta, in der Provinz Tabasco, welches sie schlugen, auf der Wahlstatt die kleine Stadt Madonna della Vittoria gründeten und die Provinz für Kaiser Karl V. in Besitz nahmen. Die Bewohner unterwarfen sich und gaben dem Cortez Geschenke, darunter zwanzig Mädchen, deren eine, die schöne geistvolle Malintzin, nach ihrer Taufe Donna Mariana genannt, welche mexikanisch und die in Yucatan gebräuchliche Mayasprache verstand, Cortez für sich behielt, nachdem er die übrigen unter seine Offiziere vertheilt hatte. Diese Donna Mariana, die treue Freundin des Cortez trug durch ihren klugen Rath und ihre Kenntnisse nicht wenig zur Eroberung von Mexiko bei. Cortez verließ Tabasco und segelte nach St. Juan de Ulloa, wo die Flotte vor Anker ging und die Truppen ausgeschifft wurden; den mexikanischen Beamten kündigte Cortez an, er sei ein Unterthan Karls V., des größten Königs im Osten, und habe mit ihrem König dringend zu sprechen. Montezuma erschrak, als ihm dieses gemeldet wurde, die Priester, die er befragte, riethen ihm, dieses neue Volk nie an seinen Hof zu lassen. Er schickte wiederholt Gesandte mit den reichsten Geschenken an Cortez und suchte durch allerhand Vorstellungen dessen Marsch auf Mexiko aufzuhalten, aber seine Geschenke reizten die Habsucht der Spanier nur immer mehr. Das Volk der Totonaken, begierig, die drückende Herrschaft der Azteken abzuschütteln, nahm Cortez freundlich auf, der in seiner Perfidie sie in ihren Wünschen und Hoffnungen bestärkte, während er zugleich heimlich Montezuma seiner Freundschaft versichern ließ, der bereits ein Heer gegen Cortez aufgestellt hatte, aber durch dessen Betheuerungen getäuscht, statt anzugreifen, neue Geschenke schickte. Cortez, nachdem er seine Truppen bewogen, in die Versenkung der Schiffe zu willigen, damit sie genöthigt seien im Lande zu bleiben, beschloß nach Tlascala zu ziehen, dessen Bewohner, obwohl Feinde Mexikos, sich dem Durchmarsch widersetzten, von Cortez aber in mehreren Treffen geschlagen, zuletzt mit ihm Frieden schlossen und seine Verbündeten wurden. Cortez zog in Tlascala ein, dann in die große Stadt Cholula. Montezuma, immer besorgter über den drohenden Vormarsch der Spanier,

beschloß ihren Untergang in Cholula, dessen Einwohner sie anfänglich freundlich aufgenommen hatten, aber auf Montezumas Befehl sich heimlich rüsteten, um die Spanier beim Ausmarsch aus der Stadt zu vernichten. Cortez aber, der von ihren Planen Kenntniß erhalten, richtete in Verbindung mit dem ihm gefolgten Corps der Totonaken und Tlascalaner ein furchtbares Blutbad unter ihnen an, worauf der erschrockene Montezuma durch Gesandte jede Mitwissenschaft an der feindseligen Haltung der Stadt Cholula in Abrede stellte und durch das ungeheure Angebot von drei Millionen Dukaten die näher kommenden Spanier abzuhalten suchte, welche bereits von Ithualco aus auf das wundervolle Thal von Mexiko mit seinen Seen und dichtbevölkten Städten, seinen unzähligen prachtvollen Gärten und Pflanzungen herniederschauten. Am 8. November 1519 marschirte Cortez auf dem großen Damme, der von der Landzunge Iztapalapan durch den See nach Mexiko führte, in die Stadt ein, zu deren Besuch ihn, als alle Vorstellungen vergeblich waren, Montezuma selbst eingeladen hatte und den Spaniern, umgeben von einem zahlreichen glänzenden Gefolge, in der die ganze Stadt durchschneidenden Hauptstraße entgegenkam. Hunderte von Aztekenhäuptlingen waren ihm vorausgegangen; vor seinem Tragsessel mit dem Thronhimmel von Federn, Juwelen und Silber schritten hohe Würdenträger mit goldenen Stäben in der Hand. Montezuma stieg von der Senfte, gestützt auf die Kaziken von Tezcuco und Iztapalapan; er schien etwa fünfzig Jahre alt, war groß und schlank, mit schwarzen, glatten, nicht langen Haaren, dünnem Bart; sein Antlitz war ernst, doch nicht niedergeschlagen, bleicher als das seiner Unterthanen; er bewegte sich mit fürstlichem Anstand und that gegen Cortez, der sich ihm mit tiefer Ehrerbietung nahte, jetzt wie bei einem späteren Besuch die verständigsten Aeußerungen, sowie er Cortez' Ansinnen, das Christenthum anzunehmen, auf die entschiedenste, doch milde Weise zurückwies und diese selbst noch beibehielt, als beim Besuch des Haupttempels Cortez die Götterbilder für Teufelsfiguren erklärte. Letzterer aber in seiner unbändigen Gewaltthätigkeit sann auf Montezuma's Verderben, dessen Schwäche und Verblendung er erkannt hatte, dessen Gemüth von Furcht

und Aberglauben erfüllt war, der allmälig die Fremdlinge für unwiderstehlich und fast den Göttern gleich zu halten begann und um so unsicherer in seiner Haltung wurde, als seine Götter ihm trotz der zahlreichen Menschenopfer, welche er während des Anmarsches der Spanier gebracht, keine befriedigende Antwort mehr gegeben hatten. Cortez, unter dem Vorwande einer Audienz in Montezuma's Palast dringend, in welchen er vorher eine Anzahl seiner Offiziere und Soldaten geschmuggelt hatte, bewog den König mit Ueberredung und Gewalt ihm in das spanische Quartier zu folgen, wo derselbe zum Entsetzen des Volkes nun in Wahrheit Gefangener der Spanier war. Als die Gährung im Volke stieg, ließ sich endlich Montezuma von seinen Getreuen bewegen, Cortez zur Abreise aufzufordern, welcher aber nicht daran gedacht haben würde, hätte ihm nicht eines Tages der König verkündet, daß im Hafen von Calchiucuacan achtzehn große Schiffe mit Weißen gelandet hätten. Der Statthalter von Cuba nämlich, über die ihm zur Kunde gekommene Eigenmächtigkeit des Cortez wüthend, hatte eine starke Macht unter Panfilo Narvaez' Befehl gegen Cortez ausgesandt, den er als Rebellen und Hochverräther betrachtete. Dieser jedoch, rasch entschlossen, ließ Alvarado mit einer kleinen Anzahl Spanier in Mexiko zurück und überfiel mit den übrigen und 4000 Tlaskalanern den Narvaez nächtlicher Weile in Chimpoallo, nahm ihn gefangen und bewog seine Truppen ihm zu folgen. In Mexiko hatte unterdeß Alvarado unter den aztekischen Häuptlingen auf die treuloseste Weise eine Metzelei angerichtet, welche die Bevölkerung zu wüthenden Angriffen auf die Spanier stachelte, die auch fast Tag und Nacht fortdauerten, nachdem Cortez mit verstärkter Macht wieder in die Stadt eingezogen war; Montezuma, der auf Cortez' Begehren zur Terrasse des Palastes emporsteigend, das Volk zum Frieden ermahnte, wurde durch Pfeilschüsse und Steinwürfe verwundet und starb. Die Spanier, in Gefahr zu verhungern, beschlossen nun, in der Nacht vom 1. Juli 1520 Mexiko heimlich zu verlassen, wurden aber auf allen Seiten von den Azteken angegriffen und erreichten nur nach ungeheuern Verlusten, worunter auch alles Gepäck, alle Schätze, die sämmtlichen Kanonen waren, das Ufer des Sees.

Bei Otompan mußten die Spanier sich durch ein neues Aztekenheer schlagen und erreichten, nur noch 440 Mann stark, worunter viele verwundet, Tlascala, wo sie liebreich aufgenommen wurden. Nach Montezumas Tod erhoben die Mexikaner dessen Bruder Cuitlahuatzin, einen tapfern, intelligenten Mann, auf den Thron, der ganz klar sehend, was Noth that, sein ganzes Volk unter die Waffen rief, durch Befreiung von Tribut und Abgaben die abgefallenen Provinzen wieder zu gewinnen suchte und selbst die Tlascalaner zum Bündniß einlud, da auch ihnen Verderbniß von den Fremden drohe, was diese kurzsichtig genug zurückwiesen. Cortez selbst gesteht, Cuitlahuatzin wäre der Mann gewesen, dem sinkenden Reiche wieder aufzuhelfen, aber als wenn alle Schicksalsmächte zu dessen Untergang verschworen gewesen wären, brachen die Blattern im Lande aus, die ein Negersklave des Narvaez mitgebracht hatte, und richteten eine entsetzliche Verheerung an, der auch der König unterlag, zu dessen Nachfolger Quatimotzin gewählt wurde. Cortez, der aus Cuba neue Verstärkungen an sich gezogen und mit vielen Mexiko feindlichen Staaten Bündnisse abgeschlossen hatte, rüstete sich nun zur Einnahme von Mexiko und es begann eine Belagerung mit unsäglichen Schrecken, bei der von beiden Seiten mit der größten Wuth und Hartnäckigkeit gekämpft wurde. Die Zahl der von Haß gegen die Azteken erfüllten Bundesgenossen war stets im Wachsen begriffen und stieg zuletzt auf 150,000 Mann; in der der Zufuhr beraubten Stadt wütheten Hunger und Seuchen. Nach einer fast dreimonatlichen Belagerung, wo von der Stadt Stück für Stück erobert werden mußte, nach fast täglichen Stürmen und Gefechten fiel sie am 13. August 1521 in die Gewalt der Spanier und ihrer wüthenden Bundesgenossen, die stolze gefürchtete Hauptstadt des Aztekenreiches, jetzt nur noch ein Trümmerhaufen. Der unglückliche heldenmüthige König mit seiner Familie wurde gefangen und erlitt später einen schimpflichen Tod; die Bundesgenossen aber hatten das Joch der Landsleute nur gegen das noch schwerere der Spanier vertauscht*). Sie trugen es, von spanischen Vice-

*) Für die Bewohner von Nicaragua, die nach Squier von den Tolteken und Azteken abstammen und auch für andere Stämme in Central-

königen regiert bis zum Jahre 1810, wo eine Reihe von Verschwörungen und Umwälzungen begann, die zur Losreißung von Spanien und nachdem Mexiko unter Iturbide einige Jahre lang ein Kaiserthum gebildet hatte, zur Republik führten, wobei sich eine Anzahl von Provinzen wieder als selbstständige Staaten ablöste. Seitdem wechselten Militärverschwörungen, Bürgerkriege zwischen Centralisten und Föderalisten und neue Verfassungen in ununterbrochener Reihe, und gegenwärtig ist Mexiko wie bereits 1838 wieder auf das ernstlichste von den Franzosen bedroht, welche aufzuhalten dem Präsidenten Juarez um so schwerer fallen wird, als auch jetzt wie zu Montezumas Zeit die Uneinigkeit der Bewohner, nur in ganz anderen Stellungen und Interessen die Kraft des Widerstandes schwächen muß*).

amerika und Mexiko lebte die Erinnerung an das Aztekenreich und Montezuma noch lange und lebt vielleicht jetzt noch fort.

*) Diese Worte wurden im Januar 1863 gesprochen. Seitdem ist Puebla gefallen, das wichtigste Bollwerk, welches sich dem Marsch der Franzosen auf Mexiko entgegenstellte und dieses selbst. [Benito Juarez, geb. 1807 in Jatlan (jetzt Villa Juarez) im Staate Oajaca, von rein aztekischer Abstammung, häßlich von Körper, aber edel von Geist und Charakter, zuerst Advokat, dann Oberrichter, Präsident des obersten Gerichtshofes, Gouverneur von Oajaca, Deputirter, Justizminister, zuletzt Präsident, stand immer auf Seite der Liberalen gegen die Anmaßungen des Clerus, der Reaktionäre und Herrschsüchtigen: wie Iturbide, Santana, Miramon, Almonte, welcher letztere den Franzosen den Weg in das Herz seines Vaterlandes bahnte. Juarez und seine Regierung sollen als Opfer, wie es scheint, der Intrigue und des Golddurstes fallen. Der Krieg der Franzosen gegen Mexiko ist eben so perfid und ungerecht wie der bevorstehende der Engländer gegen Japan.

Vierzehnter Vortrag.

Die Peruaner.

Im zweithöchsten Gebirgslande der Erde, das vor dem Himalayah durch zahlreiche Feuerberge sich auszeichnet, im warmen Theile Südamerikas, zwischen den Ketten der Cordilleren und ost- und westwärts von denselben bestand bis zum zweiten Drittheil des 16. Jahrhunderts ein großes wohlgeordnetes Reich mit vielen Millionen Menschen auf einem Gebiete von 15000—20000 Quadratmeilen. Wesentlich aus einem Theile der heutigen Republiken Ecuador und Chili, aus Peru und Bolivia und einem Theil der La Plata-Staaten bestehend, hatte es zur Westgrenze den großen Ocean, zur Ostgrenze die Wald- und Pampasregionen des gegenwärtigen Brasiliens, in welchen, wie auch nord- und südwärts, meist uncivilisirte Völker wohnten, deren Unterwerfung und Einverleibung in das seine Grenzen fortwährend hinausrückende Reich das stete Bestreben der Herrscher von Peru war. Man weiß nicht, woher sie und ihr Volk, die Quitschuas kamen, aber sicher bestand schon vor ihrer Ankunft eine alte Cultur auf dem Plateau von Collao um den großen bittersalzigen See von Titicaca im heutigen Bolivia, dessen seladongrüner Spiegel an Flächeninhalt den des Bodensees wohl fünfundzwanzigmal übertrifft und der auf seinen zahlreichen Inseln wundersame Denkmäler einer vergangenen Culturform trägt.

Seit uralter Zeit scheinen die Küstenbewohner jener Erdgegend die Gewohnheit gehabt zu haben, ihre Leichen in einen trockenen Sand- und Salzboden zu verscharren, wo sie als natürliche Mumien sich erhielten. Der bekannte amerikanische Ethnograph Morton hatte etwa hundert von da entnommene,

in ihrer Bildung bedeutend abweichende Schädel untersucht und will (worin ihm d'Orbigny beistimmt) zwei verschiedene Völker aus denselben erkennen: ein älteres, vielleicht erloschenes und ein neueres, wie er meinte, Toltekisches, um die Mitte des 11. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung aus Mexiko gekommenes; ihre Begräbnißstätten sind vermischt*). Bei jenem älteren Volke, das vielleicht nur jenes der Aymaras ist, war der Kopf klein, schmal, lang, symmetrischer als sonst bei den Amerikanern, die Stirne sehr zurücktretend, der Prognathismus sehr entwickelt, die Capazität 73 Zoll, aber der Gesichtswinkel nur 67°. Das neuere Volk hatte ein rundes Gesicht, kleine, weit von einander stehende Augen, hohe, aber zurücktretende Stirne, einen kleinen viereckigen, unsymmetrischen Schädel. Bei 23 Schädeln vom Kirchhof von Pachacamac, der für die Edeln Perus, die zum Volke der Quitschuas gehörten, bestimmt war, fand Morton die mittlere Capazität auch 73 Kubikzoll, aber den Gesichtswinkel 75 Grad.

Für das Dasein eines älteren Culturvolkes vor der Ankunft der Quitschuas sprechen die Ruinen zahlreicher Städte und Bauwerke, von welchen bereits die Spanier um die Zeit der Eroberung berichten. So war in der Gegend Concon, eine halbe Tagereise von Lima, eine große indianische Stadt von einer dreifachen Mauer umgeben; im Dorfe von Tusy und Umgegend, sieben Stunden vom Cerro de Pasco fand Castelnau in den Felshöhlen eine ungeheure Menge von Menschenknochen, zum Theil mit solchen von Wiederkäuern und einem riesigen Gürtelthiere und Balboa sah in Xauca sehr alte Bauwerke, welche die Einwohner tapferen Fremdlingen von hohem Wuchs und weißer Farbe zuschrieben. Die Pyramide von Curumba gleicht durchaus nicht den Gebäuden der Incas, soll aber denen der Tolteken in Mexiko und der Mayas in Yucatan ähneln. Auf dem

*) Morton nennt wohl unpassend die sämmtlichen südamerikanischen Culturvölker Tolteken. Haben auch Einwanderungen aus Nordamerika in Südamerika und zwar öfter als einmal stattgefunden, so muß deßhalb die Cultur der Aymaras und noch mehr der Quitschuas keineswegs aus Nordamerika stammen, sondern hat sich aus eigenen Ursprüngen entwickelt.

Plateau von Collao um den See von Titicaca, dessen alte Bewohner, die Collas (d. h. Aelpler) den Incas lebhaften Widerstand leisteten, sind die alten Bauwerke am zahlreichsten, besonders beim Dorfe Tiahuanaco, wo Cieça de Leon ungeheure Bausteine sah, bis 13' lang, 15' breit und 6' dick und kolossale Statuen mit langen ungewöhnlichen Kleidern, den Kopf mit fleißig gearbeiteten Ornamenten geschmückt; d'Orbigny und Weddell sahen dort auch ungeheure Salamander aus Stein gehauen und sehr schöne unterirdische Canäle. Eine Sage meldet, die Erbauer dieser Denkmäler, die Aymaras seien in Stein verwandelt worden, weil sie Manco Capac, dem ersten Inca, gastfreundliche Aufnahme versagten. In Cuzco sah Weddell Vasen der Aymaras mit ganz ähnlichen Ornamenten wie die Köpfe jener Statuen, während die Denkmäler der Incas sehr einfach, groß, aber fast nie ornamentirt sind. D'Orbigny fand in Tiahuanaco auch noch den großen künstlichen Hügel, von dem bereits Cieça de Leon spricht, mit quadratischer Basis von 280 Meter Länge und jetzt noch 20—30 Meter Höhe, mit enormen behauenen Steinblöcken, über dem sich vermuthlich ein pyramidenförmiger Tempel erhob, den in Yucatan von Stephens beobachteten ähnlich, aber viel kolossaler. Kolossalstatuen in der Nähe hatten nach d'Orbigny Aehnlichkeit mit solchen des alten Aegyptens. Die Blöcke der Ruinen von Tiahuanaco waren fast immer durch kupferne Klammern verbunden, sie wurden aus dem festen weißlichen Sandstein der benachbarten Berge, dem bläulichen Basalt der Inseln des Titicacasees und den grauen granitischen Trachyten der zehn Stunden und mehr entfernten Berge gehauen und zwar mit Instrumenten aus Kupfer mit Zinn versetzt; der Transport dieser schweren Massen ist ein Räthsel. Auch auf anderen Stellen des Plateaus von Collao finden sich alte Ruinen; das meiste ist durch den Fanatismus der Spanier zerstört worden. In anderen Theilen Perus findet man gleichfalls Ruinen aus den Zeiten vor den Incas, darunter solche gewaltiger Städte, deren eine sogar auf dem öden Cerro de l'oro lag. Auf dem weiten Plateau von Collao sind auch unzählige Gräber, Chulpas, ausgesäet; einförmige, nahe an einander stehende Erhöhungen von 9—18' Höhe, aus Steinen

und Erde mit Mauerwerk darunter, das eine wenig tiefe Grube umschließt. Darin scheint immer eine Familie zu liegen, Aymara-Mumien meistens in sitzender, hockender Stellung, in Baumwollstoff oder eine Strohmatte gehüllt, die Frauen mit ihrem Schmuck; dabei goldene Nadeln, Vasen für die Chicha (Maisbier), oder eine menschliche Figur mit Erhöhung an der linken Seite des Mundes, was auf das Cocakauen deutet, das in Peru uralt ist. Die Schädel der Aymaras sind sehr hoch, nach hinten gerichtet, oben spitz, die Skulpturen in den Gräbern der Quitschuas hingegen geben der menschlichen Gestalt nicht so häßliche Züge und nach hinten gerichteten Kopf. Ungewöhnlich groß ist die Chulpa des Inca; die Gräber der geringen Leute sind nur aus Erde, mit gehacktem Stroh vermischt, gemacht*). Die alten Citadellen der Aymaras hießen Pucara; eine im Nordosten des Titicacasees hatte den Inca Tupac-Yupanqui lange aufgehalten.

Mit diesen Ruinen der Aymaras vermischen sich nun die zahlreichen der Quitschuas: Städte und Paläste, Tempel und Festungen, Straßen und Wasserleitungen, zum Theil von riesigen Dimensionen. Die Inseln des Titicacasees waren mit Tempeln und Bauwerken bedeckt; auf einem Berge der Mondinsel (Coati) stand ein geräumiger Tempel, wo in einem Hofe von 120′ Länge und 75′ Breite sich zahlreiche Zellen öffneten, zum Theil mit Nischen und Altären geziert; manche scheinen als Kerker für die zu Opfernden gedient zu haben. Es wurden nämlich früher der Sonne Menschenopfer gebracht; die Priester öffneten deren Rücken mit einem Steinmesser; ein Convent von Jungfrauen war zum Tempeldienst bestimmt. Nicht weit von der Mondinsel erhebt sich die der Sonne (Titicaca). Eine Ruine, wahrscheinlich eines Tempels, zeigte zahlreiche Thore, im Kleinen dem Triumphthore des Königs Nectanebo am Ostende des Palastes von Carnac ähnlich. Manche Paläste waren in der Fronte

*) Die Aymaras glauben, daß über Gräbern mit Schätzen bei Nacht ein Flämmchen leuchte; aber sie durchwühlen doch nie des Gewinnes halber die Gräber, und thut ein Fremder dieses, so sammeln sie traurig die Gebeine und bringen sie wieder ins Grab.

mehrere hundert Fuß lang und auch die Citadelle von Cuzco war in kolossalen Dimensionen ausgeführt; unterirdische Gallerieen verbanden sie, deren Erbauung Yupanqui begann und die funfzig Jahre hindurch 20000 Arbeiter beschäftigte, mit dem Palast der Incas in der Stadt. Man hatte dieselbe aus riesigen Blöcken von rothem Porphyr gebaut, die unregelmäßig von Gestalt, aber so genau behauen und zusammengefügt sind, daß man jetzt noch kaum eine Nadel in die Spalten bringen kann und sie war das Centrum eines Vertheidigungssystems, das bis in die fernsten Provinzen reichte; fast alle Flecken und Städtchen waren am Abhang eines Berges gebaut, dessen Gipfel eine Citadelle krönte.

Die Quichuas, aus denen fast die ganze Bevölkerung von Peru bei der Ankunft der Spanier bestand und die wieder in kleinere Stämme zerfallen, haben eine dunkel olivenbraune Haut, sehr ausgesprochene Adlernase, zurücktretende Stirne, gelbe Hornhaut, ernste und traurige Miene. Obschon klein, ist bei ihnen der Rumpf groß und massiv, die Brust sehr breit. Von den Quichuas umgeben lebten die Aymaras auf dem Plateau von Titicaca und an der benachbarten Küste von Arequipa. Am Ostabhang der sogenannten Antiskette lebten Völker mit hellerer Haut, größer und zierlicher gebaut, mit wohlklingenderer Sprache, so die Apolistas, Tacanas, Mocetenes; die Aymaras heißen häufiger Collas, d. h. Bergleute. Außerdem gab es in Peru noch vielerlei, jetzt zum Theil ausgestorbene Völkerschaften. Die Yungas, auch Chimu genannt, sollen aus der Fremde auf Flößen an die peruanische Küste gekommen sein und ein grünes Idol, das Bild ihrer Schutzgöttin Llampallec mitgebracht haben, von der die Stadt Lambayèque den Namen hat; die von jener der Quichuas verschiedene Sprache dieses Volkes erlosch 1791. Ihr König Chimu-Capac war sehr mächtig; eine Menge von Gräbern und Städteruinen deuten auf die große Zahl und auf die Cultur dieses Volkes, die vielleicht älter war als die der Quichuas. Die Leichen seiner Könige, in Kleider von Wolle und Baumwolle gehüllt, wurden mit ihrem Gold- und Silberschmuck, Bildwerken ꝛc. in künstlichen konischen Hügeln begraben, in welchen man schon Massen von Gold gefunden

hat und die Reichthümer, welche der Inca Pachacutec nach Besiegung dieses Volkes gewann, waren so groß, daß er den Sonnentempel von Cuzco mit Gold täfeln und noch bedeutende Summen in seinem Schatz niederlegen konnte. (Dieser Inca, welcher 400 Kinder und zahlreiche Frauen hatte, baute ungemein viele Tempel, Convente, Magazine, Kasernen, verbreitete überall die Sprache von Cuzco und seine Gesetze führten das goldene Zeitalter Perus herbei.) Die Huancas, Bewohner des Thales von Xauca, hatten eine stumme Hundeart, Canis caraibicus, auch auf den Antillen, in Mexiko und Peru vorkommend, schiefergrau, ganz nackt, mit Ausnahme eines Haarbüschels an der Stirne und am Schwanzende und diese Hunde wurden göttlich verehrt, aber zugleich von den Gläubigen verzehrt, was mit dem Sonnencultus aufhörte; man mumisirte auch diese Thiere. Die Küsten bewohnenden Chinchas beteten das Meer und die Fische an; ihre Nachbarn, die Yungas, die Fische und den Fuchs nebst anderen Wesen und opferten Menschen. Die zwei berühmtesten Tempel waren aber dem Pacha-Camac und dem Rimac (dem „Sprechenden", weil die Bildsäule des Gottes Orakelsprüche gab) geweiht.

Wenn an der bei den Peruanern sehr verbreiteten Tradition, daß ihre ersten Civilisatoren weiße, bärtige Menschen gewesen seien, die von Osten her an den Titicacasee kamen, überhaupt etwas ist, so steht dieselbe in keinem Zusammenhange mit den Incas, von welchen eine solche Körperbeschaffenheit nicht ausgesagt wird. Meyen*) vermuthet, der von dem ersten Inca Manco Capac geführte Stamm der Quitschuas, die man manchmal auch, den Namen der Herrscherfamilie auf das Volk übertragend, Incas nennt, sei von caraibischen Völkern gedrängt, aus der Ebene im Norden des Rio de la Plata oder des obern Maranon gekommen, in welchen Gegenden noch überall die Quitschuasprache vorkomme, und zwar im 13., frühestens im 12. Jahrhundert n. Chr. Inca bedeutet Herr und König; Manco Capac und seine Gemahlin Mama Oello waren vom

*) Ueber die Mumien der Peruaner in Nov. Act. Acad. Leop. Carol. XVI. Suppl.

Himmel an den Titicacasee gekommen, um die Menschen zu civilisiren; von ihm lernten die Männer Ackerbau und Gewerbe, von ihr die Frauen Stricken und Weben. Manco Capac trug eine goldene Ruthe und ein Orakel hatte bestimmt, er solle seine Residenz da aufschlagen, wo die Ruthe sich von selbst in die Erde bohren würde, was geschah, nachdem sie von der Cordillere von Vilca-Nota herabgestiegen waren, im fruchtbaren, damals unbewohnten Thale von Huanacauti, wo dann die Stadt Cuzco sich erhob, welche nach Pentland 11380 englische Fuß über dem Spiegel des großen Oceans liegt, in einer fruchtbaren Ebene, mit einer Vegetation, welche zwischen der der Tropen- und gemäßigten Zone die Mitte hält. In Cuzco sammelten sich die Bewohner aller Provinzen, es war zugleich die heilige Stadt, der Wallfahrtsort, der Schauplatz der großen religiösen Feste.

Sinchi-Ruca, Manco Capacs Sohn und dessen Nachkommen setzten sein Werk fort und übten eine zwar absolute, aber wohlthätige Macht. Im Anfang unterwarfen sich manche wilde Völker derselben freiwillig; später aber entwickelten die Incas ein Eroberungssystem und wendeten Gewalt an, wenn der Aufforderung zur Unterwerfung nicht Folge geleistet wurde. Die Incas sorgten überall für die Anbauung und Bewässerung des Landes, errichteten Sonnentempel und Paläste. Der Inca Huiracocha legte Bewässerungskanäle auf den Plateaus der Anden an, einen von 120, den andern von 150 Stunden Länge, die über Gehänge und Thäler wegliefen und mit Steinplatten gedeckt waren, und schmückte Tambotoco und das Thal von Yucay, seinen Lieblingsaufenthalt, mit schönen Bauwerken. Bei jeder Rückkehr von einem Kriegszug fanden in Cuzco große Feste statt. Nach Garcilasso de la Vega widmeten die Incas die ersten drei Jahre nach ihrer Thronbesteigung dem Studium der Verwaltung und Reisen durch die Provinzen und in diesen Jahren wurden auch die Eroberungszüge vorbereitet, welche den Zweck hatten, die wilden Völker zu unterwerfen und zu civisiren. Der Inca stand so hoch über dem Adel, daß jeder von dieser Klasse nur mit bloßen Füßen und eine Bürde auf der Schulter tragend, — zum Zeichen der Erniedrigung — sich vor

ihm zeigte, obgleich sich der Adel gleichen himmlischen Ursprungs rühmte. Im Inca vereinigte sich die höchste geistliche und weltliche Macht, als Stellvertreter der Sonne stand er den hohen religiösen Akten vor, als absoluter Kaiser und oberster Kriegsherr legte er die Steuern auf, machte die Gesetze, ernannte die Richter, rief die Armeen auf. Sein prachtvolles Gewand, von der feinsten Vicunnawolle gewebt, schimmerte von Gold und Smaragden, sein Haupt deckte ein mehrfarbiger Turban und seine Stirne umschlang eine carmoisinrothe Franse mit zwei Federn des seltenen Vogels Coraquenque. Alle männlichen Mitglieder der kaiserlichen Familie führten den Titel Inca, aber Thronfolger konnte nur der Sohn der Coya oder legitimen Gemahlin sein, welche in der späteren Zeit immer eine Schwester des Inca war*). Bei den Palästen der Incas befanden sich prachtvolle Gärten mit den schönsten Blumen, Bäder mit goldenen Becken und silbernen Wasserröhren; sie hatten auch Gärten mit lauter künstlichen Blumen aus edlen Metallen. Wenn der Inca starb, „in die Wohnung der Sonne gerufen ward", wurde das Herz im Tempel von Tampu, fünf Meilen von Cuzco niedergelegt, der Leib einbalsamirt und im Sonnentempel der Hauptstadt aufgestellt, wo die Mumien der Incas und ihrer Gemahlinnen im reichsten Costüm auf goldenen Thronen in zwei Reihen saßen, die Herrscher zur Rechten, ihre Frauen zur Linken des Bildes der Sonne. Bei den Leichenbegängnissen eines Inca opferten sich zahlreiche Diener und Favoritinnen, um in der Wohnung der Sonne zu dienen**). Der Kronprinz wurde mit den Söhnen des höchsten Adels auf das sorgfältigste

*) Nach Garcilasso de la Vega hätten die Incas immer nur eine Schwester als legitime Frau und Königin (Coya) betrachtet und deren Sohn zum Nachfolger gewählt, obwohl sie zahlreiche andere Frauen hatten. Balboa weiß von einem solchen Gesetze nichts und betrachtet es nur als Ausnahme, daß Tupac-Yupanqui und Huayna-Capac ihre Schwestern ehelichten. Chaix a. a. O. I, 172.

**) Diese Sitte kommt in Asien, Afrika und Amerika vor. In Darien war Sklaverei und Vielweiberei der Häuptlinge allgemein. Beim Tode eines Caziken tödteten sich nach Oviedo alle seine Frauen und Domestiken freiwillig, in der Meinung, ihn in gleicher Stellung in den Himmel zu begleiten.

erzogen und vorzüglich für den Krieg gebildet, auch lernten diese jungen Leute selbst ihre Waffen und Kleider verfertigen. Nach der Endprüfung erfolgte ihre Aufnahme in eine militärische Genossenschaft, deren Insignien ihnen der Inca übergab und wobei er ihnen die Ohren durchbohrte, in deren Löcher dann massive radförmige Schmuckstücke von Gold eingefügt wurden, von welchen die Spanier die peruanischen Edeln Orejones nannten. — Die zahlreichen Kinder der Incas bei unbeschränkter Vielweiberei, welche sich wieder unter einander verheiratheten, mußten nach und nach zu einer eigenen Kaste werden: dem Adel des Landes, welcher sich den Titel Incas beilegte und sich auch durch Dialekt und Costüm von dem tief unter ihm stehenden Volke unterschied, alle höheren Aemter bei Hofe, in der Armee und Verwaltung ausschließlich bekleidete und für den die Gesetze ihre Schärfe verloren. Eine andere mächtige Klasse bildeten die Curacas, die Häuptlinge der unterworfenen Völker, deren älteste Söhne der Inca zu seinem Dienst um sich behielt. An Hofverschwörungen und Rebellionen fehlte es auch im Incareiche, wie in allen despotischen nicht. — An die Residenzen der Incas in den verschiedenen Provinzen waren zahlreiche Leibeigene gebunden, die man Yanaconas nannte, vielleicht frühere Bewohner des Landes, und solche waren auch den Günstlingen in verschiedener Zahl zugetheilt. Man konnte seine Freiheit einbüßen in Folge von Verbrechen oder durch bloße Gewaltstreiche der Incas.

Der Boden war in Peru in drei Theile getheilt: einen ersten für die Sonne, den zweiten für den Inca und die Tausende von Edeln und Curacas, für die er zunächst zu sorgen hatte und welchen er Domänen anwies, den dritten für das Volk, dem aber auch der Anbau der ersten zwei Theile oblag. Für Greise, Wittwen, Waisen, Arbeitsunfähige und die Soldaten im Dienste waren auch Ländereien angewiesen, deren Anbau jedoch der Staat bezahlte, so daß man im ganzen Reiche keinen Bettler sah. Außer der Bodencultur hatte das Volk noch einige Abgaben zu entrichten. Die wichtigsten Nahrungspflanzen der Peruaner waren der Mais, der auf eine sehr einfache und rohe Weise genossen und aus welchem Bier, Essig, ein berauschender

Liqueur gemacht wurde, sowie der Stengel auch auf Einschnitte Zuckersaft lieferte; der Manioc, die Kartoffel, die Quinoa, die Magueypflanze, welche Nahrung und Getränk lieferte und deren Fasern vielfache Anwendung fanden; die Blätter der Coca wurden seit uralter Zeit als ein vortreffliches Reizmittel gekant, das zu den ermüdendsten Märschen und zum Tragen schwerer Bürden befähigt. Peru war arm an nützlichen Thieren; Llama, Alpaca, Guanaco und Vicunna waren die vorzüglichsten und die ersten drei, welche auch zahm gehalten wurden, sämmtlich Eigenthum der Sonne und der Incas; das Volk hatte als Fleischnahrung fast nur das Meerschweinchen, das es in seinen Wohnungen zog. Die Peruaner waren ungeachtet des Besitzes obiger Thiere kein Hirtenvolk, gebrauchten auch nicht die Milch derselben. Der größte Theil der Bevölkerung lebte dem Landbau, welcher auch den wilden Völkern gelehrt wurde und sie über den Verlust ihrer Unabhängigkeit trösten mochte. Die peruanischen Ingenieurs wußten durch die längsten und künstlichsten Kanäle, die manchmal selbst Berge durchbohrten, Wasser nach den unfruchtbarsten Gegenden zu leiten, die Berge wurden terrassirt und so zum Anbau geeignet gemacht; die menschlichen Excremente, der Guano wurden auf das sorgfältigste zur Düngung gesammelt, die Instrumente zum Ackerbau waren höchst einfach, der Pflug unbekannt. Bei einem großen Ackerbaufeste bearbeiteten der Inca und seine Edeln ein Feld mit einer goldenen Hacke, welches Collcampata hieß und der Sonne gehörte. In den Häusern wurden den Leuten aus dem Volke durch Instruktoren verschiedene Gewerbe gelehrt: Verfertigung der Kleider, der Ackerbauwerkzeuge, die Bearbeitung des Holzes, der Steine und einiger Metalle und eine kleine Zahl von Individuen konnte sich besonderen Berufen hingeben; man hatte Waffen- und Goldschmiede, Architekten, Ingenieurs, Färber u. s. w., die aber fast nur für die Tempel, die Regierung und den Adel zu arbeiten hatten. Ganz in der Kindheit geblieben war das Zimmermannsgewerbe, auch kannten die Peruaner das Gewölbe nicht. Sie wußten das Eisen nicht zu gewinnen und zu bearbeiten und machten deßhalb ihre Spiegel, Waffen und Werkzeuge aus Kupfer. Die edeln Steine, welche man in Peru findet, nament-

lich Smaragden verstanden die Eingeborenen zu schneiden und zu schleifen. — Die Provinzen des Reiches waren durch mehrere Systeme von Straßen verbunden, deren Größe an die römischen erinnert und an welchen Casernen, Forts, Tambos (Wirthshäuser für den öffentlichen Dienst) gebaut wurden und auf denen wie im alten Perserreiche Läufer die Staatsdepeschen beförderten.

Die Quichuas und die vor ihnen in Peru lebenden Völker beteten fast Alles an: Sonne und Mond, Sterne, Erde, Meer, ihre Berge mit ewigem Schnee, Quellen und Flüsse, den Blitz, den Jaguar und die großen Schlangen, sogar Steine und alte Skulpturen, welche sie Riesen, als ersten Bewohnern des Landes zuschrieben. Man wahrsagte aus den Eingeweiden der Opfer und dem Rauch bei deren Verbrennung, aus Träumen; selbst Meerschweinchen, Spinnen, Maiskörner, Vogelkoth dienten zum orakeln, sie beriethen Zauberer und glaubten an Gespenster. Fast alle diese Völker opferten Menschen und verzehrten die Kriegsgefangenen. Der Inca Huiracocha*) soll die Priester seiner Staaten zu einem Concil berufen haben, dem er die Frage vorlegte, ob es ein mächtigeres Wesen als die Sonne gebe? und da sie dieses verneinten, warf er ihnen ihre Unwissenheit vor, indem die Sonne nur ein Geschöpf Dessen sei, der ihr ihre Bahn anwies. Aus Gehorsam erkannten die Priester, daß es eine erste allmächtige Ursache gebe, die man unter dem Namen Huiracocha und Pacha-Camac (d. h. Princip alles Guten und Weltseele) anrief. In Cuzco wurde auf Befehl des Incas dem Schöpfer ein Tempel gebaut, ohne daß er dem Sonnen- und Fetischdienst deshalb entgegentrat. Montesinas und Garcilasso de la Vega schweigen übrigens von dieser Angelegenheit und nach Letzterem wäre die Verehrung eines höchsten unsichtbaren Gottes

*) Er hieß zuerst Pachacuti-Yupanqui und nahm den Namen Huiracocha, welcher zugleich der eines Gottes und der eines Ahnherrn von ihm war, an, nachdem ihm der Geist des letzteren vor einer Schlacht erschienen war, in welcher der Inca siegte. Der Inca, welcher den Sieg der Hilfe des Geistes zuschrieb, ließ diesem einen Tempel bauen, in dem er das Bild des Geistes aufstellte, so wie er ihn gesehen haben wollte, mit langem zur Erde wallendem Kleid und ein unbekanntes Thier mit Löwenklauen an der Koppel führend.

von Manco Capac, wie nach Anderen vom Inca Huiracocha ausgegangen, und derselbe hatte nur wenige Tempel, anfänglich nur einen im Thale von Uma bei Lima, welchen die Incas schon vorfanden. Die Staatsgottheit Perus war aber die Sonne und deren Verehrung die Staatsreligion, der große Sonnentempel von Cuzco, Curi-Cancha (d. h. Ort des Goldes) von wundersamer Größe und Pracht, aber sonderbar genug, gleich den Häusern und den meisten Palästen mit Holz und Stroh gedeckt. Zum Tempeldienste gehörten im Ganzen 4000 Personen, worunter 1500 Sonnenjungfrauen, welche Alle in der Nähe wohnten. Die Priester, aus der Kaste der Orejones oder Curacas genommen, der Oberpriester immer ein Bruder oder Oheim des regierenden Incas, hatten, was für Peru charakteristisch ist, mit der Erziehung der Jugend nichts zu thun. Die jungen Mädchen setzten eine Ehre darein, in die Klöster der Sonne zu gelangen; aus den schönsten von ihnen wurde das Harem des Inca versehen. In Cuzco befanden sich nicht weniger als 300—400 allen möglichen Naturwesen geweihte Tempel*).

Man hat in den peruanischen Tempeln Geräthe gefunden, die entfernt an christliche erinnern, z. B. mit Kreuzen Aehnlichkeit haben, welche letztere auch bei manchen ceremoniellen Gebräuchen statt hatte. Darauf haben die Einen ganz ungegründete Muthmaßungen über eine Communication der Peruaner mit Völkern der östlichen Halbkugel gegründet, während fanatische Priester darin ein Teufelswerk sahen; „der stolze Teufel wolle mit Ceremonieen wie Gott geehrt sein und führe als ein neidischer Affe manche christliche Gebräuche bei den heidnischen Indiern ein, um von diesen Elenden mehr Respekt zu erlangen, weshalb es Provinzen gebe, wo die Heiden beichten oder ihren Kindern den

*) Es will mir scheinen, daß die Incas keineswegs den Sonnendienst in ihrem Reiche einführten, den sie vielmehr schon vorfanden, sondern ihn nur zur Staatsreligion machten und die Menschenopfer abschafften, übrigens auch andere Culte fortbestehen lassend. Die Verehrung von Sonne und Mond war auch in Amerika sehr ausgebreitet; die Tolteken beteten ebenfalls beide an. In Peru galt der Mond als die Schwester der Sonne, die Sterne als ihre Diener, Venus als ihr Page.

Kopf waschen oder fasten &c." (Der Inca beichtete seine Sünden nur der Sonne, damit diese sie Huiracocha mittheile.) Es gab in Peru eine Masse kirchlicher Feste, für jede Woche, fast für jeden Tag. Man opferte von den Heerden der Sonne oft Llamas zu Hunderten und verbrannte einen Theil davon, nachdem man ihre Eingeweide berathen und warf Körner, Blumen, wohlriechende Harze in das Feuer, das mittelst eines Hohlspiegels oder Reibung zweier Hölzer auf Baumwolle entzündet und in die Hut der Sonnenjungfrauen gegeben worden war. Mit dem Fleisch der Llamas und Maisbrod wurde dem Volke ein Mahl bereitet, wo der Inca Pokale mit Mais- und Aloebranntwein auf die Gesundheit seiner Gäste leerte. Menschenopfer brachte man, wenn ein Inca gekrönt wurde, starb oder gefährlich erkrankte (im letzteren Falle ein schönes junges Mädchen), bei der Geburt eines Kronerben, bei einem Siege. — Man glaubte in Peru an ein seelisches körperloses Leben nach dem Tode des Körpers, für die Guten im Himmel, für die Bösen in der Unterwelt bei dem bösen Geiste Cupay. Einbalsamirt wurden nur Reichere und Vornehmere, die man mit Kleidern, Geräthen, Gold und Silber nebst den hiebei geopferten Frauen und liebsten Dienern des Verstorbenen begrub, damit sie ihm in den glücklichen Gegenden jenseits der Wolken dienten.

Ueber die Bevölkerungszahl des peruanischen Reiches, welches bei der Ankunft der Spanier das Aztekenreich wohl dreimal an Flächeninhalt übertraf, und über die Einwohnerzahl seiner Hauptstadt weiß man nichts, da die fanatischen Eroberer alle Dokumente zerstört hatten, welche darüber Aufschluß geben konnten; jedenfalls stieg die erstere auf mehrere Millionen. Selbst spanische Schriftsteller, wie Acosta, Valera, Zarate preisen Perus Zustände und der Jesuit Velasco nennt seine Staatseinrichtungen wunderbar. Sie vereinigten die ganze Nation in eine große Familie, in der man keine Bettler, Müssiggänger, Taugenichtse fand, und das Volk ertrug geduldig die härtesten Arbeiten, denn mit ihnen wechselten stets Ergötzungen und Feste ab. Aber es fehlte diesem theokratisch-absoluten Reiche mit seinem strengen Kastensystem die Freiheit und hiemit auch die Fortentwicklung, und alle Lasten, den Krieg ausgenommen, lagen fast allein auf

dem Volke. Chaix*) hebt mit Recht hervor, daß der peruanischen Civilisation drei wichtige Dinge fehlten: Münze, Schifffahrt und Schrift, für welche letztere die Quipos dienen mußten, Schnüre von verschiedenen Farben mit Knoten, die man darein in verschiedener Entfernung, Zahl und Größe knüpfte, von welchen die meisten vernichtet wurden und deren Kenntniß, welche auf fortgesetzter Ueberlieferung und Mittheilung beruhte, noch viel eher verloren gehen mußte, als die Deutung der Gemälde, welche in Mexiko und Yucatan die Stelle der Schrift vertraten und deren Erklärung die spanischen Eroberer unter den strengsten Strafen verboten, „weil sie den Götzendienst förderten."

Die Incas waren immer bedacht, ihre Herrschaft weiter auszubreiten, legten nach allen Richtungen Straßen, Arsenale, Magazine an, bauten Forts und ließen die waffenfähige Mannschaft zweimal in jedem Monat exerzieren. Sie hüteten sich im Ganzen vor Verwüstung und Zerstörung in den bekriegten Ländern und erleichterten dadurch die Unterwerfung der Besiegten und ihren Anschluß an das Reich. In den eroberten Provinzen wurden sogleich dessen Einrichtungen, Gesetze und die Quichuasprache eingeführt, Sonnentempel und Klöster für die Jungfrauen gebaut, Städte gegründet, Kanäle zur Bewässerung gegraben, der Ackerbau in Aufnahme gebracht. Manchmal versetzte man eine gewisse Zahl der Bewohner in andere Gegenden, wo man ihnen Land, Wohnungen und Geräthschaften anwies und füllte die Lücke durch Quichuas aus. Wohl die bedeutendste Eroberung der Incas, welche aber durch eigenthümliche Fügung des Geschickes zu einer Hauptursache des Unterganges ihres Reiches wurde, war die von Quito. In einer unbekannten Zeit kam von seinem Skyri (Fürsten) geführt, auf Flößen ein fremdes Volk, Cora genannt, an die Küste von Tacames, stieg den Fluß von Esmeraldas hinauf und eroberte (wie man sagt von 890 n. Chr. an, wahrscheinlich aber später) Quito und

*) Histoire de l'Amérique mérid. au 16me siècle. Prem. Partie: Pérou. 2 vol. Genève 1853. Avec 5 cartes. Ein nach den Quellen bearbeitetes, eben so gründlich als elegant geschriebenes Werk.

die angrenzenden Gegenden. Sie beteten Sonne und Mond an, „welche sie auf all ihren Wanderungen geleitet hatten" und bauten in der Mitte der Stadt Quito einen Tempel. Ein anderer Sonnentempel stand auf der Insel la Plata in der Provinz Manta, in der auch ein Tempel der Gesundheit sich befand und wo die Gottheit durch einen riesenhaften Smaragd dargestellt wurde; zu beiden wurde stark gewallfahrtet. Statt der Schrift hatten die Quitos, wie man sie nun nennen kann, Kästchen von Holz, Stein oder Thon, in Fächer gesondert, in welche zugeschnittene Steinchen von verschiedener Farbe und Größe gelegt wurden und woran sie ihre historischen Erinnerungen knüpften. Sie webten Baumwolle und Wolle, lernten die Smaragde ihres daran reichen Landes schneiden und verstanden, obwohl sonst in der Baukunst wenig erfahren, Gewölbe zu machen, was nicht einmal die Aegypter konnten, die Befestigungen der Coras oder Quitos waren aber nur Erdwerke. Ihr König Hualeopa baute bei Liribamba ein Lusthaus, von welchem man eine weite Aussicht auf zahlreiche Dörfer, lachende Inseln und beschneite Berge genoß.

Die Bewohner der Insel Punna im Golf von Guyaquil waren ein tapferes und gefürchtetes Völkchen, welches zahlreiche Flöße besaß und einen Tempel des Kriegsgottes, dem die Gefangenen geschlachtet wurden; das Bild dieses Gottes und die Skulpturen an den Wänden waren furchtbar. Der Inca Huayna Capac unterwarf dieses kleine Volk und rottete, da es Verrath beging, die männliche Bevölkerung ganz aus. Mit diesem kriegerischen Inca, der selten nach Cuzco kam und sich meist in Quito aufhielt, schloß die Vergrößerung des Reiches. Er befragte einst die Priester des Pacha-Camac über die Zukunft seiner Herrschaft und erhielt von ihnen im Namen ihres Gottes eine beunruhigende Antwort. Huayna Capac hatte von seiner älteren Schwester keinen Sohn, wohl aber einen von der jüngeren, der den Namen Inti Cusi Hualpa erhielt, aber nur unter dem Namen Huascar bekannt ist, was so viel als „Kette" bedeutet, von einer Tochter seines Onkels hatte er einen Prinzen Manco Capac und außerdem 2—300 andere Sprößlinge. Vor Allen und am meisten liebte er den

Prinzen Atahualpa, den ihm die schöne Paccha, die Tochter des letzten Königs von Quito geboren hatte, welcher im Kampfe gegen die Peruaner unterlegen war. Bei der Entwöhnung Huascars wurde ein großes Fest gefeiert, bei welchem die Großen einen Rundtanz um den Kaiser machen sollten, der hiefür eine faustdicke goldene Kette von 700 Fuß Länge hatte anfertigen lassen, von welcher jeder Tänzer einen Ring zu fassen hatte und die von den Spaniern nie gefunden werden konnte, weil sie die Peruaner, wie es heißt, in einen See geworfen hatten. Der Lieblingssohn Atahulpa entwickelte frühzeitig Fassungskraft, Muth und Geist, wuchs in der Mitte des Heeres auf und durfte immer um den Vater sein.

Auf einer Reise von Quito nach Cuzco, welches der Inca noch einmal besuchen wollte, als er eben im Palast von Tomebamba abgestiegen war, kam ein Läufer von der Küste von Tacames mit der Anzeige, daß Fremde auf zwei großen Schiffen an das Land gekommen seien, welche sie ohne Ruder nach Belieben lenkten. Nach einigen Tagen berichtete ein zweiter Läufer, die Fremden hätten sich am Esmeraldaflusse ausgeschifft; sie seien nicht über 200 Mann stark, weiß von Farbe und so bärtig, daß sie Llamas glichen; sie schienen gut und höflich zu sein und hätten durch Zeichen erklärt, daß sie Gold suchten. Der Inca wurde über diese Nachricht tiefsinnig und schweigsam und ließ sich, da er seine Kräfte schwinden fühlte, nach Quito zurücktragen, als ein dritter Läufer mit der Nachricht kam, die Fremden hätten sich wieder eingeschifft. Der durch Krankheit geschwächte Inca war beunruhigt über die Zukunft seines Reiches durch zweideutige Orakelsprüche von Pachacamac, durch heftige Erdbeben, Sturmfluthen an der Küste, Blitzschlag in einen seiner Paläste, verheerende Krankheiten in Cuzco, schreckende Kometen und vermeintliche Zeichen am Monde, wozu nun noch die Erscheinung einer fremden Menschenrasse kam. Huayna Capac, sein Ende ahnend, machte nun ein verhängnißvolles Testament, indem er das mit so viel Menschen- und Geldopfern eroberte Quito vom Reiche ablöste und es dem Lieblingssohne Atahualpa gab, während Huascar Peru erhielt. Als der Inca nach funfzigjähriger Regierung 1525 gestorben war, ließ Huascar die Minister

seines Vaters, welche das Testament zu vollziehen hatten, foltern und hinrichten; Atahualpa befestigte an seine Stirne den Smaragd, das Würdezeichen der Könige von Quito und trat dessen Regierung an. Eines Tages führte man ihm, der eben zu Tome-Bamba war, zwei Männer mit bärtigem Gesicht und in fremder Tracht vor, die er, nachdem er sie aufmerksam betrachtet, nach Quito zu führen befahl, welche aber auf dem Wege in Pachacamac in einem Tempel geopfert wurden. Es waren zwei zurückgebliebene Leute Pizarros.

Ungeachtet der Gewaltthat Huascars lebten die Brüder vier Jahre in Frieden neben einander. Die Feindseligkeiten zwischen ihnen begannen, als die Provinz Canar sich von Quito losreißen wollte und Huascar als ihren Oberherrn erkannte, der wie Atahualpa Truppen hin schickte; der Krieg zwischen den Brüdern, in welchem sich Atahualpa die größten Grausamkeiten gegen die Canars sowohl als gegen Gefangene von Huascars Heer zu Schulden kommen ließ, endigte schließlich mit der Niederlage des Incas, der selbst von Atahualpas Feldherrn Quisquiz gefangen wurde und den Schmerz erleben mußte, daß Quisquiz vor seinen Augen seine besten Offiziere, seine liebsten Favoritinnen und zahlreiche Kinder tödten ließ, während Atahualpa mit dem Smaragd der Herrscher von Quito die Carmoisinbinde der Incas von Peru vereinigte (1532). In Mitte seiner Triumphe vernahm er, daß zahlreiche Fremde, den vor acht Jahren erschienenen ähnlich, in der Provinz Poechos gelandet hätten; sie ritten, hieß es, auf Thieren, größer und schneller als die Llamas, hätten Röhren, aus denen sie mit Donnerknall Feuer schleudern könnten und so schneidende „Macanas", daß sie einen Mann in zwei Hälften zu zerhauen vermöchten. Atahualpa suchte seine Unterthanen mit der Bemerkung zu beruhigen, daß diese Menschen wahrscheinlich Gesandte des Gottes Huiracocha seien, welcher gefeierte Name den Spaniern von da an blieb.

Ehe der Fortgang der Begebenheiten geschildert werden kann, muß ich, in eine frühere Zeit zurückgreifend, anführen, wie die Spanier zur Kenntniß von der Existenz Perus und des großen Oceans gelangten. Im Jahre 1513 hatte der älteste Sohn des

Caciken von Comagre*) auf der Landenge von Panama dem Capitän Vasco Nunnez de Balboa und seinen Soldaten Sklaven und Goldgeräthe gegeben, über dessen Theilung sie in heftigen Streit geriethen. Der Cacikensohn, dem dieses Benehmen von Wesen, die er zuerst mit Verehrung betrachtet hatte, mit Unwillen erfüllte, schlug mit der Faust auf die Waage, daß die Goldgeräthe umherflogen und sagte den Erstaunten, wenn ihnen Gold über Alles gehe und sie deßhalb so vielen Gefahren sich aussetzten, um friedliche Menschen zu überfallen, so wolle er ihnen eine Gegend sagen, wo sie ihren Heißhunger befriedigen könnten. Er zeigte nach den Bergen im Süden, jenseits welcher ein großes Meer sei, das man von ihren Gipfeln sehen könne. Dort führen große Schiffe mit Rudern und Segeln, alle Flüsse führten Gold ins Meer und die Könige daselbst tränken und speisten aus goldenen Gefäßen. Auf diese Nachricht drang Balboa durch die Berge und die Urwälder nach Süden vor und sah nach unglaublichen Beschwerden den großen Ocean zum ersten Mal am 25. September 1513. Einige Jahre später sprach man in Panama viel von einem Flusse Biru oder Peru, der im Süden liege und an welchem Völker wohnten, reich an Gold und Perlen. Drei Männer von geringer Herkunft: der 1510 unter Ojedas Befehl nach Panama gekommene Franz Pizarro, Diego von Almagro und Hernando de Luque faßten die Idee, diese Völker zu unterwerfen und legten ihre Fonds zur Ausrüstung zweier kleiner Schiffe zusammen, mit welchen Pizarro und Almagro nebst 182 Soldaten an die Küste von Peru segelten, aber bald von Hunger und Elend überwältigt umkehren mußten, wobei ihnen nur 52 Mann übrig blieben. Einiges Gold und einige nähere Nachrichten über die Existenz mächtiger Reiche im Süden hatten sie übrigens doch mitgebracht und alle drei schlossen bald einen neuen Contrakt unter sich ab, wobei sie die heilige Dreieinigkeit und die Jungfrau Maria

*) Dieser Cacik zeigte Balboa einen entlegenen Saal in seiner weitläufigen Wohnung, wo er die Körper seiner Vorfahren und Verwandten aufbewahrte. Man trocknete sie am Feuer, wickelte sie dann in einen mit Perlen, Gold und Juwelen verzierten Rock von Baumwolle und hängte sie an den Wänden des Saales an Baumwollschnüren auf.

anriefen, und hierauf jeder ein Drittel der Hostie genießend, das Abendmahl nahmen. Hernando de Luque schoß 20,000 Pesos oder 312,000 Franken gegen das Versprechen von Seiten der zwei Anderen vor, daß Schätze, Sklaven, Ländereien und Renten gleichgetheilt werden sollten. Pizarro und Almagro, ihre zweite Expedition antretend, segelten an der Küste Quitos und Perus hin, die majestätische Kette der Anden mit ihren Schneebergen und Vulkanen vor Augen, an deren Fuß eine Menge wohlgebauter Städte und fleißige Cultur des Landes sichtbar wurden. Da man ihre Habsucht und ihren Blutdurst noch nicht kannte, nahm man sie fast überall freundlich auf, bewirthete sie und versorgte sie mit Lebensmitteln, und bei einer Dame, welche Pizarro zum Besuch geladen hatte, erschien nach der Mahlzeit eine Schaar Jünglinge und Mädchen und führten beim Klang der Musik ihre Landestänze auf. Molina, einer der Begleiter Pizarros, sah auch eine Festung, einen Sonnentempel, dessen Wände mit Gold- und Silberplatten belegt waren, und ein Kloster mit Sonnenjungfrauen. Die Abentheurer überzeugten sich, daß hier ein reiches Land zu erobern sei, daß sie aber die Kraft dazu in Spanien schöpfen müßten, weßhalb sich Franz Pizarro mit Pedro de Candia, einigen geraubten Peruanern, einigen Lamas, kostbaren Gefäßen und Zeuchen 1528 nach Spanien aufmachte, um Kaiser Karl V. ihre Bitte vorzutragen.

Pizarro fand den Kaiser zu Toledo und wurde gnädig aufgenommen, aber es verfloß ein Jahr, bis er die Dekrete ausgefertigt erhielt, welche ihm die Eroberung von Neu-Castilien gestatteten, wie man Peru nennen wollte, und den Titel als lebenslänglicher Statthalter und Generalcapitän mit viceköniglicher Gewalt und dem Recht der „Repartimientos*).“ Für

*) Der Erfinder der Repartimientos scheint Pedro Arias zu sein. Derselbe gründete im Namen der Königin Isabella- und ihres Sohnes Don Carlos (Karl V.) die Stadt Panama. Die Fürsten des Landes brachte er in harte Vasallenschaft, vertheilte ihre Ländereien an seine Kolonisten unter dem Namen repartimientos, ähnlich wie die merowingischen Könige das Land und dessen Bewohner als Leibeigene an ihre Krieger vertheilten. Chaix a. a. O. I, 112.

seine beiden Genossen hatte er zwar geringere, aber noch höchst bedeutende Stellungen und Vortheile ausgewirkt.

So konnte mit größeren Kräften die dritte Expedition nach Peru unternommen werden, wo in Folge der Bruderkriege mit Quito die Befestigungen theilweise zerfallen und die Küstengegenden von Truppen entblößt waren und den Eindringlingen, die bereits allerlei Gewaltthätigkeiten verübten, kein Widerstand entgegengesetzt wurde. Pizarro konnte deßhalb ohne Kampf die westliche Kette der Cordilleren übersetzen, wo er erfuhr, daß der Inca Atahualpa sich in Caxamarca befinde, wohin der Spanier einen Edeln von Tangarara mit einer Botschaft an den Inca sandte. Dieser suchte die Fremden durch Geschenke aufzuhalten und ließ die Stadt Caxamarca zu ihrem Aufenthalte leeren. Als die Spanier den Ostabhang des Gebirges hinabstiegen, sahen sie die Stadt in ihrem reizenden Thale und eine Stunde von ihr entfernt das Lager des Inca mit Tausenden bunter Zelte in regelmäßiger militärischer Anordnung. Nachdem Pizarro in das verlassene Caxamarca eingerückt war, schickte er den verwegenen Hernando de Soto mit einem Reitertrupp in das Lager; de Soto und Hernando Pizarro drangen bis zum Inca, der unvorsichtig genug war, ihnen zu versprechen, daß er am nächsten Tage ihren General besuchen wolle. Franz Pizarro rüstete aber in Caxamarca zum Kampf, entschlossen, den Inca mit Gewalt in der Mitte der Seinigen zum Gefangenen zu machen, den Inca, dem er eben hatte versprechen lassen, für ihn gegen seine Feinde kämpfen und ihm das Licht einer beglückenden Religion bringen zu wollen; die spanischen Mönche blieben die ganze Nacht in Gebet und Bußübungen.

Der Inca, noch im letzten Augenblicke schwankend und im Begriff, den Besuch zu verschieben, gab doch am nächsten Tage den dringenden Bitten Pizarros nach und kam gegen Abend mit zahlreichem, aber unbewaffnetem Gefolge in die Stadt, — der beste Beweis für seine friedlichen Absichten. Er erschien, unter dem Klange von Liedern und Trompeten, getragen auf einer Sänfte von Gold und Silber, die mit glänzenden Federn verziert war, in reichem Costüm mit einem Smaragdenhalsband, die karmoisinrothe Borla auf der Stirne, imposant und ruhig.

Sein Gefolge, 5—6000 Personen stark, sämmtlich unbewaffnet, sogar seine Garde, erfüllte den großen Platz von Caxamarca, während die Spanier in den umliegenden Palästen im Hinterhalte lagen. Da näherte sich auf Befehl Pizarros der Dominicauer de Valverde dem Inca und fing an, ihm von der Dreieinigkeit, dem Sündenfall und der Erlösung durch Jesus, sowie dessen Himmelfahrt zu reden und wie der Apostel Petrus den Päbsten alle Gewalt auf Erden, auch über die Könige gegeben*). Einer der Päbste habe dem Monarchen von Spanien, dem mächtigsten der Erde, befohlen, die Reiche der neuen Welt zu erobern und die Einwohner zu bekehren, und der General Pizarro habe dieses auszuführen; der Inca solle seine Irrthümer abschwören, den Christenglauben annehmen und Kaiser Karl V. tributpflichtig werden. Da erglühte das Antlitz Atahualpas vor Unwillen und er sprach: Der mächtigste Monarch der Erde bin ich. Euer Kaiser mag auch groß sein und ich bin bereit, ihn als Bruder anzusehen, der Pabst hingegen muß ein Thor sein, indem er Länder verschenken will, die ihm nicht gehören. Ich werde meinen Glauben nicht ändern, um einen Gott anzubeten, der durch die Menschen getödtet wurde, welche er doch geschaffen haben soll; mein Gott ist die Sonne (der Inca wandte sich hiebei an die eben hinter den westlichen Cordilleren untergehende), er lebt unvergänglich im Himmel und seine Strahlen schweben über seinen Kindern. Auf welche Autorität hin sagtet Ihr, was ich eben hören mußte? Der Pater zeigte auf die Bibel, die er eben in der Hand hatte, der Inca ergriff sie, und nachdem er einige Blätter umgeschlagen, warf er sie, aufflammend in Unwillen über die Unverschämtheit des Paters und denkend an die Gewaltthaten und Morde, welche die Spanier während ihres Anmarsches an seinen Unterthanen begangen, zur Erde und rief Valverde zu: daß er Rechenschaft von seinen Genossen für ihre Unthaten verlange. Der Pater schrie: Rache,

*) Alonzo de Ojeda war einer der ersten, welche den amerikanischen Indianern in der allerunverständlichsten und unverständigsten Weise von dem Recht des Pabstes sprachen, über alle Länder und Völker des Erdkreises zu verfügen und wie derselbe diese Länder den Königen von Castilien und Leon zugesprochen habe. Chaix I, 42 ff.

Rache! Wir verlieren unsere Worte mit diesem Hunde, der Gottes Wort verachtet! Auf an's Werk, ich absolvire Euch! Pizarro aber schwang seine Schärpe, worauf die Geschütze, die er auf dem Fort placirt hatte, donnerten und seine rings um den Platz versteckten Soldaten, Reiter und Fußgänger, auf die unbewaffneten Peruaner einstürzten, die sich, ihren Fürsten mit ihrem Leibe deckend, wehrlos hinschlachten ließen; durch eine Gasse von Blut gelangte Pizarro zum Inca, der gefangen wurde, nachdem 2000 seiner Edeln den Platz bedeckt, die Verwundeten nicht gezählt. Die Spanier gewannen viel Goldschmuck und Smaragden von den Getödteten und Gefangenen, aber viel reichere Beute fiel ihnen bei der Plünderung des Lagers des Inca zu, das von seinen Truppen verlassen worden war. Und welche Schmach wartete Atahualpas, für dessen Auslösung doch Pizarro unglaubliche Massen von Gold und Silber in Barren und Geräthen und von Edelsteinen aus den Tempeln und Palästen erhielt! Seine Commissäre raubten aus dem Sonnentempel von Cuzco unter schändlicher Mißhandlung der Sonnenjungfrauen, welche fliehen mußten, auch das prachtvolle Karnies, welches aus 700 strahlenförmig geordneten Goldplatten geformt, die Sonne darstellte (ein Menschenantlitz von Flammen und Strahlen umgeben) und Andere plünderten den Tempel des Pachacamac in der Stadt seines Namens, die ein berühmter Orakel- und Wallfahrtsort war, wo übrigens Menschenopfer stattfanden. Die Beute, welche die Spanier hier an Gold, Smaragden, Krystallen und Türkissen fanden, blieb übrigens hinter ihren Erwartungen zurück; sie wußten indeß von den Gouverneurs des peruanischen Gebiets überall Massen von Gold und Silber zu erpressen, die von allen Seiten in das Hauptquartier von Caxamarca strömten.

Für Atahualpas Ranzionirung waren über 23 Millionen Franken zusammengebracht worden, was nach dem jetzigen Münzfuß wohl 100 Millionen beträgt, und die geringsten Soldaten erhielten 60—80,000 Franken. Aber Pizarro ließ den Inca nicht frei, sondern beschloß seinen Tod; täglich lag er ihm und dem mitgefangenen Feldherrn Calicuchima über angebliche Verschwörungen gegen die Spanier in den Ohren, während doch das

Volk in stumpfer Gleichgültigkeit verblieb. Pizarro und Almagro mit 24 Beisitzern waren die Richter, Riquelme führte die Klage als Kronanwalt, Hernando de Soto, der dem Inca das Leben retten wollte, war nach Guamachuco detachirt worden. Man klagte den Inca an wegen Usurpation des Thrones, Götzendienst, Polygamie (!), Verschleuderung des Staatsvermögens während der Gefangenschaft bei den Spaniern, Schürung des Aufstandes gegen sie. Atahualpa wußte alle Beschuldigungen siegreich zu widerlegen, aber der schändliche Dolmetscher Felippo fälschte die Aussagen der Entlastungszeugen, so daß die Majorität der Richter für den Tod stimmte, doch wollten elf derselben an Kaiser Karl V. appelliren. Da bot der Pater Valverde statt dieser elf seine ungesetzliche Unterschrift unter das Bluturtheil an und es wurde am 29. August 1533 durch den Strang vollzogen, nachdem Valverde von Atahualpa noch die Taufe durch die Hinweisung auf den Scheiterhaufen erzwungen hatte, auf dem er im Weigerungsfall lebendig verbrannt werden sollte. Der heuchlerische Pizarro aber proklamirte als Inca Atahualpas ältesten Sohn Hualpa Capac und setzte die Borla auf sein Haupt, jedoch der heldenmüthige sechszehnjährige Jüngling schleuderte sie zu Boden, als der Dränger fort war und starb nach zwei Monaten in der Gefangenschaft. Eine der Töchter Atahualpas nahm Pizarro zu seiner Concubine und ließ sie unter dem Namen Donna Angelina taufen*).

Nach dem Tode des Incas brach die Anarchie in dem unglücklichen Lande aus, die Unterthanen begannen zu plündern und zu sengen, die Sonnenjungfrauen verließen die Tempel

*) Die Meisten, welche den Tod Atahualpas herbeigeführt und gegen die Peruaner gewüthet hatten, kamen in der Folge auf gewaltsame Weise um: der schurkische Felippo wurde geviertheilt, Valverde, der Bischof von Cuzco geworden, von den Bewohnern der Insel Puna getödtet, Almagro, im Bürgerkrieg gegen Pizarro unterliegend, auf dessen Befehl erdrosselt, Orgonnez getödtet, Franz Pizarro als Vicekönig von den verschworenen Almagristen in seinem Palaste zu Lima erstochen, Gonzalo Pizarro, Carvajal und viele andere Chefs als Rebellen gegen Kaiser Karl V. hingerichtet, Hinojosa in der Stadt la Plata ermordet. Die Conquistadores wütheten in den Bürgerkriegen auf das grausamste gegen einander und viele kamen auf dem Schlachtfeld oder auf dem Schaffot um.

und kehrten zu ihren Eltern zurück, die Feldherren strebten nach der Herrschaft, die kurz zuvor eroberten Provinzen rissen sich wieder vom Reiche los. Nach siebenmonatlichem Aufenthalt verließ Pizarro Caxamarca, den neuen Inca Toparca, sein Geschöpf, und den alten General Calicuchima mit sich schleppend. Den Amazonenstrom (Tunguragna) aufwärts gegen seinen Ursprung und weiter südwärts marschirend, gelangte er nach dem herrlichen Thal von Xauca und der Stadt gleichen Namens, die von dem für sein Vaterland jetzt auftretenden Feldherrn Quizquiz den Spaniern streitig gemacht, aber doch von ihnen genommen wurde. Auch Vilca, einen Lieblingsaufenthalt der Incas mit seinem Sonnentempel konnte Quizquiz nicht halten und eben so wenig das Thal von Xaquixaguana mit seinen zahlreichen Villen reicher Peruaner. Toparca war auf dem Marsche gestorben, Chalicuchima ließ Pizarro, ihn des Einverständnisses mit Quisquiz beschuldigend, verbrennen und derselbe widerstand allem Zuspruch Valverdes und starb, seinen Gott Pachacamac anrufend. Nachdem Quizquiz sich nach seinem Vaterlande Quito zurückgezogen, rückte Pizarro ohne Schwertstreich in Cuzco ein, wo er noch große Reichthümer fand und noch mehr den Einwohnern durch die Folter abpreßte. Der niederträchtige Bruder und Erbe Huascars, Manco Capac, kam nach der Hauptstadt und schloß mit dem Landesfeinde ein Bündniß; Pizarro befestigte die Borla auf seinem Kopfe. Der grausame Feldherr Ruminahui, der seinen Herrn Atahualpa bei Caxamarca schmählich verlassen hatte und mit seinen Truppen nach Quito geeilt war, bemächtigte sich dieses Landes und ließ alle Angehörigen der Incafamilie, welche er zu sich gelockt hatte, ermorden. Als die Spanier unter Benalcazar gegen Ruminahui zogen, der ihnen hart zu thun gab, so daß sie bereits den Rückzug antreten wollten, begann der Vulkan Cotopaxi in der Nacht so furchtbar zu donnern, daß die erschreckten Quitos dieses für ein Zeichen nahmen, daß der Gott Huiracocha sie Alle vernichten wolle und sich in wilde Flucht stürzten, worauf die Spanier ihren Marsch nach Quito fortsetzten und den Einzug daselbst erzwingen konnten; Benalcazars Lieutenant Ampudia wurde der Verwüster Quitos und der Mörder seiner Bewohner.

Quizquiz ward vom Inca Huayna Palcon erstochen, weil er sich einer Unterhandlung mit den Spaniern widersetzt hatte, und da dieser Inca bald nachher starb, hörte für längere Zeit der Widerstand auf und die Spanier, an deren Spitze nun Franz Pizarro, Almagro und Alvarado standen, waren die Herren von Peru geworden. Der Inca Manco Capac lebte zwar, um die Augen des Volkes zu blenden, von einem gewissen Glanz umgeben, im Palast seiner Vorfahren zu Cuzco, in Wahrheit war er nur ein Gefangener der Spanier. Hernando Pizarro aber brachte unermeßliche Schätze nach Spanien, um das der Krone gebührende Fünftheil derselben zu Füßen Karls V., der eben in Calatayud die Cortez von Aragonien versammelt hatte, nieder zu legen; ganz Spanien war in Jubel über die langen Reihen goldbeladener Wagen, mit welchen die Conquistadores durch seine Provinzen zogen.

Es ist nicht die Aufgabe dieses Vortrages, welcher ein Bild der peruanischen Cultur geben will, Perus fernere Schicksale zu schildern. Die harte Bedrückung der fremden Eroberer trieb das unglückliche Volk noch öfter zu bewaffneten Aufständen. Am meisten Aussicht auf Erfolg hatte der unter dem aus Cuzco entflohenen Manco Capac, wo Pizarro, nachdem er in einer förmlichen Schlacht bei Yucai vor den Peruanern nach Cuzco zurückweichen gemußt, daselbst durch ein zahlreiches Heer mehrere Monate lang belagert wurde und in der durch die Indianer verbrannten Stadt sicher zu Grunde gegangen wäre, hätten jene nicht aus religiöser Bedenklichkeit den Sonnentempel geschont, in welchem die Spanier ihre Rettung fanden. Lima, welches Pizarro gegründet und zur Hauptstadt des Reiches gemacht, Xauca und Truxillo waren mit Cuzco zugleich belagert worden, aber überall fehlte der rechte Ernst und Verstand und hiemit auch der Erfolg. Das Unglück des Landes wurde kaum gemildert, als die Conquistadores selbst in Bürgerkrieg geriethen und auch den Commissären bewaffneten Widerstand leisteten, welche Karl V. nach Peru gesandt hatte, um dem Elend der Indianer abzuhelfen und im zerrütteten Lande wieder Ordnung herzustellen. Was dem Statthalter des Kaisers Blasco Nunnez nicht gelang, der in der Schlacht von Iñaquito gegen den rebellischen Gonzalo

Pizarro fiel, das erreichte der kluge Präsident Pedro de la Gasca, welcher, nachdem bei Xaqnicaguana Gonzalo Pizarros Truppen fast sämmtlich zu denen des Kaisers übergegangen waren, Pizarro nebst seinem eben so kühnen als grausamen Lieutenant Carvajal, einen unvergleichlichen Soldaten, nebst einer bedeutenden Zahl anderer Chefs hinrichten ließ, in Cuzco einzog und im Lande die Autorität des Kaisers wieder herstellte. Der Vicekönig Mendoza begünstigte abermal die Unterdrückung der Eingeborenen und befestigte ihre Sklaverei für immer; den letzten Inca Tupac-Amaru ließ er schmählich hinrichten und scharrte für sich unermeßliche Reichthümer zusammen, die aber Philipp II. in Beschlag nahm. Die letzten Aufstandsversuche des Tupac-Catari und Diego Condorcanqui endigten ebenfalls mit deren Untergang. — Die Conquistadores lebten in ihren Repartimientos als Grandseigneurs, zum Theil mit einem Einkommen, welches das mancher europäischer Fürsten überstieg und schalteten über Tausende von Indianern mit despotischer Willkür. Besonders verderblich war die Arbeit in den Bergwerken, zu welchen das Volk mit unerbittlicher Härte angehalten wurde*), viele flohen in die Wildniß, andere, oft ganze Familien, tödteten sich selbst. Die Bemühungen mancher edeln Menschen, zuerst des berühmten Dominicaners de las Casas, der in seiner Karl V. übergebenen „Geschichte der Verwüstung Indiens" die begangenen Unthaten schilderte und den Kaiser zu sofortigem Einschreiten und gemessenen Befehlen veranlaßte, des Historikers Ondegardo, Regidors von Cuzco, des Provisors Morales, de Zurita's, Mitglied des obersten Gerichtshofs von Neugranada, Guatemala und Mexiko, die Bemühungen auch des Clerus für Rettung der Indianer vermochten eben so wenig dem Uebel Einhalt zu thun, als die Verordnungen Philipps II.; die Krone war in jenen fernen Ländern zu unmächtig, um den Räubern ihre Beute zu entreißen. Die eingeborene Bevölkerung Perus, Quitos, Bolivias, noch 1551 auf mehr als acht Millionen

*) Man berechnet den Ertrag aus den peruanischen Bergwerken von 1545—1800 auf etwas mehr als acht tausend Millionen Franken.

geschätzt, sank im Laufe von drei Jahrhunderten auf etwa zwei Millionen herab.

Im 18. Jahrhundert fanden als letzte Zuckungen einer untergehenden selbstständigen Nationalität nochmal zwei Aufstände statt, der eine 1742 unter Juan Santas, der von den Incas abstammen wollte, der zweite gefährlichere von 1780 unter Juan Gabriel Condorcanqui, die jedoch ohne große Kraftentwicklung niedergeschlagen wurden. Als in unserem Jahrhunderte die spanischen Kolonieen vom Mutterlande abfielen, blieb Peru, wo dieses seine meisten Truppen stehen hatte, ruhig, wurde aber zuletzt durch den im Dienste von Buenos Ayres stehenden, von Chili unterstützten General San Martin insurgirt, welcher am 9. Juli 1821 in der Hauptstadt Lima einzog und als Protektor der „Republik Peru" ausgerufen wurde, nachdem er den spanischen General la Serna in mehreren Treffen besiegt hatte. Als San Martin sich zurückzog, übernahm Bolivar als Diktator die Leitung der Angelegenheiten, und nachdem die spanischen Generale durch Sucre wiederholt geschlagen worden waren, mußten die Spanier durch die Capitulation von Ayacucho ganz Peru bis auf Callao räumen, worauf sich ein Theil der Provinzen als besondere Republik Bolivia konstituirte. Zuletzt entstanden sogar vier solcher Republiken neben einander; aus dem ehemaligen Quito die Republik Ecuador. Es herrschte in ihnen bald die Parthei der Centralisten, bald der Föderalisten, die Gewalt ging in rascher Folge von einem Militärhäuptling zum andern über, auch geriethen sie unter einander in Krieg und erst in den letzten Jahren scheint etwas mehr Ruhe und Sicherheit eingetreten zu sein.

Die gegenwärtige Gesammtbevölkerung von Ecuador, Peru und Bolivia zusammen erreicht kaum fünf Millionen Menschen, von welchen auf die Nachkommen der Quitschuas, Aymaras und der anderen Urbewohner etwa zwei Millionen kommen dürften, während die übrigen Spanier, Kreolen, Mulatten, Mestizen, Neger sind, — ein widerwärtiges Gemisch von Rassen und Nationen, ohne originelle Cultur, ohne irgend bemerkenswerthe Leistungen für den Fortschritt der Menschheit, ist an die Stelle der alten Peruaner getreten. Diese unterlagen der so

geringen Zahl der Spanier aus den verschiedensten Gründen. Es waren nicht allein die Stahl- und Feuerwaffen, die Pferde, die Kriegszucht und unerschütterliche Tapferkeit dieser letzteren, sondern noch mehr die geistige Superiorität der Rasse und deren weiter fortgeschrittene Entwicklung, verbunden mit gewissen religiösen Ueberlieferungen, welche in den Spaniern höhere Wesen von göttlicher Abkunft erblicken ließ. Hiezu kam die Naivetät und Beschränktheit eines Naturvolkes, das von der Falschheit und Verwegenheit der Eroberer keine Ahnung hatte und sich keineswegs des Schlimmsten von ihnen versah, dann der Nachtheil, in dem stets die Angegriffenen, Besitzenden den nach Besitz gierigen Angreifern gegenüber stehen, die Uneinigkeit in Folge des Bürgerkrieges zwischen Peru und Quito und wieder zwischen den einzelnen Stämmen, so daß die Spanier Unterstützung bei den Indianern selbst fanden, die politische Blindheit mehrerer Incas, die mit den Spaniern unterhandeln wollten und sich ihnen überlieferten. An militärischer Tüchtigkeit standen die Peruaner, sowohl was die Leistungen der Führer als die der Soldaten betrifft, den viel weniger zahlreichen Mexikanern weit nach. Sie scheuten den Kampf Mann an Mann und griffen trotz ihrer großen Zahl den Feind mit Steinen und Pfeilen fast immer nur aus der Ferne an; sie ließen ihren Inca in Caxamarca im Stiche, gaben die Hauptstadt ohne Schwertstreich preis, während die Azteken die ihrige Stück für Stück, zuletzt noch den Tempel mit dem aufopferndsten Muthe vertheidigten, und blieben überall bei halben Maßregeln stehen, wo es nur eines energischen letzten Griffes zur Vernichtung der Feinde bedurft hätte. — Die Entwicklung von Peru und Mexiko wurde vor der Zeit gewaltsam unterbrochen und vernichtet und damit die Lösung des interessanten Problem's unmöglich gemacht, bis zu welcher Form und zu welcher Höhe der Civilisation die amerikanische Rasse hätte gelangen können, wenn ihr das unerbittliche Geschick die Zeit hiezu vergönnt hätte.

Nachwort.

Der Gang der Natur bei der Entwicklung der Erde und der organischen Wesen war so, daß aus dem ursprünglich Einen das Mannigfaltige hervorging; es ist denkbar, daß das Ziel aller weitern Entwicklung sein wird, das Mannigfaltige, Verschiedenartige, Getrennte wieder in eine ideale Einheit zusammen zu fassen. Eine solche würde einerseits darin bestehen, daß der Mensch mit der Natur in eine innigere Verbindung tritt, sie ihm immer durchsichtiger und vertrauter wird, daß er sie immer besser kennen, genießen und gebrauchen lernt, und zweitens darin, daß die verschiedenen Glieder der Menschheit, die Rassen und Völker zu einer lebendigeren organischen Wechselwirkung gelangen. Es mag dieses der Zweck des Daseins der Menschheit auf Erden sein; es ist wenigstens denkbar, daß er es sei. Wenn nun aber manche Philosophen den Zweck des Menschen damit vollendet und erfüllt ansehen, so könnte ich nicht beistimmen. Bedenkt man, daß im Wesentlichen die menschlichen Geschicke die gleichen geblieben sind seit dem Anfang der Geschichte, daß Krieg und Frieden, Glück und Elend immer gewechselt, die Starken immer die Schwachen beherrscht und unterdrückt haben, daß zwischendurch zerstörende Elementarereignisse und Weltseuchen ihren unheilvollen Einfluß geltend machten, so scheinen mir solche Ansichten, wie sie z. B. Noack ausspricht*), in das Reich der Träume zu gehören. Ich glaube nicht, „daß die Kirche des Geistes, die freie sittliche Gemeinde die empirische Welt zu durchdringen und zu verklären vermag", wobei „die Natur zum Geiste erhoben wird." Ich glaube nicht,

*) Propädeutik der Philosophie, S. 492.

„daß durch die Menschen der ganzen Erde die Spuren des Geistes eingegraben werden, wodurch sie von ihrer Endlichkeit und Unfreiheit erlöst und zur neuen Erde wird, deren autonomer Herr und Besitzer der Mensch ist.“ Diese Erde gehorcht den kosmischen Gesetzen und der Mensch, der nur wie ein Infusorium an ihr haftet, muß ihr auf ihrer jährlichen Bahn um die Sonne und auf ihrer unbekannten Bahn durch den Weltraum folgen, er mag wollen oder nicht — er muß der Erde in die Vernichtung folgen, wenn sie in Conflict mit anderen Weltkörpern kommen sollte oder wenn sie, wie aus gewissen Gründen wahrscheinlich ist, wegen der immer mehr abgeschwächten Centrifugalkraft einst auf die Sonne stürzen wird. Im Ganzen und Großen ist der Mensch der Erde gegenüber so unmächtig, wie die am Berge kriechende Milbe dem Berge gegenüber und alles Reden von Beherrschung der Erde ist vollkommen leer. Wir können die Natur nicht beherrschen, sondern nur von ihr Nutzen ziehen, indem wir ihre Gesetze befolgen, wie z. B. der Schiffer sein Fahrzeug und die Schifffahrt immer mehr verbessert, um auf dem Ocean fortzukommen und dessen Gefahren zu bestehen. „Damit, schließt Noack, ist das Himmelreich auf Erden nicht als ein Geschenk der Gnade, sondern durch das freie sittliche Thun der Menschheit errungen und die absolute Vollendung der Dinge eingetreten.“ Auch hievon kann ich nichts zugeben. Es hat von jeher bessere und schlechtere Zeiten gegeben, es wird aber nie ein Himmelreich auf Erden geben. Dieß ist ein längst verlassener chiliastischer Begriff, den sich gewisse Philosophen des 19. Jahrhunderts nach ihrer Weise angeeignet haben, so daß sie ein Reich der Herrlichkeit und Glückseligkeit nicht bloß von 1000 Jahren, sondern von unbegrenzter Dauer und nicht durch Christi Wiederkunft, sondern durch das Thun des Menschen herbeiführen lassen. Wie könnte übrigens im System Noacks, welcher seinen Scharfsinn und seine vielseitigen Kenntnisse dazu anwendet, in seiner Zeitschrift „Psyche“ schon mehrere Bände hindurch zu erweisen, daß es keine Psyche gibt, eine Ansicht Platz finden, welche über die Erde hinausgreifend, den Menschengeist als ein Ewiges auffaßte?

Ein neuer Schriftsteller, Dr. Löwenhardt*), vertritt eine ganz ähnliche Anschauung. Er leugnet (S. 315 ff.) mit der wahrhaften menschlichen Persönlichkeit auch die Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit, schließt die Bestimmung des Menschen ebenfalls mit dem irdischen Leben ab und legt bei der Frage über die Herbeiführung des vollkommensten und glücklichsten Zustandes das Hauptgewicht auf die Freiheit. Das übermäßige Preisen demokratischer Einrichtungen zeigt sogleich, daß ihm eigene Erfahrung hierüber fehlt und daß diese Klasse von Schriftstellern wohl aus der Ferne den bestechenden Schein, aber nicht die Miseren der Demokratie wahrnimmt, welche an ihr wie an allen Staatsformen haften, weil sie eben menschlich sind. Mit dieser Einseitigkeit stimmt ganz überein, wenn L. „die Frische des gegenwärtigen Lebens der Geschichte" Amerika zuschreibt, eine gänzliche Verkennung des objektiven Thatbestandes, indem ohne Zweifel Europa der Sitz der edelsten Bildung nicht nur, sondern auch der überwiegenden Macht ist, von deren Entscheidungen die Schicksale der übrigen Erdtheile abhängen. — Guizot hatte bei der Civilisation unterschieden einmal die geistige, individuelle, dann die politische Entwicklung, die beide in inniger Wechselwirkung stehen, wo aber bei der Frage, welche Zweck und welche Mittel sei, Guizot sich zu Royer-Collards Meinung bekennt, daß die Entwicklung der Gesellschaft nur das Mittel zur Entwicklung des Individuums ist**). Dr. Löwenhardts Bemühungen, die Meinungen dieser zwei hervorragenden Geister durch eine entgegengesetzte seinerseits zu widerlegen, dürften schwerlich Erfolg haben. Gerne wird man aber seiner

*) Die Identität der Natur- und Moralgesetze, Leipzig 1863.

**) „Die menschlichen Gesellschaften entstehen, leben und vergehen auf dieser Welt, hier erfüllt sich ihre Bestimmung. Allein den ganzen Menschen begreifen sie nicht in sich. Nachdem dieser sich der Gesellschaft angeschlossen hat, bleibt ihm noch der edlere Theil seiner selbst, bleiben ihm noch jene hohen Fähigkeiten, vermöge welcher er sich zu Gott, zu einem künftigen Leben, zu einer ungekannten Glückseligkeit in eine unsichtbare Welt erhebt. Wir mit Persönlichkeit und Unsterblichkeit begabte Wesen haben eine andere Bestimmung als die Staaten." Royer-Collard, Rede über den Gesetzesentwurf wider den Kirchenfrevel.

Ansicht beistimmen, „daß, wenn auch der Protestantismus sich selbst überlebt habe, deswegen das Christenthum nicht erschöpft und die Welt einer neuen Lehre nicht bedürftig sei.“ Vielmehr glaube er fest, daß das Wesen des Christenthums, die reine Liebe, die allgemeine Liebe, auch zu anders Denkenden, selbst zu den Feinden, sich nie überleben könne. Es ist dabei nur zu bedenken, daß zur Bethätigung und Regelung derselben Institutionen, d. h. Kirchen nothwendig sein werden.

Seit Millionen von Jahren scheint sich das Weltall im Ganzen nicht wesentlich verändert zu haben, obschon einzelne Weltkörper zu Grunde gegangen, andere neu entstanden sein mögen und aller Wahrscheinlichkeit nach wird es in Ewigkeit so gehen. Auf der Erde hat es seit Jahrtausenden verschiedene Formen der Civilisation gegeben und zugleich bestand neben dieser immer auch die Barbarei; das Schauspiel, was sich uns hiebei darbietet, ist keineswegs eine Verklärung und Erhebung, sondern ein fortwährender Kampf um das Dasein und dessen nothwendige Bedingungen, in welchem in der Regel die Stärkeren und Vorgerückteren siegen. Wie soll ferner der Mensch den Conflict der Naturkräfte verhindern können, die vulkanischen Ausbrüche und Erdbeben, das Zusammenstürzen von Bergen, den Fall der Lawinen, die Ueberschwemmungen und rasenden Orkane, — er hat auf all dieses keinen Einfluß. Wie soll überhaupt von einer Verklärung und einem paradiesischen Zustand die Rede sein können auf der Erde, wo der Tod seine Macht übt und das Gewisseste ist, was Jedem bevorsteht? Es scheint mir daher das irdische Leben nur ein Entwicklungszustand, und wenn überhaupt eine Verklärung und Vollendung eintritt, diese nur in einer anderen Daseinsart möglich zu sein. Man kann sich ein Reich geistiger Wesen denken, welche von der Gewalt und Hemmung der Natur frei sind und mit der Erkenntniß begabt, daß nicht mehr wie hier Gewalt und List, Schein und Berechnung zur Geltung führen, sondern nur die Förderung der höchsten Ideen, die Befolgung des unendlichen heiligen Willens. Es scheint mir hinsichtlich der Herbeiführung eines Reiches Gottes und eines paradiesischen Zustandes auf der Erde durch unsere Civilisationsbestrebungen etwa wie mit der Philosophie

zu sein, welche, nachdem sie sich in den verschiedenen Systemen Jahrtausende hindurch versucht hat, wie am Anfange fragend vor der großen Sphinx steht, die nicht das Räthsel löst, was Wahrheit sei, sondern immer aufs neue spricht: Suche und hoffe! Wie alle Systeme der Philosophie Wahrheit in sich hatten, so war bei allen bisherigen Staats- und Culturformen, welche sämmtlich ungenügend und vergänglich waren, menschliches Glück bis auf einen gewissen Grad möglich, aber die dem Geist allein genügende Seligkeit ist auf Erden so wenig zu Hause als die unverschleierte Wahrheit. Einigermaßen befriedigende Zustände lassen sich jedoch durch die Culturbestrebungen ohne Zweifel herbeiführen und Freiheit und Bildung und Wohlstand allgemeiner verbreiten. Mögen Deutschland und die ihm befreundeten Völker hierin allen anderen vorangehen und aus der Zerrissenheit zur Einheit, aus der Schwäche, welche erstere begleitet, zur Stärke gelangen, welche die letzte gibt!

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.